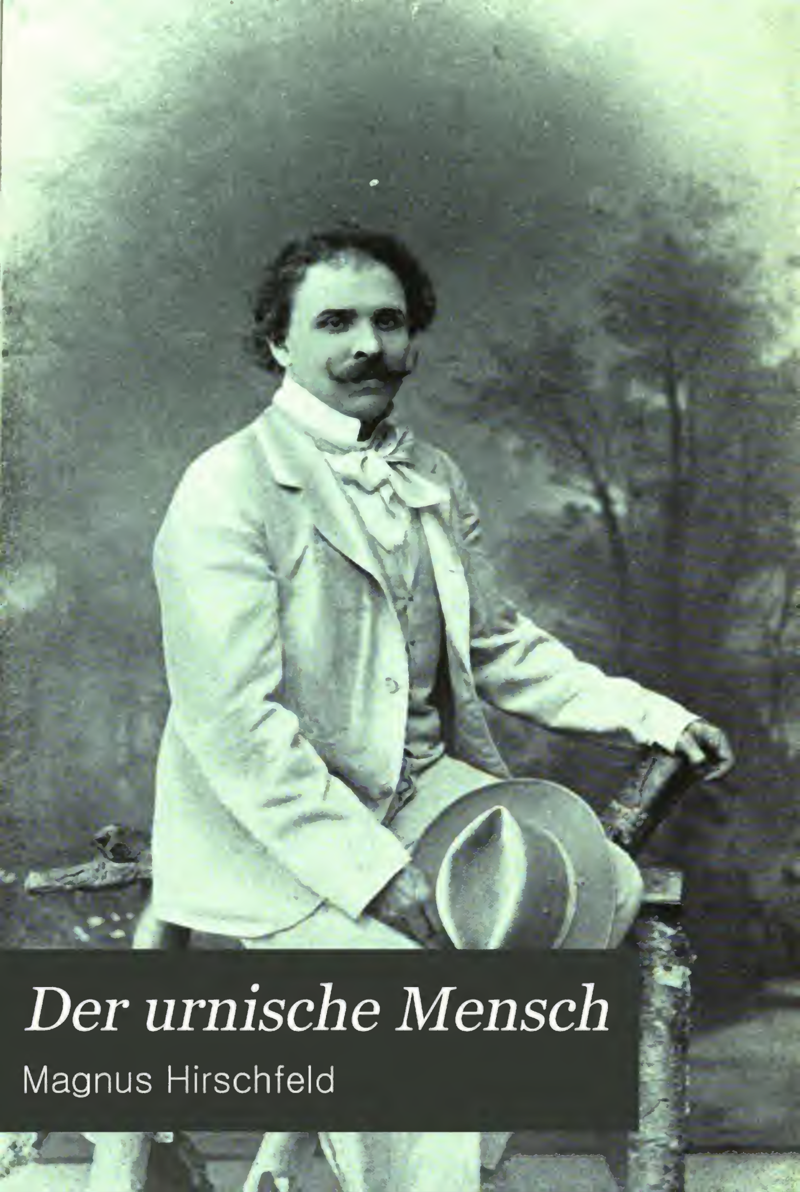
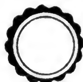


Der urnische Mensch

Magnus Hirschfeld




ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV. ANG.
SIGILLVM
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS



Germany

Der urnische Mensch.

Von

Dr. Magnus Hirschfeld.

Leipzig.
Verlag von Max Spohr.

[illegible]

Nietzsche: Fröhliche Wissenschaft. Aph. 7:

Alle Arten Passionen müssen einzeln durchgedacht werden, einzeln durch Zeiten und Völker, große und kleine Einzelne verfolgt werden; ihre ganze Vernunft soll ans Licht hinaus!

Thomas Carlyle:

Jedes Gute, das irgend möglich, wird einst wirklich sein; so tief und traurig wir es empfinden, daß wir noch in finsterer Nacht stehen, so fest und unerschütterlich ist unser Vertrauen, daß der Morgen nicht ausbleiben wird. Schon sehen wir, vorausblickend, im Aufgang Streifen der Dämmerung. Wenn die Zeit erfüllt ist, wird der Tag anbrechen.

„Beobachten, meine Herren, beobachten!“ mit diesen Worten begann und schloß mein verehrter Lehrer, Freiherr von Recklinghausen, von der Universität Straßburg, fast jede seiner Unterrichtsstunden. Er zeigte sich mit diesen Worten, deren Inhalt dem geistvollen Mann ganz in Fleisch und Blut übergegangen war, als echter Schüler Virchows und jener Richtung, welche in den ersten Jahrzehnten des letzten Jahrhunderts ihr Hauptaugenmerk darauf richtete, mit den naturphilosophischen Spekulationen früherer Zeiten aufzuräumen, anstelle theoretischer Erwägungen exakte Ermittelungen zu setzen. Nicht vergilbte Pergamente, nicht der tote Buchstabe, die lebendige Natur selbst sollte die einzige Quelle der Naturerkenntnis sein. Es galt als Erfordernis der Wissenschaftlichkeit, mit oder ohne Zuhilfenahme von Instrumenten, selbständig Einzelbeobachtungen zu sammeln, aus ihnen Schlüsse zu ziehen, die um so zwingender waren, je größer das zugrunde gelegte Material war. Auch der Uranismus ist eine Erscheinung, die sich nicht bei der Studierlampe, sondern nur am Objekt ergründen läßt. In den letzten Jahren haben viele Männer über ihn geschrieben, die Literaturkenntnis und Sachkenntnis, Geschichtsforschung und Naturforschung für gleichbedeutend hielten. Was würden wir wohl von einem

Autor halten, der über die Ursachen der Tuberkulose schriebe, ohne je einen Schwindsüchtigen untersucht zu haben, der vom Wesen des Weibes spräche, ohne eins zu kennen? Kürzlich wandte sich ein Gelehrter, der mancherlei über die Homosexualität veröffentlicht hatte, mit der Bitte an mich, ihm doch Homosexuelle vorzustellen, da er bisher nicht Gelegenheit gehabt habe, solche persönlich kennen zu lernen. Ein anderer Autor, Dr. Iwan Bloch, ein um die Geschichte der Medizin sehr verdienter Forscher,[1]) berichtet, wo er von der nach seiner Meinung sehr großen Seltenheit der Homosexualität spricht, von Effertz,[2]) daß dieser, — wir zitieren wörtlich — „aus dessen Buche eine große Erfahrung spricht, noch niemals einen echten Homosexuellen gesehen haben will.“ Wenn aber irgendwo, so führt auf dem Gebiete des Uranismus nur das Kennen zum Erkennen, nur die objektive Beobachtung, Untersuchung und Vergleichung zum richtigen Verständnis.

Man hat der exakten Methode nicht ganz mit Unrecht vorgehalten, daß sie zu ausschließlich mit den Sinnesorganen arbeite, Dinge, die diesen nicht direkt zugänglich seien, hintansetze, in der Erforschung des Menschen über dem Zellenleben das Seelenleben vernachlässigt habe. Demgegenüber ist zu betonen, daß auch der Einblick in Geist und Seele des Menschen nur durch zahlreiche exakte Einzelbeobachtungen gewonnen werden kann! Nur wer eine große Menge — sagen wir, mindestens hundert — Homosexuelle eingehend und sorgsam persönlich erforscht hat und zwar solche aller Altersstufen und Gesellschaftsschichten, solche, deren Eindruck nicht durch akzidentielle Krankheiten und Konflikte verwischt ist, wird mit voller

---

[1]) Dr. med. Iwan Bloch: Beiträge zur Ätiologie der Psychopathia sexualis. I. Teil. Dresden, Verlag von Dohrn, 1902. Seite 218.

[2]) O. Effertz: Über Neurasthenia sexualis. New-York 1894. S. 192.

Klarheit inne werden, daß das Wesen des Uraniers nicht mit der Richtung seines Geschlechtstriebes erschöpft ist. Wie man beim Mann den männlichen, am Weibe den weiblichen Charakter als Hauptsache empfindet, so steht auch beim Urning die urnische Art, sein Gesamtcharakter im Vordergrund, diese eigentümliche Mischung männlicher und weiblicher Eigenschaften, welche zwar für die Fortpflanzung nicht geeignet, aber darum noch nicht unfruchtbar ist. Wer meint, homosexuell sein heiße lediglich, sich zum gleichen Geschlecht hingezogen fühlen, oder gar, homosexuell sei jemand, der sexuelle Handlungen mit Personen desselben Geschlechts vornimmt, müßte folgerichtig definieren: Ein Mann ist jemand, der ein Weib liebt und umgekehrt, als ob nicht zur männlichen und weiblichen Beschaffenheit eine Unmenge anderer geistiger und körperlicher Kriterien gehörten.[1])

Es würde uns in diesen Jahrbüchern sehr wenig interessieren, ob und wie ein Urning sich betätigt, wenn nicht von den Gegnern immer auf den Akt das Hauptgewicht gelegt werden würde und — wenn nicht Menschengesetze vorhanden wären, die Naturgesetze wegdiktieren zu können glauben. Die Wachenfeld[2]) und Bloch

---

[1]) Es würde sich daher auch empfehlen, das schon sehr weit verbreitete Wort Homosexualität möglichst oft durch das umfassendere Uranismus zu ersetzen. Homosexualität, gebildet aus dem griechischen ὅμος, gleich, und dem lateinischen sexus, Geschlecht, ist nicht nur in der Form eine Monstrosität, sondern auch im Inhalt, denn in Wirklichkeit liebt der Urning nicht das gleiche, sondern ein anderes Geschlecht. Ein nicht unbekannter Schriftsteller bemerkte in der Beantwortung unseres Fragebogens: „Am Weibe stößt mich das Gleichgeschlechtliche ab.“ Das neuerdings in Süddeutschland mehrfach gebrauchte Wort „Freundling“ ist schon deshalb ungeeignet, weil es nicht die Ableitung anderer Worte gestattet, was bei Urning (urnisch, Uranismus, Urningtum, Urninde etc.) in reichlichem Maße der Fall ist.

[2]) Prof. Dr. Wachenfeld: Homosexualität und Strafgesetz. Leipzig 1901.

denken, wenn sie von Homosexuellen reden, immer nur an bloße sinnliche Handlungen, an die „Mechanik der Liebe“, sie übersehen, daß es eine reine Liebe gibt, es ist ihnen entgangen, daß Homosexuelle vorkommen — wir kennen nicht wenige derart, die sich auch als homosexuell bekannten — die keusch leben. Das hängt nicht mit der Richtung, sondern mit der Stärke des Triebes und des Willens zusammen. Wie es frigide Frauen, asexuelle Männer gibt, so auch leidenschaftslose Urninge, die sich naturgemäß am ehesten beherrschen können. Die Art der geschlechtlichen Betätigung Erwachsener sollte dritten Personen wirklich gleichgültig sein. Etwas anderes ist es mit der Kenntnis des Uranismus überhaupt. Diese scheint uns für jeden, der im Menschen nach Goethe „das höchste Studium“ sieht, ganz unerläßlich zu sein. Noch ist der Beweis nicht erbracht, welche Rolle der Uranier in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit gespielt hat, aber er wird erbracht werden. Dieser Zweck der Jahrbücher steht uns viel höher, als die Abschaffung des § 175, die Wachenfeld[1]) ihnen als einzige Tendenz unterschiebt; denn diese hat doch nur dann einen Zweck, — Vorgänge in straffreien Ländern haben es zur Evidenz erwiesen — wenn die öffentliche Meinung das Wesen der homosexuellen Individualität erfaßt hat, die — wir betonen das ausdrücklich und wiederholt — gewiß nicht besser ist, wie der männliche und weibliche Komplex, aber auch nicht geringwertiger.

Wie das Wesen, so kann man auch die Ursachen der konträren Sexualempfindung nur auf dem Boden eines großen Tatsachenmaterials stehend aus direkt Gesehenem ableiten. Wie will man beispielsweise ein Urteil darüber fällen, ob dieser Trieb eine Degenerations-

[1]) Wachenfeld: Zur Frage der Strafwürdigkeit des homosexuellen Verkehrs, in Goltdammers Archiv f. Strafrecht. 1902. S. 38.

erscheinung ist, wenn man nicht zum mindesten einige Dutzend damit Behafteter eingehend auf körperliche und geistige Degenerationszeichen untersucht hat. Es ist recht bedauerlich, daß ein so fleißiger wissenschaftlicher Arbeiter, wie Iwan Bloch, diesen allein rationellen Weg der Objektforschung nicht eingeschlagen hat. Es wären ihm dann viele sachliche Irrtümer nicht unterlaufen. Um an dieser Stelle nur einen zu erwähnen, so hebt Bloch mehrfach die große Seltenheit der Homosexualität unter den Juden rühmend hervor. Er sagt (S. 60), wo er von dem präventiven Einfluß der Ehe auf die Entstehung geschlechtlicher Anomalien spricht, wörtlich: „Ein treffendes Beispiel hierfür liefern die Juden, in deren mustergültigem Familienleben und tief innerlicher Auffassung der Ehe seit ihrer Zerstreuung in alle Länder die Hauptursache zu suchen ist, daß sexuelle Perversionen, insbesondere Homosexualität, bei ihnen kaum vorkommen." Hätte Bloch die Homosexualität an den Quellen studiert, so wären ihm in Berliner Urningskneipen jüdische Volkstypen, wie die „Rebekka" und die „Rahel", ebensowenig entgangen, wie die zahlreichen israelitischen Urninge im Gelehrtenstand oder in der Damenkonfektion, vielleicht auch nicht jener alte jüdische Antiquitätenhändler, der die Urninge der hohen Aristokratie mit abgekürzten Vornamen anzureden sich gestatten darf. Ich selbst sah unter ca. 1500 Homosexuellen, die ich im Laufe der letzten 7 Jahre sorgfältig beobachtete, 43 Juden und 11 Jüdinnen, also 54 auf 1500 oder 3,6 %; am 1. Dezember 1900 zählte Deutschland 590000 Juden unter 56345014 Einwohnern, mithin 1,0%. Aus diesen Zahlen geht mit Sicherheit hervor, daß jedenfalls der Anteil der Juden kein geringerer ist, als der der übrigen Bevölkerung. Die jüdischen Urninge sind in christlichen Ländern nur in dem Sinne selten, wie die protestantischen, von denen man Gleiches behauptet hat, in katholischen Gegenden.

Im Gegensatz zu den Juden soll nach Bloch [1]) und Wachenfeld [2]) die Homosexualität unter den Romanen besonders stark verbreitet sein. Letzterer schreibt: „Auch ohne statistische Belege ist es sicher, daß in den romanischen Ländern, die keinen Urningsparagraphen kennen, namentlich in Italien, die Homosexualität in einer Weise verbreitet ist, wie man sie in Deutschland nicht ahnt". Wir haben, um die Verbreitung des Uranismus unter den verschiedenen Völkern, Rassen und Ständen vergleichsweise zu ermitteln, eine völlig unparteiisch gehaltene Anfrage bei einer beträchtlichen Anzahl uns als urnisch bekannter „Globetrotters" veranstaltet. Es gibt unter den Urningen viele, die ihr ganzes Leben von Lande zu Lande ziehen. Unter 40 einwandsfreien Antworten sprechen sich 18 dahin aus, daß sie die Homosexualität überall in gleicher Ausdehnung gefunden hätten, sämtliche andere betonen, daß sie bei den germanischen und angelsächsischen Völkern verhältnismäßig mehr Homosexuelle vorfanden, wie bei den Romanen. Ein abwechselnd in Italien und Deutschland lebender Arzt schreibt: „Die rein germanische Rasse weist mehr wirklich Homosexuelle auf, als die lateinische." Ein vielgereister Kaufmann berichtet: „Ich habe die Erfahrung gemacht, daß gleichgeschlechtliche Liebe in Frankreich, Spanien, Italien und der Türkei weniger vorkommt, als in Deutschland, Schweden und Dänemark." Ein Schriftsteller bemerkt: „In Italien, einem Lande, das ich durch fünfjährigen Aufenthalt kennen lernte, sah ich die Gleichgeschlechtlichkeit viel weniger hervortreten, als in Deutschland." Ein anderer Schriftsteller antwortet: „Homosexualität kommt im Norden mehr vor, wie im Süden; besonders ist sie in England sehr häufig. In Italien geben sich zwar junge

[1]) Blochs Beiträge etc. S. 19 ff.

[2]) Wachenfeld in Goltdammers Archiv S. 57 ff.

Leute für Geld zu allem her, es gibt aber weniger eigentliche Urninge dort.“ Ein Mitglied der hohen Aristokratie endlich, das ganz Europa kennt, antwortet in etwas ironischer Form: „Wenn die Homosexualität für einen Staat den Niedergang politischer Machtstellung bedeutet, so werden England und Deutschland und in Deutschland Preußen ganz sicherlich zuerst untergehen.“ Sieben Experten heben hervor, daß in Paris trotz der Straffreiheit der homosexuelle Verkehr viel weniger häufig sei, wie in Berlin. Drei weisen auf die große Häufigkeit der Homosexualität in den russischen Ostseeprovinzen hin, die auch wir auf grund ausländischer Korrespondenzeingänge bestätigen können. In einer Antwort heißt es: „Ungewöhnlich groß scheint die Zahl der Urninge unter den Kurländern deutschen Stammes zu sein.“ Ein Herr kennt in Riga persönlich einige hundert Uranier. Ein Dolmetscher endlich, welcher mehrere Erdteile durchzogen hat, teilt mit: „Auffallend viel fand ich in dem niederen Volke Oberbayerns, das doch wirklich ein kräftiges und gesundes ist.“ Wir sehen also auch hier mit Sicherheit, zu welchen Trugschlüssen theoretische Erwägungen über Einfluß des warmen Klimas, Rassenentartung etc. führen können oder auch vereinzelte Beobachtungen, die ein Autor ohne Nachprüfung dem andern entnimmt.[1])

Immerhin müssen wir den genannten Autoren dankbar sein, daß sie sich bemühten, wenn auch mit unzureichenden Hilfsmitteln, der Sache auf den Grund zu kommen. Schließlich und endlich ist doch jede Wissenschaft nichts anderes, als Erforschung der Kausalitätsgesetze. Für den Uranismus hat aber die Er-

---

[1]) Bloch stützt sich beispielsweise wiederholt auf A. Ferguson, dessen Werk 1768 in Leipzig erschien, auf Doppet, welcher 1847 seine Studien veröffentlichte, von zahlreichen noch älteren Autoren ganz zu schweigen.

kenntnis der Ursachen nicht nur einen theoretischen, sondern auch einen eminent praktischen Wert in kritischer, forensischer und therapeutischer Hinsicht. Kritisch insofern, als die gelehrten und ungelehrten Stände den Homosexuellen ganz anders beurteilen werden, wenn sie seinen Zustand als einen ihm von Geburt an mitgegebenen ansehen, als wenn sie glauben, er sei durch Onanie (Bloch S. 135 ff.) oder Vielweiberei (Bl. S. 170.) entstanden. Gelingt es uns, dem Volke unzweifelhaft zu beweisen, daß niemand homosexuell werden kann, der es nicht ist, daß äußere Umstände weder einen Homosexuellen normal noch einen Normalsexuellen konträr machen können, daß die Urninge ihrer ihnen eingeborenen Natur nach nicht widernatürlich handeln, so wird sich, wie es bereits vielfach geschehen, Haß und Hohn in Milde, Mitleid und Achtung verwandeln.

Auch für den Strafrichter wird es ein wesentlicher Unterschied sein — wir stimmen hier Wachenfeld[1]) völlig bei — ob die Neigung des Homosexuellen „als ein ihm in die Wiege gelegtes Mißgeschick oder als Folge seines Lebenswandels“ zu gelten hat. Hans Groß[2]) behauptet zwar: „Für uns Kriminalisten ist die Frage, ob angeboren oder erworben, gleichgiltig, weil die Frage der Strafbarkeit hiervon nicht abhängig sein kann“, und auch Moll[3]) vertritt in einer seiner letzten Veröffentlichungen denselben Standpunkt, indem er meint, daß man dann auch mit demselben Recht behaupten könne, Leute mit angeborenem Blödsinn müßten straffrei, Leute, die an erworbenem Blödsinn leiden, bei gleichen kriminellen

---

[1]) Goltdammers Archiv, 49. Jahrgang. 1. und 2. Heft. S. 40.

[2]) Im Archiv für Kriminalanthropologie, 10. Band. 1. und 2. Heft. S. 195. Bei Besprechung von Blochs Beiträgen zur Ätiologie.

[3]) Albert Moll: Sexuelle Zwischenstufen, in der Zukunft, 10. Jahrgang 1902. Nr. 50. S. 427.

Handlungen strafbar sein. Dem ist aber entgegenzuhalten, daß wohl schwerlich ein Gesetzgeber auf den Gedanken gekommen wäre, die „widernatürliche Unzucht" unter Strafe zu stellen, wenn er nicht in Verkennung der Motive gemeint hätte, die zu Bestrafenden hätten den ihnen natürlichen Gebrauch des Weibes verlassen (Römerbrief I. 24 ff.). Derselbe Umstand, welcher zum Erlaß des Paragraphen geführt hat, ist auch die Ursache seines Bestandes: mangelnde Kausalitätserkenntnis. Unwissenheit hat aber von jeher mehr Verheerungen angerichtet, wie Böswilligkeit.

Für den Strafzweck ist die richtige Beurteilung des Urnings gleichfalls von Belang. Handelt es sich um ein angeborenes, unheilbares Leiden, so wird nur die Unschädlichmachung in Frage kommen. Dann würde es folgerichtig sein, den unverbesserlichen Schädling entweder zum Tode zu verurteilen oder ihn lebenslänglich in einer geschlossenen Anstalt unterzubringen. Hierzu wird sich der Staat allerdings im Hinblick auf die Qualität und Quantität der Uranier schwerlich entschließen. Liegt aber nur als Grund „Wüstlingtum" (Bloch S. 171), „gewohnheitsmäßiger Alkoholgenuß" (Bl. S. 55) oder Einfluß der „modernen Frauenbewegung" (Bl. S. 248) vor, so wird man auch den Zweck der Abschreckung und Besserung nicht außer Acht lassen dürfen.

Ähnliche Gesichtspunkte kommen auch bei der Behandlung der Homosexualität in Betracht. Sehr richtig hat dies schon Schrenck-Notzing[1]) erkannt. Er sagt: „Für die Beurteilung der konträren Sexualempfindung, namentlich in Bezug auf Prognose und Therapie, ist ihre Ätiologie von ausschlaggebender Bedeutung" und an

[1]) Dr. A. Freiherr v. Schrenck-Notzing: Die Suggestionstherapie bei krankhaften Erscheinungen des Geschlechtssinnes etc. Stuttgart, 1892. S. 127 und S. 149.

anderer Stelle: „Je mehr sich die Zahl der Fälle häuft, in denen bleibende therapeutische Resultate erzielt worden sind, um so geringer erscheint nach unserer Meinung der Anteil, den die erbliche Disposition in der Entstehung dieser Anomalie beanspruchen kann.“ Gewiß sind die Aussichten, einen Trieb durch äußere Einflüsse zu verlieren, wesentlich größer, wenn derselbe durch äußere Anlässe, wie fehlerhafte Erziehung (Schrenck-Notzing S. 167 ff.), hervorgerufen ist. Wir werden freilich später — wenn wir von der Festigkeit der urnischen Individualität reden — klarzulegen haben, daß die hypnotische Heilbarkeit noch keineswegs das Erworbensein eines Zustandes beweist.

Solange das Problem der Homosexualität wissenschaftlich erörtert wird, streitet man darüber, ob ihre Grundursachen vor oder nach der Geburt liegen. Auf der einen Seite befinden sich die Forscher, welche über ein sehr großes Beobachtungsmaterial verfügen, vor allen Krafft-Ebing, Moll und ich selbst. Diese legen auf die eingeborene Anlage das Hauptgewicht und messen occasionellen Momenten demgegenüber nur untergeordneten Wert bei. Wie Gelegenheitsursachen aller Art den normalen Trieb auslösen, erwecken auch äußere Einwirkungen oft den schlummernden, aber doch deutlich vorhandenen homosexuellen Trieb. Diese Anlässe sind jedoch sekundärer Natur, das Primäre bleibt die besondere Beschaffenheit des Individuums, seines Gehirns, seines Geistes und Körpers. Ein hervorragender, selbst urnischer Psychiater, ein Muster gewissenhaften Arbeitens, stimmt uns in folgenden Worten bei: „Ich kann und muß erklären, daß ich niemals einen Fall von Homosexualität kennen gelernt habe, dem ich nicht das Prädikat „angeboren“ hätte beilegen müssen. In allen von mir untersuchten Fällen — sobald die Betreffenden sich nur natürlich gaben und ihren äußerlich zur Schau getragenen „Normalmenschen“

bei Seite ließen — war die Homosexualität etwas so sehr dem ganzen Wesen des Einzelnen Entsprechendes, dem Individuum Adaequates, daß mir jede andere Auffassung als die einer angeborenen sozusagen psychisch konstitutionellen Anlage geradezu unmöglich erschien."

Auf der andern Seite stehen eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Gelehrten (Tarnowsky, Schrenck-Notzing, A. Hoche, A. Cramer, K. Kautzner, Sänger, Meinert, Wollenberg, Rosenbach, Siemerling u. A.), welche den entgegengesetzten Standpunkt vertreten. Sie glauben mit Bloch [1]): „Ein völlig heterosexueller Mensch kann in ein typisch homosexuelles Individuum umgewandelt werden." Der Verfasser dieser These bespricht eingehend über 60 verschiedene Ursachen, welche Homosexualität erzeugen. Es ist wohl kein Zufall, daß vielleicht mit Ausnahme von Schrenck-Notzing alle Autoren der Erwerbstheorie zusammengenommen nicht soviel beobachtete Fälle aufzuweisen haben, wie ein jeder der drei obengenannten Ärzte. Auf einem Gebiete, das dem subjektiven Empfinden der meisten so fern liegt, ist es aber sicherlich von Bedeutung, ob sich ein objektives Urteil auf 1500, 150, 50 oder 5 Fälle stützt. Bloch hat viel Zustimmung gefunden; so sagt Prof. Dr. Eulenburg in der Vorrede, welche er dem Blochschen Werke widmet: „Die Lehre von dem „Angeborensein" der sexuellen Perversionen, zumal der Homosexualität, muß also fallen gelassen oder doch erheblich eingeschränkt werden. Wir Ärzte sind freilich die Letzten, um ihr eine Träne nachzuweinen; denn wenn wir es mit erworbenen und zwar zumeist auf grund äußerer occasioneller Veranlassung erworbenen oder durch die Verhältnisse künstlich gezüchteten Übeln zu tun haben, werden wir uns weit mehr als bisher in der Lage

---

[1]) Dr. J. Bloch: Zweiter Teil der Beiträge zur Ätiologie der Psychopathia sexualis. Dresden 1903. Vorwort S. XVIII.

fühlen dürfen, ihnen kurativ und vor allem präventiv, prophylaktisch wirksam entgegenzutreten.“ Ein Jurist aber, Dr. jur. L. Kuhlenbeck, bespricht in der von ihm herausgegebenen „Juristischen Wochenschrift“ [1]) Blochs Buch äußerst anerkennend und fügt hinzu: „Die Hauptsache ist, keine unzeitige Nachsichtigkeit zuzulassen gegenüber Bestrebungen, die das Leben an seinem Ursprung vergiften und die bereits unter Namen wie Homosexualismus oder sexuelle Zwischenstufen literarisch mit einer Schamlosigkeit das Haupt zu erheben wagen, die selbst dem entarteten Altertum fremd gewesen zu sein scheint, obwohl schon der Apostel Paulus ihre Widernatürlichkeit als eine der schlimmsten Früchte der verfallenden heidnischen Zivilisation kennzeichnen mußte.“ So Kuhlenbeck im Jahre 1902.

Es stehen sich also zwei Ansichten mit großer Entschiedenheit gegenüber. Bloch sagt (Bd. I. S. 11): „Die „angeborenen“ Fälle von Homosexualität existieren wohl überhaupt nicht.“ Wir sagen: „Nur aus dem geborenen Urning, aus dem urnischen Kinde kann sich der homosexuelle Mann und das homosexuelle Weib entwickeln.“ Bloch behauptet: (Bd. I. S. 215.): „In der großen Mehrzahl der Fälle entspringt die gleichgeschlechtliche Liebe äußeren occasionellen Momenten, eine originäre Anlage zu derselben ist sehr unwahrscheinlich, jedenfalls sehr selten.“ Wir behaupten: „Es kann sich weder ein männliches oder weibliches Wesen in ein gleichgeschlechtlich empfindendes verwandeln, noch ist das Umgekehrte möglich.“ Bloch meint, die Gründe der Homosexualität liegen fast stets außerhalb, wir meinen, sie liegen ausnahmslos innerhalb der menschlichen Organisation, sie wächst aus dem Innern des Menschen heraus.

---

[1]) Nr. 55 und 56. Berlin, 15. August 1902. Verlag W. Moeser.

Es sollte selbstverständlich sein, muß aber namentlich Wachenfelds [1]) Einteilungsversuchen gegenüber noch eigens betont werden, daß homosexuell nur jemand ist, der homosexuell empfindet, ob er sich dabei homosexuell betätigt oder nicht, ist vom naturwissenschaftlichen, wenn auch nicht vom juristischen Standpunkt nebensächlich. Ein Normalsexueller, der sich homosexuell betätigt, ist normalsexuell, ebenso wie ein Homosexueller, dem es gelingt, mit dem anderen Geschlecht zu verkehren, trotzdem gleichgeschlechtlich ist. [2]) Bei beiden handelt es sich nicht um Liebe und Geschlechtstrieb, sondern um mehr oder weniger der Onanie verwandte Manipulationen. Die Zahl und Bedeutung der Normalsexuellen, die nach homosexueller Art verkehren, wird vielfach sehr überschätzt. Sie gingen uns in diesen Jahrbüchern, die den sexuellen Zwischenstufen gewidmet sind, überhaupt nichts an, wenn sie nicht von den Anhängern des § 175 mit Vorliebe ins Feld geführt werden würden. Aus welchen Gründen tun diese etwas ihrer Natur Widersprechendes? Wir können hier drei Gruppen unterscheiden:

a) solche, die aus Eigennutz gleichgeschlechtlich verkehren: Prostituierte, Chanteure;

b) solche, die es aus Gefälligkeit, Gutmütigkeit, Dankbarkeit, Mitleid, Freundschaft etc. tun;

c) solche, die aus Mangel andersgeschlechtlicher Personen dazu greifen, wie in Internaten, Schulen, Klöstern, Gefängnissen, Kasernen, Schiffen etc.

---

[1]) Vgl. Jahrbuch, IV. Band. Numa Prätorius, Widerlegung Wachenfelds.

[2]) Die in manchen urnischen Kreisen übliche Einteilung trifft besser den Kern der Sache, wie Wachenfelds Unterscheidung „Homosexueller“ und „Kontrasexueller.“ Diese teilen die ihnen bekannten Personen vielfach ein in „a. s.“ (auch so), „m. m.“, (macht mit) und „t. u.“ (total unvernünftig.)

Alle diese haben das gemeinsam, daß der homosexuelle Verkehr für sie nur eine vorübergehende Episode darstellt, daß sie völlig normalempfindend bleiben und, sobald ihnen Gelegenheit geboten ist, ehelich oder auch außerehelich mit dem Weibe verkehren. Betrachten wir die Mitglieder dieser drei Abteilungen noch etwas näher.

Die Gründe, welche junge Männer veranlassen, sich gewerbsmäßig den Homosexuellen für Geld hinzugeben, sind dieselben, die bei weiblichen Prostituierten in Betracht kommen, wie überhaupt beide Arten gewerblicher Unzucht in ihren Erscheinungen sehr viel Gemeinsames aufweisen. Auch für den Mann liegen die Ursachen, sich zu prostituieren, teils in seiner inneren Veranlagung, einer ererbten oder anerzogenen großen Willensschwäche, Hang zum Müßiggang und Wohlleben, teils in den äußeren Verhältnissen. Aus letzterem Grunde rekrutieren sich die männlichen Prostituierten in der großen Anzahl aus ärmeren Kreisen. So unglaublich es klingt, es gibt Eltern, die nicht davor zurückschrecken, ihre Söhne — namentlich wenn sie durch ein schöneres Aussehen dazu geeignet erscheinen — ebenso wie ihre Töchter anzuhalten, sich diesem traurigen Beruf in die Arme zu werfen. Von einem der bekanntesten Berliner Prostituierten wird zuverlässig berichtet und von ihm bestätigt, daß seine eigenen Eltern ihn bereits in seinem 14. Jahre in diese Laufbahn brachten. In den weitaus meisten Fällen sind jedoch die treibenden Motive die Not, demnächst schlechtes Beispiel und Verführung. Nur ausnahmsweise kommt es vor — und solche Fälle können nicht scharf genug verurteilt werden — daß ein Homosexueller einen Burschen zur Prostitution verführt, indem er ihn dem Geschäfte, in welchem er arbeitet, entzieht. Häufiger schon kommt es vor, daß ein junger Mann, welcher außer Stellung geraten sich vergebens abmüht, wieder in Brot zu kommen, die Bekanntschaft eines Urnings macht, mit dem

er gegen Entgelt intim verkehrt. Dieser gibt ihm Essen und Kleidung, behandelt ihn gut, führt ihn in bessere Kreise ein, was seiner Eitelkeit schmeichelt. Der bequeme Verdienst, der ihm, falls er selbst homosexuell veranlagt ist, noch dazu Vergnügen bereitet, das Faulenzerleben werden ihm so sehr zur Gewohnheit, daß er nicht mehr davon lassen kann, auch wenn ihm Gelegenheit geboten würde, in ein ehrliches, arbeitsames Leben zurückzukehren. Sehr oft spielt sich der Vorgang etwa folgendermaßen ab: Ein armer, zerlumpter, hungernder und frierender Junge steht obdachlos an einer Ecke der Friedrichstraße. Bald wird er die feinen, geschminkten „Herrchen“ gewahr, die Nacht für Nacht von 10 Uhr ab stundenlang die Straße auf- und abschlendern, bis sie ein vornehmer Herr anspricht, mit dem sie erhobenen Hauptes von dannen ziehen. Er macht zuerst schüchterne, dann kühnere Versuche, es dem Vorbilde nachzutun und eines Tages glückt es ihm auch. Denn manche der vornehmen Herren lieben gerade diese ärmlichen Jungen mit ihren schmutzigen Kragen und Schuhen, den fadenscheinigen Röcken und zerrissenen Beinkleidern. Ist es ihnen einmal gelungen, dann halten sie ihre Position fest, es ist ihnen gar zu schlecht gegangen, als daß sie zurücktauschen möchten. Mit den sozialen Ursachen der männlichen Prostitution hängt es auch zusammen, daß sich manche besonders schlecht bezahlte Berufsklassen diesem Gewerbe im Nebenberuf ergeben. So kann es als verbürgt gelten, daß sich in Paris unter den jungen Angestellten des Telegraphendienstes viele befinden, die ihr spärliches Einkommen (50—60 Frcs. monatlich) durch einen solchen Nebenverdienst aufzubessern suchen. Ähnlich ist es in London mit den Messengerboys. Ich verdanke diese und andere Mitteilungen über die männliche Prostitution einem äußerst zuverlässigen urnischen Gewährsmann, der sich Pherander nennt. Derselbe hat die ein-

schlägigen Verhältnisse in sehr vielen Großstädten Europas sowie Indiens einem sehr eingehenden Studium unterzogen. Er unterscheidet heterosexuelle und homosexuelle Prostituierte. Unter den ersteren, die schon durch den Verkauf ihres Leibes trotz gegenteiliger Naturanlage ein besonders hohes Maß von Verkommenheit bekunden, finden sich naturgemäß die meisten Erpresser. Es steht außer Zweifel, daß der § 175 des R.-St.-G.-B. eine hervorragend schlimme Seite der männlichen Prostitution, wenn nicht großgezogen, so doch gewaltig gefördert hat: Das Erpressertum, die Chantage. Obwohl man nicht behaupten kann, daß es ohne dieses Gesetz keine Erpresser mehr geben würde, denn die Länder, wo kein derartiges Verbot homosexueller Betätigung existiert, beweisen das Gegenteil, so ist doch mit Bestimmtheit anzunehmen, daß die Chantage nach Aufhebung des Strafparagraphen auf ein sehr geringes Maß herabgedrückt, ja nach Aufklärung der Massen über Ursachen und Wesen des Uranismus völlig verschwinden wird. Die zweite Kategorie der Prostituierten, die selbst homosexuell veranlagten, teilt Pherander in zwei Unterabteilungen, diejenigen, welche nicht nur mit den ihrem Geschmack entsprechenden verkehren, die also, trotzdem sie selbst junge Leute lieben, sich doch mit älteren Männern einlassen, und diejenigen, die nur ihrer Neigung folgen, beispielsweise feminine Jünglinge, die sich zu älteren hingezogen fühlen. Es ist durchaus nicht leicht zu entscheiden, welcher Kategorie die sich auf den Straßen und in Lokalen Feilbietenden angehören, sehr viele, die absolut normal sind, spielen sich auf „echt“ heraus, weil dies die „Freier“ unbesorgter macht. Als besonders geschickte Schauspieler gelten die „petits Jésus“ in Paris, die fast alle nicht urnisch sind. Die Menge der sich in den Straßen von Paris, namentlich auf den großen Boulevards, herumtreibenden Prostituierten ist verhältnismäßig nicht so groß wie in Berlin. Pherander zählte auf

den Boulevards des Italiens und Montmartre während der besten „Geschäftszeit“ 20—30 käufliche Männer, während er zu derselben Zeit in dem belebtesten Teil der Berliner Friedrichstraße 50—60 beobachtete. Übrigens stellen die Prostituierten keineswegs das Hauptkontingent zu den Erpressern. Selbst die heterosexuellen unter ihnen nehmen in der Regel nicht gerade zu Erpressungen ihre Zuflucht, weil sie sich dadurch leicht ihr „Geschäft“ verderben. Auch herrscht unter den männlichen Prostituierten ein gewisser Korpsgeist, der es verhindert, daß einzelne Mitglieder sich gar zu viel erlauben. Häufiger und gefährlicher sind diejenigen Chanteure, welche gelegentlich einmal — oft ohne daß sie selbst die Gelegenheit suchten — mit einem Homosexuellen verkehrt haben, dann sich selbst als den „unschuldig Verführten“, ihren Gegenpart als den „gemeinen Wüstling“ hinstellen und ihn mit einer Anzeige oder Kompromittierung bedrohen, wenn er nicht eine bestimmte Summe zahlt. Sie kommen immer wieder, hängen sich nicht selten wie die Kletten an ihre Opfer und lassen sie oft nicht eher los, bis sie den Urning pekuniär und sozial ruiniert haben. Eine weitere Klasse wird von den ganz berufsmäßigen Chanteuren dargestellt, die von den Prostituierten selbst sehr gefürchtet sind. Diese lauern vorsichtig ab, bis sich ein Herr mit einem der ihnen dem Aussehen nach wohlbekannten „Strichjungen“ einläßt, folgen unbemerkt, warten, bis der Homosexuelle die Wohnung des Prostituierten wieder verläßt, und machen sich dann an das völlig verdutzte Opfer mit ihren Drohungen und Forderungen heran.

Je größer eine Stadt ist, umso umfangreicher ist die männliche Prostitution. In Deutschland sind Berlin, Hamburg, München, Dresden, Leipzig, Breslau und Köln die Hauptzentren, welche aus diesem Grunde auch häufig von Urningen aus kleineren Städten oder vom Lande aufge-

sucht werden. Mit Vorliebe werden auch von der männlichen, wie von der weiblichen Halbwelt Abstecher nach Orten gemacht, wo sich viele Fremde zusammenfinden. So berichtet Pherander: „In Kiel hatte sich während der sogen. Kieler Woche, wo alle möglichen Regatten abgesegelt werden, im Sommer 1902 aus Hamburg eine Reihe männlicher Prostituierter eingefunden, um auf Fang und auf Erpressung auszugehen. Das große Publikum hat gewiß nichts davon bemerkt, während ich selber nach wenigen Tagen ihre Anzahl, die sich auf zwölf belief, festgestellt hatte, und zwar alle in der Düsternbrocker Allee gegenüber den Anlegebänken für Marineboote.“ Über Berlin schreibt unser Gewährsmann: Unter allen Großstädten Deutschlands nimmt Berlin eine Ausnahmestellung mit Bezug auf die männliche Prostitution ein. Man kann mit Fug und Recht behaupten, daß sie hier in einem solchen Grade vorkommt, wie nirgends anders, nicht nur in Deutschland, sondern überhaupt in Europa, vielleicht mit Ausnahme Londons, dessen diesbezügliche Verhältnisse ich nur aus Schilderungen und nicht aus persönlicher Anschauung kenne. Es gehört ein förmliches Studium dazu, auch nur annähernd aus dem Wirrwarr der verschiedensten Arten der Berliner männlichen Prostitution klug zu werden. Sie tritt hier so frei und offen hervor, daß sie selbst dem Unaufgeklärten auffallen muß. Reine Prostituierte, die ganz von ihrem „Beruf“ leben, berechnet Pherander auf 400, die Anzahl der Halbprostituierten dagegen auf 10—12,000. Unter Halbprostituierten versteht er solche, welche sich ebenfalls für ihre „Liebe“ bezahlen lassen, dabei aber meist einer inneren Neigung folgen. Sie haben gewöhnlich irgend eine Beschäftigung, leben vielfach im Hause ihrer Eltern oder bei Verwandten, sind in keiner Weise angewiesen, ihren Körper zu verkaufen, betrachten aber die Geldgeschenke ihrer Gönner als angenehme Nebeneinnahme, um allerhand Wünsche

zu befriedigen. Viele von ihnen — soweit sie heterosexuell sind — könnten ebensogut in unsere zweite Gruppe gerechnet werden.

Sehr bezeichnend ist das Verhältnis der männlichen Prostitution zu ihrer weiblichen Konkurrenz. Von eigentlicher Konkurrenz zwischen weiblichen und männlichen Prostituierten kann ja kaum die Rede sein, da die betreffende Kundschaft eben grundverschieden ist. Wer Weibern den Vorzug gibt, wird die jungen Männer im allgemeinen unbeachtet lassen und umgekehrt. „Deshalb stehen sich die beiden Arten der Prostitution auch keineswegs feindlich gegenüber, im Gegenteil, ich habe häufig zu beobachten die Gelegenheit gehabt", schreibt Pherander, „daß sie sich gegenseitig helfen und unterstützen, so gut sie können."

Das Alter der männlichen Prostituierten ist selten unter 16, fast nie über 25 Jahre.

Einigen bringt ihr Erwerb so viel ein, daß sie sich recht luxuriöse Wohnungen leisten können. Je teurer und eleganter sie wohnen, desto größere Ansprüche stellen sie auch an die Börse ihrer Kunden. Manche erwerben sich durch hohe Preise und Erpressungen ein kleines Vermögen, wovon sie auf ihre alten Tage leben können. Ein sehr berüchtigter und bekannter Berliner „Strichjunge" aus guter Familie, dessen Hauptgeschäft hinter ihm liegt und der den Eindruck eines vollkommenen Kavaliers macht, wohnt jetzt sehr komfortabel und fein in einem Appartement, das durch seine Ausstattung beweist, wie sehr es sein Besitzer verstanden hat, seine „Ersparnisse" gut anzuwenden. Er soll früher einen ganz enormen Einfluß auf seine Kollegen vom Fach ausgeübt haben und sein Name wird noch mit einer Art Ehrfurcht unter den Berliner Strichjungen genannt.

„Ich habe manche andere Wohnung der Prostituierten gesehen", schreibt unser Gewährsmann, „und mich dabei

vom Augenschein überzeugt, daß das Geschäft mehr einbringen muß, als man denken sollte. Es kommt häufig vor, daß sich zwei oder mehrere junge Leute zusammentun. Vielleicht sind sie von Liebe zu einander entbrannt oder verkehren, was sehr oft vorkommt, mit einer im Hause wohnenden weiblichen Konkurrentin.“

Allmählich kommt die Zeit heran, wo der Prostituierte dem Alter seinen Tribut zollen muß, meist viel früher, wie für die weibliche Rivalin. Alles Rasieren und „Zurechtmachen“ hilft nichts mehr. Es finden sich zwar noch einige, die den vollentwickelten Mann dem Jüngling vorziehen, aber davon kann man nicht existieren und muß wohl oder übel einen anderen Beruf ergreifen.

Hat man Ersparnisse gemacht, so eröffnet man ein kleines Geschäft oder eine Restauration und wird ein sogenannter ordentlicher Mensch.

Viele aber können sich nicht mehr an ein regelmäßiges Leben gewöhnen und werfen sich schließlich ganz dem Verbrecher- oder Zuhältertum in die Arme, zu dem sie auf grund ihrer Veranlagung und ihres Milieus höchst wahrscheinlich auch ohne ihre Prostituiertenjahre gekommen wären.

Eins läßt sich deutlich verfolgen. Kein heterosexueller Prostituierter erwirbt durch Gewohnheit gleichgeschlechtliche Triebe, ebensowenig wird ein homosexuell Veranlagter aus Übersättigung am Manne heterosexuell.

Eine zweite, nicht unbeträchtliche Gruppe von Normalsexuellen, die vorübergehend zu homosexueller Betätigung gelangen, sind die meist jugendlichen Personen, welche den Gegenstand homosexueller Liebe bilden. Es ist zweifellos, daß, während viele Homosexuelle ebenfalls urnisch Empfindenden bei weitem den Vorzug geben und manchen es in ihrer Neigung keinen Unterschied macht, ob die Betreffenden konträr fühlen oder nicht, eine ganze

Anzahl von Urningen ausschließlich zu normalsexuellen, kraftvollen Naturen neigen. Oft sind ihnen die Gleichfühlenden direkt antipathisch, sie sind ihnen „zu weibisch“ oder zu verwandt. „Wir sind zu gleichartige Naturen, die passen nicht für die Liebe, wohl aber für Freundschaft“ erwiderte eine berühmte urnische Schauspielerin einer Kollegin, welche ihr ihre Liebe erklärte.

Nun verkehren allerdings viele Homosexuelle mit den Jünglingen oder Männern, in die sie sich verliebt haben, überhaupt nicht geschlechtlich, sie verzehren sich zwar vor innerer Sehnsucht, aber sie haben nicht einmal den Mut, den Geliebten zu küssen. Die Angst, sich zu verraten, den Freund zu verlieren, hält sie zurück. Der Normale, tiefgerührt von der zu allen Opfern bereiten, hingebenden Freundschaft, ahnt so wenig wie seine Umgebung, daß es sich auf der andern Seite um eine ganz andere Empfindung, um Liebe handelt. Ich habe bei meinen Klienten mehr als einmal die qualvollen Depressionszustände beobachtet, die ungeheuren Seelenschmerzen, welche sich einstellten, wenn der Heterosexuelle „seinem besten Freund unter strengster Diskretion zuerst seine heimliche Verlobung anvertraute.“

Bei manchen liebenden Uraniern kommt es zu sexuellen Orgasmen, ohne daß der Normale es bemerkt. Ich kenne einen allerdings sehr neurasthenischen Studenten, der seit vier Jahren ein festes Verhältnis mit einem anderen Studenten hat. Letzterer kennt zwar den Zustand seines Freundes, doch gewinnt dieser es nicht über sich, trotzdem sie zusammenwohnen, eine sexuelle Handlung vorzunehmen. Er meint, die Poesie ihrer Freundschaft könnte darunter leiden. Dagegen hat er nicht selten Ejakulationen, wenn der Freund sich ihm auf den Schoß setzt, was bei gemeinschaftlicher Arbeit häufig vorkommt.

Durchaus nicht so rar sind auch die eigentümlichen Fälle, in denen sehr feminine Uranier — meist Gynäko-

masten — mit Normalsexuellen verkehren, ohne daß die Betreffenden wissen, daß ihr Partner „ein Mann" ist. Ein ungemein weiblich aussehender Opernsänger berichtet folgendes: Er geht als elegante Dame an einem Sonntag Abend spazieren. In einem Parke verfolgt er einen Unteroffizier mit Liebesblicken. — Daß sie Unteroffiziere lieben, ist für gewisse Feminine charakteristisch. Gemeine Soldaten pflegen dieser Spezies „zu jung", Offiziere „zu fein geschniegelt" zu sein. — Der Unteroffizier reagiert, er reicht der Dame den Arm, welche vorschlägt, in einem Restaurant zu Abend zu essen, doch nur unter der Bedingung, daß sie bezahlen darf. Der Soldat nimmt an. Sie verleben einige vergnügte Stunden und schließlich fährt er mit ihr in ihre elegante Wohnung. Im dunklen Schlafzimmer legt der Sänger sein weibliches Nachtgewand an und der Unteroffizier kehrt am frühen Morgen in die Kaserne zurück, ohne daß ihm auch nur im entferntesten der Gedanke gekommen ist — die Schilderung der Details möge man uns erlassen — daß er wenn auch unbewußt etwas Ungesetzliches verübt hat.

Wir kommen nun zu den Verhältnissen Homosexueller mit Normalen, in denen es zu sexuellen Akten kommt, meist mutueller Onanie, also einer nicht strafbaren Tat. Meist pflegt sich der Urning, wenn es sich nicht um ganz flüchtige Beziehungen handelt, des von ihm Geliebten mit großer Treue anzunehmen, er fördert und unterstützt ihn, hält ihn in beiderseitigem Interesse von der Automasturbation zurück, steht ihm in jeder Beziehung zur Seite, läßt ihn oft ausbilden und sorgt häufig auch noch für seine Angehörigen. Solche Fälle sind ungemein häufig. Gewöhnlich pflegt der Nutzen größer zu sein, wie ein etwaiger Schaden, den der Urning zufügt. Die Normalen empfinden diese Episode später durchaus nicht als unangenehme Erinnerung, was sie allerdings nicht hindert, auf die Päderasten zu schimpfen, von denen sie sich eine ganz

andere Vorstellung machen. Ein urnischer Leutnant schrieb uns vor einiger Zeit: „Warum bekümmert man sich denn immer um den Schw . . . . stall des dritten Geschlechts, man betrete endlich auch unsere gute Stube, man wird staunen, welche Schätze dort herumstehen.“ Häufig enden die zuletzt geschilderten Verhältnisse mit der Verlobung des Normalen. Der Urning fungiert meist als Trauzeuge oder Ehrengast bei der Hochzeit, bleibt der Freund der Familie, wird Taufpate der Kinder, von denen eins oft seinen Namen erhält, und ist in Notfällen bei der Hand. Die Freundschaft des Normalen hält sehr oft länger vor, wie die Liebe des Urnings. Eine urnische Frau liebte aufs zärtlichste ein gleichaltriges normales Fräulein, viele Jahre, sie war glücklich, litt aber auch sehr viel, jetzt ist sie abgekühlt, aber die Freundin schreibt ihr noch täglich und kann nicht „auf die ihr so wertvolle und liebe Verbindung verzichten“. Ähnliches kommt oft vor.

Ich will als Paradigma dieser Gruppe noch die Schilderung eines Oberlehrers angeben, welche auch in anderer Hinsicht beachtenswert ist.

„Aus guter Familie stammend“, so berichtet er, „sorgsam erzogen, hielt ich die Liebe zum Weibe, nach allem, was ich hörte und las, für etwas ganz Selbstverständliches. Die Idee, daß meine sehr starke Vorliebe für besonders hübsche Schulkollegen einen erotischen Beigeschmack haben könne, ist mir nie gekommen. Auch fiel es mir nicht auf, daß es mir unmöglich war, in ihrer Gegenwart die Toilette zu benutzen. Als Sekundaner vollzog ich den ersten Coitus mit der einzigen Prostituierten meiner kleinen Heimatstadt, bei der fast sämtliche meiner Landsleute seit 20 Jahren für eine Mark den ersten Coitus vollzogen hatten. Kurze Zeit darauf suchte ein älterer Herr, von dem ich jetzt weiß, daß er „auch so“ ist, mich unzüchtig zu berühren; ich versetzte ihm eine schallende Ohrfeige, die einzige, welche ich in meinem Leben ausgeteilt habe. Sehr bestürzt bat er mich auf den Knieen um Verzeihung und Verschwiegenheit. Auf der Universität verkehrte ich alle zwei bis drei Monate mit dem Weibe, ich war immer froh, wenn ich die Sache hinter mir hatte, doch befremdete mich

meine Gleichgültigkeit ebensowenig wie mein großes Interesse für die hübschen Füchse unserer Korporation. Ich zog mir einen Schanker mit Bubonen zu und schwängerte ein Dienstmädchen. So verlief alles normal, bis ich mit 20 Jahren — ich war bereits im Beruf — einen siebzehnjährigen Jüngling kennen lernte, dessen Schönheit und wunderbares Wesen — eine prachtvolle Mischung von Kraft und Anmut — mich völlig gefangen nahm. Seit ich ihn sah bis heute, fast 8 Jahre, war er täglich mein erster und letzter Gedanke. Ich ging ganz in ihm auf, widmete mich seinen Interessen und sah in ihm die höchste Vollendung. Er war ein außerordentlich befähigtes, völlig normalsexuelles, recht leichtsinnig veranlagtes Menschenkind. Es ließ sich einrichten, daß ich 7 Jahre fast täglich mit ihm zusammen war. Sexuelle Akte blieben nicht aus. Er hatte sich sehr schwer zu dem Opfer entschlossen, tat es aber schließlich doch, wie er sagte, aus Freundschaft und Erbarmen. In seinem eigenen Empfinden blieb er sich in den Jahren unseres geschlechtlichen Verkehrs stets gleich. Wiederholt geschah es, daß er sich in ein Mädchen verliebte. Ich litt unsäglich unter der Eifersucht. Dann tröstete er mich und sprach: „Wenn ich zu wählen hätte zwischen ihr und Dir, möchte ich lieber sie verlieren. Ein Mädchen finde ich alle Tage wieder, einen Freund wie Dich niemals. Sie nimmt, Du gibst, Du löst in mir den guten Menschen aus.“ Eines Tages aber lernte er Eine kennen, die liebte er so rasend, wie ich ihn. Unser Verhältnis wurde unhaltbar. Mit wie furchtbaren Schmerzen ich Verzicht leistete, vermögen Worte nicht auszudrücken. Noch habe ich es nicht überwunden, aber ich werde es überwinden und Ersatz suchen in meinem Beruf und der Arbeit für das öffentliche Wohl. Zu den Enterbten des Liebesglücks kann und will ich mich nicht rechnen, denn ich habe ja das irdische Glück genossen, gelebt und geliebt.“

Wir sehen an diesem Fall zweierlei, einmal, wie bei dem Urning, trotz energischen Zurückweisens eines homosexuellen Angriffs, trotz normalgeschlechtlicher Betätigung vorher und nachher, der homosexuelle Trieb zum Durchbruch kam, und anderseits, wie der Normalsexuelle trotz homosexueller Verführung völlig heterosexuell blieb. Die Richtung der sexuellen Ergänzung ist eben eine viel zu fest normierte, von der ganzen Persönlichkeit abhängige, als daß sie in ihr Gegenteil umschlagen könnte. Ich habe

bei mehreren durchaus vertrauenerweckenden urnischen Greisen angefragt, ob je Lieblinge von ihnen, die zum Weibe inklinierten, homosexuell geworden sind, nicht ein einziger Fall ist zu meiner Kenntnis gelangt. Wir möchten diesen Abschnitt aber doch mit der Empfehlung schließen, daß Eltern, wenn sie ihren Kindern, sei es selbst, sei es durch ihre Ärzte, die in vieler Hinsicht so notwendige sexuelle Aufklärung geben, auch auf die Erscheinung des Uranismus hinweisen, damit die Söhne und Töchter Begegnungen derart klarsehend gegenüberstehen.

Als weitere Ursache für gleichgeschlechtlichen Verkehr wird von vielen Autoren[1]) Weibermangel angegeben. Offenbar liegt auch hier nicht Homosexualität, sondern eine Abart der Onanie vor, selbst wenn, was ausnahmsweise wohl einmal vorkommt, immissio in corpus statthat. Wie wenig diese Personen einen solchen Notbehelf dem natürlichen Verkehr gleich setzen, zeigte mir einmal eine Antwort, die mir in einer urnischen Soldatenkneipe Berlins, die ich mir ansah, ein reicher Bauernsohn gab,

---

[1]) Beispiele finden sich:

a) Aus Schulen bei Hoche, Neurologisches Zentralblatt Bd. 15 (1896) S. 66. Moll, Die konträre Sex. S. 374. Note 2 mit Mitteilung von Dr. Bahrdt. Rohleder, Die Masturbation (1899) S. 111 u. ff., welcher u. a. hierfür Rousseau, Salzmann, Chevalier, Fournier, Blasemann, Fürbringer zitiert.

b) Aus Klöstern bei Doppet, Das Geißeln und seine Einwirkung auf den Geschlechtstrieb.

c) Aus Schiffen bei Ellis und Symonds, Das konträre Geschlechtsgefühl (1896) S. 11, Note 1.

d) Aus Gefängnissen bei Wey, zitiert bei Ellis u. Symonds S. 13.

e) Aus Kasernen. Tarnowsky, Die krankhaften Erscheinungen des Geschlechtssinns (1886) S. 66. Ellis und Symonds S. 10. Note 1. Raffalovich, Entwicklung der Homosexualität (1895) S. 12.

f) Aus der französischen Fremdenlegion. Cramer, Berliner klinische Wochenschrift Bd. 34. S. 962 (1897) und Gerichtliche Psychiatrie S. 281 (1900).

der bei den Dragonern diente. Auf meine Interpellation, weshalb er mit Männern verkehre, erwiderte er: „Um meiner Braut treu zu bleiben.“ Ich besitze namentlich aus Kadettenhäusern eine Reihe von Berichten, die bekunden, daß, trotzdem leider wechselseitige Onanie in ausgiebiger Weise geübt wird, nur ein ganz kleiner Bruchteil konträrsexuell wird, nämlich solche, die nachweislich nicht vollmännlich, sondern urnisch sind. Ich will den von anderen veröffentlichten Beispielen einen recht lehrreichen Bericht aus einem katholischen Waisenhause hinzufügen. Ich verdanke die Mitteilung einem mir bekannten sehr zuverlässigen Beobachter K. A., der daselbst 10 Jahre lang unter 120 Mitschülern erzogen wurde.

„Ich war 8 Jahre alt, als ich in dieses Institut kam. Da ich schon früher gerne mit Knaben zusammen war, hatte ich nur die ersten Tage etwas Heimweh und fühlte mich sehr bald wohl unter den 120 Knaben im Alter bis zu 14 Jahren, nur wenige waren 15 und 16 Jahre alt. Der freundschaftliche Verkehr unter diesen Knaben war ein so inniger, daß man glauben mußte, lauter Urninge vom reinsten Wasser vor sich zu haben. Fast alle von den älteren suchten sich unter den jüngeren Knaben einen Freund, den sie alsdann hegten und schützten. Dieses war für den jüngeren Teil nicht gerade unangenehm, denn unter soviel Knaben haben die kleineren gewöhnlich manchen Stoß auszuhalten, hatte er aber einen älteren zum Freunde, so durfte keiner es wagen, ihn hart anzufassen, beide überboten sich gegenseitig in Erweisungen von Zärtlichkeiten. Als ich selbst 9 Jahre alt war, geschah es, daß 2 ältere auf einmal um mich warben und keiner dem anderen weichen wollte. Es wurde dann durch einen Kampf unter den beiden entschieden, die anderen stellten sich herum, damit die Wärter nichts sehen sollten, und schauten zu, bis einer kampfunfähig wurde, der Sieger hatte alsdann ein öffentliches Anrecht auf mich. Dieser war mein Freund fast ein ganzes Jahr lang, bis er bei seinem 14. Jahre aus der Anstalt entlassen wurde. An seine Freundschaft erinnert mich noch heute ein ziemlich großer Buchstabe, der Anfangsbuchstabe seines Namens, den wir uns gegenseitig damals mit chinesischer Tusche und einer Nadel in den Oberarm tätowierten. Da dies sehr oft vorkam, besaßen einige darin eine ziemliche Fertigkeit. Ich erinnere mich noch heute,

wie glücklich ich damals war, für meinen Freund diese Nadelstiche ertragen zu dürfen. Dieser Junge war von einer solchen Liebe zu mir beseelt, daß er mir alles tat, was er an meinen Augen absehen konnte. Da er vermögend war und seine Familie in der Nähe wohnte, bekam er jede Woche einmal Besuch und wurde dann mit allem möglichen beschenkt; hatte er diesen Besuch empfangen, so kam er gewöhnlich immer erst, wenn wir schon im Bette lagen, dann war sein erstes, an mein Bett zu kommen und seine Schätze vor mir auszubreiten, und hatte oft Mühe, ihn zu bewegen, daß er selbst auch etwas davon nahm. Er unterließ es nie, wenn wir abends zum Schlafsaal geführt wurden, einen günstigen Moment abzuwarten, mir gute Nacht zu sagen und mich zu küssen. Hatte man also einen Jungen gefunden, der einem besonders gefiel, so warb man um ihn, man verfolgte ihn auf Schritt und Tritt und suchte überall sich ihm angenehm zu machen, man machte ihm Geschenke oder bat einen Kameraden, den Vermittler zu spielen. Ein eigenartiges Mittel wandte einmal ein Junge mir gegenüber an, den ich übrigens auch schon lange im Stillen gern hatte, der aber so hübsch war, daß ich eine Erwiderung für ausgeschlossen hielt, und mich keiner Demütigung aussetzen wollte, denn einen Korb zu bekommen galt als sehr schimpflich. An einem Abend nun kam er während der Vorlesung neben mich und wir setzten zu zweien auf seine Anregung hin ein Spiel in Szene, wobei man auf die Hand des anderen einen Schlag zu versetzen sucht, der andere muß dabei sehr auf der Hut sein, da die Schläge sehr empfindlich sind, und deshalb seine Hand schnell fortziehen. Nachdem er nun an die Reihe kam, hieb er nur ganz leise und lässig zu, und als ich ihn nach dem Grunde fragte, sagte er mir, er könne mir nicht wehe tun, er hätte mich zu gerne. Ich war glücklich; wir küßten uns und erzählten uns gegenseitig, wie wir uns schon so lange gern gehabt. Solche Freunde tauschten dann mittags bei Tisch ihre Teller und ihr Besteck, weil es ihnen ein besonderes Wohlgefühl war, aus Gegenständen zu essen, die der Freund früher benutzt hatte. Derjenige, der das Amt hatte, bei Tisch zu bedienen, mußte sich deshalb immer auf dem Laufenden erhalten und war genau unterrichtet von jedem neuen Freundschaftsverhältnisse und sorgte genau und gewissenhaft, daß jeder die Gegenstände seines Freundes bekam, ebenso wußte er, wenn ein Verhältnis sich löste, er gab alsdann jedem sein richtiges Besteck wieder, welches aber alsdann selten von diesem wieder benutzt wurde, die Teller zerbrach man gewöhnlich und das Besteck warf man in den

Schmutzkasten und kaufte neue. Ebenso hatte jeder Knabe im Winter seinen bestimmten Shawl, man trug aber stets den des Freundes, da derselbe in so enger Berührung mit dessen bloßem Halse gewesen. Das Tätowieren der Arme mit den Aufangsbuchstaben des Freundes war an der Tagesordnung, jedoch mußte man bei dem allen sehr vorsichtig sein, damit die Lehrer nichts merkten. Sahen diese von zweien eine besonders zärtliche Freundschaft, so wurde ihnen strenge verboten, weiter miteinander zu verkehren, doch tat man es alsdann um so lieber, und bekam man Strafe, so war man glücklich, für den anderen leiden zu können. Hatte einer einen Streich gespielt, so geschah es oft, daß der Freund die Tat auf sich nahm, der andere dies aber nicht litt und der Lehrer alsdann 2 Missetäter vor sich stehen sah und nicht wußte, wer der eigentliche war. Bekam der Freund Prügel, so ging das dem andern so nahe, daß er mit weinte. Diese kleinen Einzelheiten zeigen, wie der Freund einem alles war, welche Innigkeit in dieser Freundschaft lag. Daß dabei der geschlechtliche Verkehr nicht ausblieb, ist selbstverständlich. Ich war 9 Jahre alt, als ich die Onanie kennen lernte, manche noch jünger. Besonders bot der Winter zum geschlechtlichen Verkehr viel Gelegenheit, man ging abends unter dem Vorgeben, austreten zu müssen, hinaus, der Freund folgte einige Minuten später und draußen war man dann ungestört, wenn dies auch hauptsächlich geschah, um sich küssen und umarmen zu können, in der Erregung blieb dann das andere nicht aus. Dann fand der Verkehr auch viel nachts in den Betten statt. Natürlich mußte auch vor den übrigen Knaben dies verheimlicht werden, da ja leicht hätte ein Verräter darunter sein können. Ich glaube bestimmt, daß dabei nur Onanie getrieben wurde. Kam ein neuer in die Anstalt, so wurde sofort darauf geachtet, ob er hübsch war, und dauerte es auch nicht lange und der oder jener hatte sich mit ihm angefreundet, wobei es oft nicht ohne heftige Eifersuchtsszenen abging. Es würde zu weit führen, noch mehr Einzelheiten anzugeben. Man findet ja in allen Instituten, daß die Knaben geschlechtlich miteinander verkehren, aber wohl selten so allgemein. Diese leidenschaftliche Liebe, so aufopfernd und hingebend, wo man glaubte, alles sei tot für einen, wenns dem Freunde einfiel zu schmollen, und man toll eifersüchtig sein konnte, wenn man einen anderen bevorzugt glaubte, müßte auf das junge Knabengemüt verhängnisvoll wirken; wenn man von einem Anerziehen der Homosexualität sprechen könnte, so müßte sich dies hier doch bewahrheiten, besonders da die meisten wenigstens 3 bis 4 Jahre,

einige bis zu 8 Jahren in der Anstalt verblieben und so lange diesem Einflusse ausgesetzt waren. Wie mir genau bekannt ist, verkehren alle meine Mitschüler jetzt sehr rege mit dem Weibe. Ich selbst interessierte mich schon vor meinem 8. Lebensjahre, also bevor ich in dieses Institut kam, für Männer, sogar geschlechtlich, und bin daher auch nachher nicht anders geworden. Besonders will ich 2 Knaben erwähnen, der eine war 16, er kam als einjähriges Kind dorthin, der andere 9 Jahre in der Anstalt, beide haben damals sehr stark für den Freund gefühlt und sehr viel mit ihm geschlechtlich verkehrt und fühlen heute nur für das Weib. Daß grade diese Anstalt einen so starken Freundschaftsverkehr aufwies, führe ich darauf zurück, daß die Knaben außer der Schulzeit und den Stunden, die nicht durch Gebet, es wurde viel gebetet, ausgefüllt waren, zuviel auf sich selbst angewiesen waren. Die Anstalt war streng katholisch und glaubte man durch vieles Beten die Knaben erziehen zu können, doch wir langweilten uns nur bei dem ewigen Einerlei des Rosenkranzes und benutzten die Zeit, geschlechtlichen Gedanken nachzuhängen. Für Sport und Turnen war kein Interesse vorhanden, sogar im Schulstundenplan war kein Turnen angesetzt. Baden galt für unsittlich; man fürchtete die Kinder dadurch auf unsaubere Gedanken zu bringen. Von der Außenwelt war man vollständig getrennt. Das Haus lag vor der Stadt und war mit hohen Mauern umgeben, nur Sonntags wurde man einige Stunden ins Freie geführt. Die Bücher waren einer strengen Zensur unterworfen, es genügte schon eine kleine unschuldige Liebesgeschichte, um dieselben uns zu verbieten.

Der Verfasser dieses Berichts hat stark gegen seinen Zustand angekämpft, auch eine hypnotische Kur durchgemacht. Es ist ihm nur einmal in seinem Leben geglückt, mit dem Weibe zu verkehren und zwar in der Karnevalszeit mit einem jungen Mädchen, das Knabenkleider trug; er schreibt darüber, „sie sah aus, wie der reizendste Junge, der Akt vollzog sich in voller Kleidung, ob es mir sonst möglich gewesen, kann ich nicht sagen.“

Wir sehen hier also, daß von 120 Waisenknaben, die unter genau denselben Verhältnissen erzogen wurden und fast sämtlich stark der solitären und mutuellen Masturbation ergeben waren, nur ein einziger homosexuell ge-

worden ist. Hat nun Schrenck-Notzing, der in der Erziehung, Schimmelbusch, der in der Onanie die Ursache der Homosexualität erblickt, Recht, oder diejenigen, welche in der angeborenen Beschaffenheit des Gehirns den Grund dieser Erscheinung suchen?

Außer diesen drei Kategorien sind es besonders die heterosexuellen Wüstlinge und Roués, von denen man annimmt, daß sie „aus Verlangen nach Variationen", aus „Reizhunger", Übersättigung, Raffinement schließlich auf das eigene Geschlecht verfallen. Dieser Glaube ist nicht nur im Volke weit verbreitet, er findet sich auch bei vielen Ärzten und Juristen. So beruft sich Bloch[1]) auf Wollenberg[2]), der die Homosexualität in den meisten Fällen als das Endprodukt eines lasterhaften Geschlechtslebens betrachtet. Und Wachenfeld[3]) sagt: „Den Verkehr mit dem gleichen Geschlecht als einen spezifisch stärkeren Reiz sucht der Roué, der nach Durchkostung aller natürlichen und unnatürlichen Genüsse am Weibe übersättigt ist." Ich habe mir große Mühe gegeben, diese „Wüstlinge" ausfindig zu machen, es ist mir nicht gelungen. Unter der großen Anzahl Homosexueller, die ich beobachtete, war nicht ein vom Weibe Übersättigter, die meisten wären froh gewesen, wenn sie überhaupt nur vom Weibe hätten „kosten" können, geschweige denn, daß sie satt geworden wären. Zweifellos hätten homosexuelle Jünglinge, die eine Vorliebe für ältere Männer haben, solche Roués kennen lernen müssen. Sie stellen ihr Vorkommen entschieden in Abrede. Ich habe es mich auch nicht verdrießen lassen, männliche Prostituierte und Chanteure, sowohl homosexuelle als heterosexuelle, zu interpellieren,

---

[1]) S. 235 a. a. O.

[2]) Wollenberg. Über die Grenzen der strafrechtlichen Zurechnungsfähigkeit bei psychischen Krankheitszuständen, im Neurologischen Zentralblatt 1899. No. 9.

[3]) A. a. O. in Goltdammers Archiv S. 48.

von welchen Leuten sie lebten. Sie gaben übereinstimmend eine Antwort, die in die wissenschaftliche Sprache übertragen lauten würde: „Ausschließlich von gleichgeschlechtlich Veranlagten.“ Es müßte nach Analogie dieser Lebemänner doch auch einmal ein homosexueller Lebemann — und es gibt deren genug — aus Reizhunger auf das Weib verfallen. Es wäre dann damit vielleicht ein therapeutischer Weg gegeben. Aber es kommt nicht vor. Ich halte nach meinen Forschungen diese Wüstlingspäderasten für ebensolche Fabelwesen, wie die Hexen, von deren Aussehen, Sitten und Gewohnheiten man zur Zeit der Hexenprozesse auch so ausführliche Schilderungen zu geben wußte. Man erinnere sich nur der köstlichen Hexenszenen in Goethes Faust. In ähnlicher Weise erzählt sich das Volk auch heute noch allerlei von dem stieren Blick der warmen Brüder, ihrem ganz kleinen oder sehr langen dünnen Geschlechtsteil; wie eine Art Ungeheuer halten sie sich mit Vorliebe im Dickicht versteckt, jeden Augenblick bereit, über einen Knaben herzufallen u. dgl. Noch ein neuerer Schriftsteller [1]) schildert das Auge der „Anhänger der eigengeschlechtlichen Liebe“ folgendermaßen: „Sein feuchter Glanz ist erloschen; es blickt verschleiert, gläsern. Außerdem hat sich die Lidspalte fast durchweg verengt, so daß nur ein kleiner Teil des Augapfels sichtbar geblieben ist. Vornehmlich der Urning im mittleren und reifen Alter leidet daran; den Greis läßt dieses Kainszeichen nicht mehr los.“ Man vergleiche mit dieser Beschreibung die beigefügte Photographie eines urnischen Arbeiters. Wenn man überhaupt hier von einem Typus reden kann, so ist dieses große, träumerische Auge — der genaue Gegensatz des geschilderten — in viel höherem Grade als charakteristisch für den Urning anzusehen.

[1]) M. Braunschweig. Das dritte Geschlecht. Beiträge zum homosexuellen Problem. Halle a. S., Carl Marhold. 1902.

Ist mithin diese vielgenannte Menschenklasse der vom Weibe übersättigten Homosexuellen empirisch nicht nachweisbar, so ist sie auch theoretisch höchst unwahrscheinlich. Wessen Naturtrieb mit elementarer Gewalt zum Weibe neigt, kann, wenn er auch noch so wüst ge-



Th. Widdig, urnischer Arbeiter.

lebt hat, nicht plötzlich den Mann begehren. Groß[1]) hat vollkommen Recht, daß ein solcher Umschlag der Geschmacksrichtung in das Gegenteil außer aller Logik und

[1]) Groß: Archiv f. Kriminalanthropologie. 10. Band. 1. u 2. Heft. S. 195.

Wahrscheinlichkeit liegt. Das Variationsbedürfnis hat wohl auf die Art der Betätigung einen Einfluß, nicht aber auf die Neigung des Geschlechtstriebes an und für sich. Dieser Trugschluß dürfte auf die Annahme zurückzuführen sein, daß der Homosexualismus dem Masochismus, Sadismus, Fetischismus und ähnlichen Störungen gleichzusetzen sei, mit denen er seit Krafft-Ebing so oft gemeinsam dargestellt ist. Bei letzteren handelt es sich um etwas ganz anderes, nämlich um krankhafte Hypertrophieen normaler Triebe, nicht etwa um sexuelle Zwischenstufen (Mischung männlicher und weiblicher Eigenschaften), wie manche Autoren in völligem Mißverständnis des von uns gewählten Titels glauben. Jeder Liebende will die Geliebte erobern, der Sadist will sie unter seine Gewalt bringen; der Liebende will ihr gefälliger Diener, der Masochist ihr Sklave, ihr „Hund“ sein; der Liebende legt sich die Locken seines Mädchens ins Medaillon, der Fetischist bewahrt sich Weiberzöpfe in der Schublade auf. Selbstverständlich kann ausnahmsweise ein Homosexueller ebenso wie ein Heterosexueller Sadist, Masochist, Fetischist sein, vielleicht alles zugleich, aber niemals kann ein Homosexueller ein Heterosexueller sein oder umgekehrt. Groß[1]) bemerkt: „Der sogenannte sexuell Übersättigte ist aber nicht übersättigt, sondern er empfindet nur, daß von den zwei Wegen, die seiner Natur offen standen: dem heterosexuellen und dem homosexuellen — der erstere für ihn nicht der richtige war und so gelangt er auf den zweiten Weg.“

Der Autor fühlt hier ganz richtig heraus, daß es namentlich die psychischen Hermaphroditen oder Bisexuellen sind, die von vielen als Roués oder zum mindesten als Menschen angesehen werden, die willkürlich das Weib verlassen. Ich gestehe offen, daß ich auf grund

[1]) Archiv f. Kr.-A. S. 195.

meines Beobachtungsmaterials noch nicht in der Lage bin, über das Vorkommen, die Häufigkeit und Bedeutung der Bisexuellen ein abschließendes Urteil zu fällen. Früher hielt ich sie für eine weit verbreitete Gruppe. Aber die gewissenhafte Exploration vieler verheirateter Urninge hat mich schwankend gemacht. Krafft-Ebing hob, als er die psychische Hermaphrodisie als erste Stufe der angeborenen konträren Sexualempfindung beschrieb[1]), hervor, daß in diesen Fällen die Neigung zum andern Geschlecht viel schwächer und episodischer sei, „während die homosexuale Empfindung als die primäre und zeitlich wie intensiv vorwiegende in der vita sexualis zu Tage tritt.“ Um hier, wie in der ganzen Frage klar zu sehen, muß man unbedingt den Geschlechts**trieb** von den geschlechtlichen Handlungen, die möglich sind, unterscheiden. Nur der natürliche Trieb ist das Ausschlaggebende. Man glaube nur nicht, daß wer mit beiden Geschlechtern verkehren **kann**, auch beide liebe. Wer urnische Ehemänner befragt, wird meist hören, daß sie entweder in völliger Unkenntnis ihres Zustandes heirateten oder weil sie meinten, von ihrem sie quälenden Triebe loszukommen. Betrachten wir einmal die Verhältnisse, wie sie wirklich sind. Ein junger Uranier wächst heran. Von allen Seiten hat er die Liebe zum Weibe preisen hören, sie erscheint ihm als das begehrenswerteste Ziel. Die ganze heterosexuelle Umgebung wirkt auf ihn wie eine mächtige Suggestion. Die erwachende und erstarkende Sinnlichkeit führt ihn, indem sie ihn dem allgemeinen Triebe der Kameraden folgen läßt, zu einer Art Schwärmerei für weibliche Personen. Vom Uranismus weiß er nichts; die Päderastie hält er, nach allem, was er gehört hat, für etwas Abscheuliches. Es kommt die Zeit, wo ihm „nur noch die Frau fehlt.“ Man macht ihn auf ein Mädchen

---

[1]) Psych. sex. S. 251.

aufmerksam, die für ihn wie geschaffen ist oder er lernt eine kennen, die ihm „sympathisch“ ist, gewöhnlich eine, die ihrer äußeren Erscheinung und inneren Veranlagung nach viel männliche Eigenschaften aufweist. Die Unterscheidung von Liebe und Freundschaft ist durchaus nicht leicht; so geht er in allen Ehren die Ehe ein und vollzieht „pflichtschuldigst“ vielleicht die Woche einmal den Geschlechtsverkehr, vielfach — wie es in einem Volkslied heißt, — „nicht um der schnöden Wollust willen, um Gottes Willen zu erfüllen“. Seine Ehe ist sogar harmonisch, während es ringsherum viele unglückliche Ehen gibt, in denen die Männer ihre Sinnlichkeit an fremden Frauen befriedigen. Er aber begehrt nicht nach des Nächsten Weib. So stirbt er, ohne sich seines Irrtums bewußt geworden zu sein; denn gar viele Menschen verbringen ihr Leben in einer Art Dämmerung, automatisch folgen sie den andern, individuelle Regungen halten sie für „Schwächen,“ alles, selbst das komplizierte spielt sich nur in ihrem Unterbewußtsein ab. Ihre Seele funktioniert reflektorisch. Sie kommen aus einem dumpfbrütenden Zustand trotz aller scheinbaren Aktivität nicht heraus. Vielen aber geht doch schließlich — ein Licht auf, das Oberbewußtsein hat über das Unterbewußtsein den Sieg errungen. Aber oft kommt dann die Erkenntnis zu spät. „Seit ich wissend bin, schreibt uns ein hoher Staatsbeamter, kleide ich die Freundschaft zu meiner Frau in das Gewand der Liebe und die Liebe zu meinen Lieblingen in das Gewand der Freundschaft, und so schreite ich mit einer Täuschung meiner Umgebung — ursprünglich selbst getäuscht — weiter durch das Leben.“

Sehr fein hebt Krafft-Ebing[1]) hervor, daß es sich bei sexueller Frigidität in Wirklichkeit um psychische Hermaphrodisie handeln kann. Auf die Dauer dürften

---

[1]) A. a. O. S. 252.

aber doch nur mit sehr schwachem Geschlechtstrieb begabte Personen diesem Irrtum verfallen. Viele sogenannte Bisexuelle müssen sich zum Coitus stark mechanisch erregen lassen, andere bedürfen psychischer Kunsthilfe. Ich will zur Charakterisierung dieser Gruppe eine Auswahl von Antworten wiedergeben, welche ich von Bisexuellen über die Art ihres „normalen“ Geschlechtsverkehrs erhielt. Ein verheirateter Universitätsprofessor berichtet: „Ich bin zum Coitus mit dem andern Geschlecht ohne besondere Vorstellungen und Kniffe fähig, habe keinen Widerwillen dagegen, aber auch keinen Genuß davon.“ Ein Fabrikant schreibt: „Hätte ich vorher die über die Homosexualität aufklärende Lektüre gekannt, ich hätte nicht das Unglück der Ehe über mich hereingebracht. Es war gewissermaßen ein Verzweiflungsakt in dem törichten Wahn, ich könnte mich doch vielleicht ändern; ich habe mich aber nur doppelt unglücklich gemacht und leider noch dazu eine gute Frau, die ein anderes Glück verdient hätte, als einen Urning zum Manne zu haben. Der Akt ist möglich, ich bringe es zur Ejakulation, aber ganz ohne Wonnegefühl und bin nachher sehr angegriffen. Mir bei dem mir widersprechenden Verkehr eine edle Jünglingsgestalt vorzustellen, bringe ich nicht fertig.“ Ein Offizier teilt mit: „Ich habe viele Bordells besucht, und mit Erfolg, d. h. ich blamierte mich nicht. Ich sagte den Damen immer, daß sie bald wieder einen ordentlichen Lebenswandel führen sollten und sie versicherten mir noch nie einen solchen braven Herrn gesehen zu haben. Vor dem Beginn habe ich meistens gezittert, aber es galt meinen guten Ruf zu erhalten und nachher triumphierte ich wie ein Feldherr nach gewonnener Schlacht.“ Ein Dolmetscher gibt an: „Ich habe auch viel mit Weibern verkehrt, aber nur im angetrunkenen Zustand.“ Ein Arbeiter, der Frau und Kinder hat, gibt folgende Schilderung: „Ich führe den Beischlaf aus, aber

mit größtem Widerwillen und fühle mich dabei zum Sterben unglücklich; am liebsten möchte ich unmittelbar darauf den Akt mit einem Manne ausführen können.“ Ein Jurist antwortet: „Ich gehe seit vielen Jahren alle zwei bis drei Wochen ins Bordell. Mit anderen Frauen als Dirnen habe ich nie verkehrt. Manche anständige Mädchen gefallen mir wohl, aber da der Mann mich doch intensiver anzieht und ich nach dem Verkehr mit dem Weibe mich nach männlicher Umarmung sehne, nehme ich mir nicht die Mühe, mich den langen Präliminarien zu unterziehen, die nötig sind, Mädchen, die keine Dirnen sind, zu gewinnen. Sentimentale Liebe habe ich abgesehen von einer Tanzstundenschwärmerei im 17. Lebensjahre für Frauen nie empfunden, für Männer dagegen in den letzten zehn Jahren drei heftige Leidenschaften.“ Ein Kaufmann erwidert: „Ich kann mit Frauen den Verkehr ausüben, aber nur durch den Gedanken an den, der vor mir das Weib besessen hat.“ Ein junger Berliner Arbeiter erzählt: „Als ich siebzehn Jahre alt war und sich alle gleichaltrigen Kollegen Verhältnisse und Bräute anschafften, nahm ich mir auch mein Mädchen. Da ich mir meines eigenartigen Wesens nicht bewußt war, so war es mir selbstverständlich, daß ich mir auch später als Mann eine Frau anschaffen mußte. Beim Geschlechtsakt mußte der sinnliche Reiz stets durch psychische Mittel herbeigeführt werden. Nachher war ich durch die große Anstrengung sehr abgespannt und ich schwur mir, mich nie wieder auf derartiges einzulassen. Ich fühlte mich damals zu einem Verwandten sehr hingezogen. Ich als der Ältere und bei den Weibern Einflußreichere mußte für ihn immer die Mädchen beschwatzen und so haben wir oft nach einander den Akt vollführt. Die Beobachtung seines heißen Temperamentes reizte mich bis zum äußersten und war mir dann die Ausführung des Verkehrs ein leichtes.“ Ein anonymer Briefschreiber meldet: „Ich

verkehre auch mit Weibern, aber nur mit einfachen Mädchen nicht über 20 Jahr; wirklich erregt hat mich nur eine Polin, die kein Korsett und kurze Haare trug und sehr jungenartig war.“ Ich will diese Paradigmata aus dem Leben mit den Angaben eines Patienten schließen, der mich kürzlich wegen sexueller Hyperästhesie konsultierte, die so stark war, daß er beim Überschreiten der Berliner Schloßbrücke angesichts der Jünglingsstatuen Erektionen bekam. Es war ein jüdischer Kaufmann von 42 Jahren. Um die potentia coeundi zu erlangen, genügte es nicht, an einen ihm sympathischen Mann zu denken, sondern er mußte von ihm sprechen, etwa so: „Erinnerst du dich an den Diener des Grafen, der Vormittag die Waren abholte? Hat er dir gefallen? Ein sauberer Bursche, nicht wahr? Seine Livree schien neu zu sein? Fandest du nicht, daß sie ihm etwas eng saß? Für wie alt hälst du ihn?“ Nur, wenn er solche Gespräche mit seiner Frau führte, deren Absicht zu verdecken großes Geschick erforderte, gelang es ihm, zu ejakulieren und — Kinder zu zeugen, deren er drei besaß. Ist das nicht wahre Widernatürlichkeit? Dieser Herr reiste etwa alle Vierteljahre einmal aus der Provinz nach Berlin, um hier mit einem Soldaten zu verkehren; er gehörte mithin zu den „periodischen Päderasten“ von denen Tarnowsky[1]) und mit ihm Bloch[2]) annehmen, daß es von Geburt normalsexuelle seien, die nur von Zeit zu Zeit einen Anfall von Homosexualität bekommen, der dem „periodischen Irrsein“ gleichzusetzen sei. In Wahrheit sind es aber einfach Homosexuelle, die auch heterosexuell verkehren können. Das eine ist ihnen Natur, das andere Kunst. Als Bisexuelle können wir sie so wenig betrachten, wie etwa die geschilderten Heterosexuellen, die auch im homosexuellen

[1]) Benjamin Tarnowsky, Syphilidologe in Petersburg: Die krankhaften Erscheinungen des Geschlechtsinns. Berlin 1886. Seite 43.

[2]) Bloch, a. a. O. S. 15.

Verkehr ejakulieren können. Personen, die mit allen Zeichen der Verliebtheit einmal vom Weibe, ein anderes Mal vom Manne gefesselt werden — das wären wirkliche Bisexuelle — habe ich nicht ermitteln können. Am ehesten scheint mir noch ein annähernd gleich starkes Empfinden für beide Geschlechter bei Fetischisten, Masochisten und Sadisten vorzukommen. So kenne ich einen Mundfetischisten, der fast in gleicher Weise zu beiden Geschlechtern neigt und eine Sadistin, die feminine Männer ebenso gern peinigt, wie normale Mädchen. In solchen Fällen ist die Perversion als solche so vorherrschend, daß sie sich über ein bestimmtes Geschlecht hinwegzusetzen scheint; die Perversion hebt dann die Inversion auf. Theoretisch könnte man wohl bei den sexuellen Zwischenstufen das Auftreten der Bisexualität für naheliegend ansehen, wenn man die Vereinigung männlicher und weiblicher Eigenschaften berücksichtigt, die beide nach einer gewissen Ergänzung streben. Anderseits ist aber zu bedenken, daß jeder einzelne Geschlechtscharakter, zu denen doch auch schließlich der Geschlechtstrieb gehört, sich entweder nach männlicher oder weiblicher Richtung gestaltet, nicht nur die einfach auftretenden, sondern auch die bisymmetrischen, wie die Keimdrüsen. Daraus könnte man folgern, daß das auch für das sexuelle Triebzentrum der Fall ist. Jedenfalls halte ich einen ausgesprochenen unkomplizierten Trieb zu beiden Geschlechtern für unwahrscheinlich, doch wiederhole ich, daß ich in dieser Frage ein abschließendes Urteil noch nicht abgeben möchte.

Viele H.-S. halten sich für bisexuell, bis sie von einer „grande passion“ befallen werden, an der sie den Unterschied zwischen „lieb haben“ und „lieben“ gewahr werden. Ich erinnere an den obengeschilderten Fall des Oberlehrers. Es wurde bereits darauf hingewiesen, wie schwer die Selbsterkenntnis des urnischen Seelenzustandes ist, von dem man garnichts oder doch nur ganz Nach-

teiliges gehört hat. Selbst wenn die Erkenntnis allmählich aufdämmert, sträubt sich bei den meisten der Verstand mit aller Kraft gegen das Gefühl. Mehr wie einmal habe ich aus körperlichen und geistigen Stigmen die Frühdiagnose der Homosexualität stellen können, bei Personen, die über ihre urnische Natur keine Ahnung hatten; spätere Tatsachen bestätigten die Richtigkeit der Diagnose. So fällt mir ein Herr ein, mit dem ich vielfach auf Gesellschaften zusammentraf. Einmal erzählte er mir von einem uns beiden bekannten Selbstmörder und fügte ziemlich wegwerfend hinzu „er soll mit Männern geschlechtlichen Umgang gehabt haben.“ Ich konnte mich nicht enthalten, ihm zu erwidern: „Wissen sie wer ebenso empfindet? Sie selbst; Ihre keusche Kameradschaftlichkeit dem Weibe gegenüber, Ihre langjährige so starke Schwärmerei für den Bildhauer X., Ihre weiblichen Charaktereigenschaften und Bewegungen, Ihre Kunstfertigkeit die berühmte Sängerin X. in Stimme und Haltung zu kopieren, sagen genug.“ Er wies meine Annahme in breiten Auseinandersetzungen mit großer Entschiedenheit zurück. Nach längerer Zeit sah ich ihn wieder, glücklich über die endlich erlangte Klarheit und innere Ruhe, die im Anschluß an meinen berechtigten Hinweis bei ihm eingetreten waren.

Ist es schon schwierig, über die eigene Natur ein richtiges Urteil zu gewinnen, so schwer, daß manche Unglückliche sich ihr ganzes Leben schuldig fühlen, ohne es zu sein, so nimmt die Schwierigkeit noch zu, wenn es sich darum handelt, die Ursachen eines von der Norm abweichenden Seelenzustandes richtig zu bewerten. Jeder Arzt weiß, wie unzuverlässig die Angaben eines Patienten über den Grund eines körperlichen Leidens sind, wie oft für ererbte und bazilläre Krankheiten, beispielsweise tuberkulöse, ein Trauma, eine Erkältung, Anstrengung oder Aufregung als Ursache angegeben werden, während wir doch genau wissen, daß keiner dieser Anlässe eine causa

sufficiens abgeben kann, daß die Hauptbedingung vorher da sein muß. Ist das schon auf körperlichem Gebiet möglich, wie viel mehr auf geistigem. Der Laie führt nervöse und psychische Störungen fast nie auf innere Anlage, sondern stets auf äußere Ereignisse zurück. Selbstverständlich wird daher ein geschulter und gewissenhafter Arzt alle Angaben seiner Klienten kritisch und vergleichend würdigen müssen. Einem Arzt Leichtgläubigkeit vorzuwerfen, wie es in der Frage der Homosexualität wiederholt geschehen ist, heißt ihn der Kritiklosigkeit zeihen, und das bedeutet ein arges Mißtrauensvotum in Bezug auf seine fachliche Tüchtigkeit. Ebenso arg ist es aber auch, die Homosexuellen für verlogen zu erklären. Schrenck-Notzing [1]) meinte, daß „die Selbstbekenntnisse der Urninge nur mit großer Reserve zu berücksichtigen“ seien. Nur in einem mißt dieser Autor ihren Aussagen vollen Glauben bei, nämlich in dem, was sie über den Heilerfolg der Hypnose berichten, trotzdem es doch bekannt ist, wie oft gerade Hypnotisierte dem um sie bemühten Arzt „par complaisance“ die Unwahrheit sagen. Während aber Schrenck und Cramer [2]) nur unbewußte Autosuggestion unter dem Einfluß diesbezüglicher Lektüre annehmen, geht Bloch [3]) bedeutend weiter, er spricht von subjektiven Täuschungen und Fälschungen, die sich die Urninge in ihren Autobiographieen zu schulden kommen ließen. „Die kritiklosen Theorien eines Ulrichs,“ so meint Bloch, „wurden von vielen Urningen für Wahrheit genommen und auf den eigenen Zustand übertragen.“ Und an einer späteren Stelle [4]) fügt er hinzu „Ulrichs Schriften, die von

---

[1]) A. a. O. S. 195.

[2]) A. Cramer. Die konträre Sexualempfindung in ihren Beziehungen zum § 175 des R.-Str.-G.-B. Berliner klin. Wochenschrift 1897. N. 43. Seite 964.

[3]) A. a. O. S. 13.

[4]) A. a. O. S. 198.

obscönen Details wimmeln, sind in den Händen aller Urninge." Wie wohl wäre Ulrichs gewesen, wenn diese Angabe auch nur durch hundert geteilt der Wahrheit entspräche. In meinen Händen befindet sich ein Brief, den Ulrichs aus Aquila am 6. Februar 1892, also drei Jahre vor seinem Tode und zirka 30 Jahre nach dem Erscheinen seiner ersten Bücher „über das Rätsel der mannmännlichen Liebe," an einen Bekannten in Deutschland richtete. Er schildert in dem höchst interessanten ausführlichen Schriftstück seine Lage und bemerkt dann wörtlich:

„Ihre Absicht, in anderer Weise etwas für mich zu tun, ist sehr, sehr freundlich. Gewiß, aber setzt mich in Verlegenheit, weiß nicht, was dazu sagen, wie mich demgegenüber verhalten. Ein gewisses Schamgefühl hält mich zurück, während ich Abonnements auf mein Blatt rückhaltlos annehmen könnte. Mein lateinisches Blatt ist eine kleine Unterhaltungsschrift für lateinkundige Gebildete, die sich nicht auf ein bestimmtes Feld beschränkt, vorzugsweise Prosa, doch auch kleine Poesien bringend; erscheint etwa alle zwei Monat einmal. In meinen Schriften habe ich wiederholt solche Gedanken ausgesprochen, wie den Ihrigen, der mich erfreut hat, daß wir einen großen unsichtbaren Bund bilden. Daß ich Heimat und Vaterland hätte verlassen müssen, ist irrig. Niemand zwang mich, Deutschland zu verlassen und jeden Augenblick könnte ich zurückkehren. Die Schriften, die Schriften sind es, die mich an den Bettelstab gebracht haben, indem sie mir nichts einbrachten. Sie hätten längst neue Auflagen erleben müssen. Statt dessen — o! Es ward mir so schwer, überhaupt nur Buchhändler für diese Werke zu finden."

So schreibt der Mann, dessen Schriften sich in den Händen jedes Urnings befinden sollen, freilich wird Bloch diese Angaben nicht glauben, denn Ulrichs war ja ein

Urning. Mit großer Entschiedenheit hat bereits Krafft-Ebing den so bequemen Einwurf „er sei beschwindelt worden" zurückgewiesen [1]). Neuerdings ist auch Möbius [2]) auf diese Beschuldigung eingegangen; er schreibt: „Die Behauptung, diese Leute lögen oder machten sich selbst etwas weiß, ist nicht haltbar, denn auch, wenn sie hie und da zutrifft, bleiben so viele unantastbare Biographien übrig, daß an der Ursprünglichkeit, der Macht und der Dauer der abnormen Gefühle nicht zu zweifeln ist." Wir möchten gegenüber dem schweren Vorwurf Blochs gegen die Homosexuellen noch hervorheben, daß die große Übereinstimmung zahlloser Anamnesen von Urningen aller Stände, namentlich auch von urnischen Arbeitern, die nie ein Buch über den Gegenstand gelesen haben, die Wahrhaftigkeit des Gesagten über allen Zweifel erhebt, ferner, daß diese Angaben in einer sehr großen Zahl der Fälle von den Angehörigen, Vätern, Müttern und Bekannten bestätigt wurden, — erst vor kurzem konsultierte mich ein protestantischer Geistlicher mit einem urnischen Sohn, der ebenfalls Theologie studierte und sagte: „Er war von Anfang an anders, wie meine 5 anderen Söhne." Endlich rühren die Mitteilungen oft genug von Urningen her, die sich nie in ihrem Leben homosexuell betätigten, Leute von unantastbarer Integrität, für die auch nicht der mindeste Grund besteht, die Unwahrheit zu reden. Ich habe von den vielen uns zur Verfügung stehenden Selbstbiographien nur eine einzige im Anhang wiedergegeben, sie rührt von einem ganz einfachen Arbeiter her, ist nicht einmal orthographisch richtig geschrieben, aber für die Wahrheit dessen, was dieser schlichte Mann aussagt, stehe ich ein, wenn es überhaupt noch Treue und Glauben gibt. Man

[1]) In der Schrift „über sexuelle Perversionen" bei Urban und Schwarzenberg. 1901. Seite 130.

[2]) Dr. P. J. Möbius in Leipzig. Geschlecht und Entartung bei Marhold in Halle 1903. S. 30.

lese dieses Lebensbild, wo kann da von einem Variationsbedürfnis, von Reizhunger, der leichten Beeinflußbarkeit des Geschlechtstriebes durch äußere Einwirkungen, von Suggestion, Nachahmung oder choc fortuit die Rede sein? Enthält nicht allein diese eine Biographie eine ganz furchtbare Anklage gegen die Wachenfeld und Bloch, welche in einer so wichtigen Frage vom grünen Tisch ihr Urteil fällen, ohne die, welche sie richten, gesehen, gehört, beobachtet und untersucht zu haben?

Es genügt natürlich nicht, die Lebensgeschichte der H.-S. zu durchforschen, sondern ein jahrelanges Beobachten vieler Urninge aller Altersstufen und Stände, ihrer Lebensäußerungen und Lebensgewohnheiten ist notwendig, um sich über die Gesamtpersönlichkeit ein Urteil bilden zu können. Diese Aufgabe wird dadurch erschwert, daß vielen Urningen nach Lage der Verhältnisse durch Selbsterziehung und Gewohnheit manches zur „zweiten Natur“ wird, was ihnen ursprünglich nicht zukommt. Man wird bei der psychologischen Erkenntnis nicht nur auf positive Äußerungen zu achten haben, sondern auch auf negative Züge, so ist beispielsweise bei manchen Uraniern die sexuelle Negierung des anderen Geschlechts viel vorherrschender, als die durch intensive Geistestätigkeit abgelenkte oder zum Schweigen gebrachte positive Neigung zum gleichen Geschlecht.

Sehr wesentlich wird die Exploration und Beobachtung unterstützt durch die Körperuntersuchung möglichst zahlreicher Zwischenstufen aller Art. Den Sektionen H.-S. können wir hingegen vorderhand noch keine so hohe Bedeutung beimessen, solange das sexuelle Centrum im Gehirn noch nicht ermittelt und wir über die Geschlechtsunterschiede zwischen männlichen und weiblichen Gehirnen noch so wenig unterrichtet sind. Der von Rüdinger gefundene und neuerdings von Waldeyer bestätigte Satz, daß die Windungen des Stirn- und Schläfen-

lappens beim Weibe schwächer entwickelt sind, wie beim Manne stützt sich auf ein zu geringes Vergleichsmaterial, als daß er eine Grundlage für die anatomische Untersuchung urnischer Leichen abgeben könnte, ebensowenig wie die Geschlechtsunterschiede im Kleinhirn, auf die wir später noch eingehender zurückkommen.

Wir sind mit den angegebenen Mitteln ohnedies in der Lage, sofern nur eine genügende Zahl von Einzelbeobachtungen vorliegt, ausreichende Schlüsse zu ziehen, wir werden als Endergebnis dieser Objektforschungen den sicheren Beweis erbringen können, daß der Uranismus und das gleichgeschlechtliche Empfinden d. i. die Homosexualität niemals durch äußere Ursachen erworben, nie anerzogen, sondern stets angeboren ist.

I. Das urnische Kind.

Für das Angeborensein einer Eigenschaft ist es in hohem Maße bezeichnend, wenn dieselbe, soweit die Erinnerung reicht, nachweisbar ist. Bereits V. Magnan, der große französische Psychiater, welcher die konträre Sexualempfindung noch zu den Geistesstörungen der Entarteten zählt, sagt:[1]) „Sie zeigt sich oft schon in früher Jugend und gerade das ist charakteristisch; nichts spricht deutlicher für die ererbte Beschaffenheit dieser Anomalie, als ihr frühzeitiges Auftreten.“ Und zwei Jahre zuvor bemerkt derselbe in einer anderen Vorlesung: „Es handelt sich bei dem Zustand, den Westphal konträre Sexualempfindung nannte und Charcot und ich als Verkehrung des geschlechtlichen Empfindens (inversion du sens génital)

[1]) Psychiatrische Vorlesungen, II./III. Heft übersetzt von Möbius Leipzig bei Thieme 1892 in der II. aus dem Jahre 1887 stammenden Vorlesung Seite 26 und in der III. über geschlechtliche Abweichungen und Verkehrungen vom Januar 1885.

beschrieben, um ein ab ovo krankhaftes Gefühl, denn die Störung macht sich schon in früher Jugend, zuweilen vom fünften Jahr an geltend, also bevor fehlerhafte Erziehung oder lasterhafte Gewohnheit den Menschen verderben können.“ Ganz vortrefflich meint auch Schrenck-Notzing:[2]) „Sehr wichtig für die originäre Anlage zur konträren Sexualempfindung ist der Nachweis, daß der weibliche Typus im männlichen Kinde schon vor der Zeit der ersten sexuellen Regungen (nicht der Pubertät) charakterologisch sich entwickeln und daß aus diesem weiblichen Charakter, als eine folgerichtige Teilerscheinung, weibliches Geschlechtsgefühl entstand ohne den Zwang äußerer Verhältnisse.“ Schrenck hielt 1892, als er dies schrieb, diesen Nachweis nicht erbracht, heute scheint es mir sicher zu stehen, daß der Uranier von vornherein den Stempel seiner körperlichen und geistigen Eigentümlichkeit trägt. Seine Besonderheit ist von frühester Jugend vorhanden, während sie bei anderen beispielsweise bei Geschwistern trotz gleicher Erziehung und gleichem Milieu fehlt. Jeder Homosexuelle erinnert sich, daß er anders geartet war, als die gewöhnlichen Knaben. Sehr oft war ihm die Tatsache, wenn auch nicht die Ursache, schon während der Schulzeit klar. Weniger von ihm selbst, umsomehr aber von den Angehörigen und Fernstehenden wird in dieser Eigenart das Mädchenhafte erkannt. Wir geben einige Urteile der Umgebung wieder, die in größter Mannigfaltigkeit vorliegen. Ein homosexueller Schriftsteller schreibt: „Das Wort: „Du wärst besser ein Mädchen geworden,“ habe ich unendlich oft hören müssen. Als fünfjähriger Junge nahm ich oft ein Tuch und schlug es um, sodaß es schleppte, und sagte: nun bin ich ein Mädchen; das war mein größtes Vergnügen! Von Knaben zog ich mich zurück, ohne aber

---

[2]) A. a. O. S. 194. Aus dem Jahre 1882.

damals einzusehen, daß ich anders geartet war.“ Ein urnischer Chemiker, der sich noch nie in seinem Leben betätigte, berichtet: „Ich war als Kind sehr artig und habe im Gegensatz zu meinen Brüdern von meinen Eltern nie Prügel bekommen. Onanie ist mir unbekannt. Die wilden Knabenspiele waren mir zuwider, ich schloß mich mit Vorliebe an Mädchen an und hatte deswegen viel Neckerei und Spott zu erdulden; das war mir sehr unangenehm, doch konnte ich nicht dagegen an. Ich liebte zu nähen, zu stricken, beim Kochen und Backen zu helfen und mich mit Bändern wie ein kleines Mädchen zu schmücken. Es ist mir jetzt immer sehr peinlich, wenn diese Jugenderinnerungen von Angehörigen ausgekramt werden.“ Andere Mitteilungen von Urningen lauten: „Im Kadettenkorps hieß ich die keusche Jungfrau.“ „In der Schule nannte man mich allgemein Fräulein.“ „Als ich 13 Jahre alt war, sagte unser Hausarzt, ich sei kein Kerl, sondern ein hysterisches Frauenzimmer.“ „Mein Vater rief mich Wilhelmine.“ „In der Tanzstunde nannten mich die Damen: Willy mit den Mädchenaugen.“ „Schon zu Hause, wie später in der vornehmen Gesellschaft führte ich den Spitznamen: Die Baronesse.“ „Wenn ich einen Stein in die Luft warf, sagten die Jugendgespielen: Dä Widdigs Jong wirft grad wie ein Mädchen.“ „Meine Mutter sagte oft von mir, er ist meine kleine Tochter.“ „Von mir und meiner ältesten Schwester hieß es stets, wir seien verwechselt worden.“ „Man meinte stets, meine Schwester hätte der Junge und ich das Mädel werden sollen.“ „Als Kind schon hieß ich Mademoiselle.“ „Zu Hause nannte man mich den Träumer.“ „Als ich klein war kämmte man mir die Haare ins Gesicht und freute sich: der Junge sieht wie eine kleines Mädchen aus.“ „Es wurde oft gesagt, er ist kein Junge.“ „Meine Stiefmutter meinte: er ersetzt mir mehr als eine Tochter.“ Urnische Damen berichten: „So lange ich denken kann, wurde ich

boy genannt". Eine andere: „Schon als Kind trug ich mit Vorliebe Mütze und Rock meines Vaters, kletterte auf die höchsten Bäume und wurde immer Junge gerufen."

Oft nutzen die Angehörigen die Veranlagung urnischer Kinder aus. Die Väter fühlen sich zu urnischen Töchtern besonders hingezogen — man denke an das der Wirklichkeit fein abgelauschte Verhältnis zwischen Bildhauer Kramer und seiner Tochter Michaelina in Gerhardt Hauptmanns Michael Kramer — die Mütter hingegen lieben besonders ihre urnischen Söhne, welche sie gern zu allerlei häuslichen Beschäftigungen, wie Beaufsichtigung der Geschwister, verwenden. Man glaube nur nicht, daß erst durch die Erziehung diese femininen oder virilen Eigenschaften hervorgerufen werden, bei einem nicht urnischen Knaben würde die Mutter überhaupt nicht solche Verwendung versuchen. Auch hier noch zwei Beispiele. „Meine neue Mama — schreibt W. v. S. — ließ sich die Vorzüge meiner angeborenen Mädchennatur wohl gefallen, ich verstand im Haushalt alles so gut, daß sie sich um nichts zu kümmern brauchte, ihre Toiletten lagen vollendet bereit zu jeder Gelegenheit des Tages, das Haar wurde frisiert, die Hüte auf das modernste garniert, die Wirtschaft besorgt, Menüs bestellt und überwacht, eigenhändig die Tafel dekoriert, und kam ich dann zu den Gästen in den Salon, hieß es zu nicht geringem Erstaunen der Anwesenden: „So jetzt ist meine Tochter fertig, nun kann der Sohn uns etwas vorsingen." Gute Alte, ich höre sie noch und habe sie so lieb, wie ich ihr aber letztes Jahr die Augen öffnete über die Tochterschaft ihres vermeintlichen Sohnes, litt und kämpfte sie sehr, leider vergeblich." Ein junger Leutnant erzählt: „Sobald ich dem Schulzimmer entflohen war, eilte ich zu meinen Freundinnen; ich galt überhaupt bei Bekannten und Lehrern als Musterknabe. Meine Mutter liebte es, mich zu ihren Geschäftsgängen mitzunehmen und fragte

mich dann bei Einkäufen, wie mir dieses oder jenes gefiele. Bei jedem neuen Hut, den sich meine Mutter kaufte, wurde ich als Modell verwandt, das heißt, mir wurden die verschiedenen Damenhüte auf den Kopf gesetzt und der mich am besten kleidete, den erkor meine Mutter für sich. „Du siehst wie ein kleines Mädchen aus, sagte mir meine Mutter häufig bei der Hutprobe, schade, daß du kein Mädel geworden bist.“ Derselbe Gewährsmann gibt noch folgende sehr bezeichnende Schilderung: „Mein Vater war Offizier und seinem Willen gemäß sollten seine drei Söhne auch Offiziere werden. Ich stand im 13. Lebensjahr, als ich zum Kadettenkorps einberufen wurde. Von meinen Vorgesetzten habe ich nur Gutes erfahren, da ich selbst ein recht braver Schüler war und zum Tadeln wenig Veranlassung bot. An den wilden Jugendspielen beteiligte ich mich wenig und nur auf höheren Befehl, mein liebstes waren Plauderstündchen mit gleichgesinnten Kameraden, die wilden mied ich, eines Tages aber konnte ich die Erfahrung machen, daß ein solch wilder Bursche eine besondere Zuneigung zu mir faßte, mich öfters mit Kleinigkeiten beschenkte und mir half, wo er helfen konnte, dabei bemerkte er, ich besäße ein so „ätherisches Wesen“, das gefiele ihm so, er behauptete, ich duftete immer nach Vanille. Im Singen war ich die Säule des Soprans, wie der Lehrer sich ausdrückte, und als in der Literaturstunde Schillers Jungfrau von Orleans mit verteilten Rollen gelesen werden sollte, und es sich um die Besetzung der Jeanne d'Arc handelte, da war mein Lehrer keinen Augenblick im Zweifel und übertrug dieselbe mir unter allgemeiner Akklamation der Kameraden. Von da ab behielt ich im Korps den Titel: „Jungfrau von Orleans“ oder auch „Fräulein Johanna.““ Die Vorliebe der normalsexuellen für den urnischen Mitschüler, dessen weibliche Grundnatur sie instinctiv herausfühlen, ist sehr

charakteristisch; so berichtet ein anderer Offizier, der auf einer Ritterakademie erzogen wurde, daß, als er 13 Jahre alt war, fast alle älteren Knaben in ihn verliebt waren.

Mit der Mädchenhaftigkeit hängt es auch zusammen, daß urnische Knaben oft eine sehr große Ähnlichkeit mit der Mutter haben, bei manchen wird auch die auffallende Übereinstimmung mit der Großmutter hervorgehoben. Doch ist beides durchaus nicht durchgängig der Fall, vielmehr zeigt die Erfahrung, daß ebenso wie die männlichen und weiblichen auch die urnischen Kinder körperlich und geistig unter dem Einfluß der gemischten und latenten Vererbung stehen. Viele scheinen in der Jugend mehr der Mutter, später mehr dem Vater zu gleichen.

Von manchen Seiten, besonders von Tarnowsky, ist vorgeschlagen, Knaben, welche zu weiblichen Beschäftigungen neigen, recht zu verspotten, um so der Entwickelung homosexueller Triebe vorzubeugen. Es heißt die Macht der Erziehung weit überschätzen, wenn man annimmt, daß eine so tief in der Persönlichkeit wurzelnde Triebkraft dadurch nennenswert beeinflußt werden könnte. Wir halten diese prophylaktische Maßnahme nicht nur für wirkungslos, sondern auch für verhängnisvoll, weil sie geeignet ist, das ohnehin schüchterne, empfindsame, zum Weinen geneigte urnische Kind noch zaghafter und scheuer zu machen. Diese Kleinen spüren es instinktiv, daß sie eigentlich weder zu den Knaben, noch zu den Mädchen gehören, ihr Selbstvertrauen leidet unter diesem Zwiespalt, sie nehmen alles tiefer und ernster wie die gleichaltrigen Kameraden. Unter den jugendlichen Selbstmördern, die sich wegen gekränkten Ehrgeizes ein Leid antun, befinden sich gewiß relativ viel urnische Knaben. Eine wohlbedachte Erziehung sollte das psychologische Erfassen der Kindesseele zur Grundlage haben, sie sollte individualisieren, indem sie die vorhandenen guten Keime in die rechten Bahnen leitet, die schlechten Anlagen liebevoll

hemmt. Statt dessen wird in völliger Unkenntnis der Kindesnatur von Eltern und Lehrern nur zu oft generalisiert. Gerade die urnische Kindesseele, welche sich schon deutlich von der Knabenseele durch eine größere Rezeptivität, von der Mädchenseele durch stärkere Produktivität unterscheidet, enthält viele Keime, deren sorgsame Pflege sich außerordentlich verlohnen würde.

Die meist in hohem Maße vorhandene geistige Befähigung urnischer Kinder wird durch eine gewisse Unsicherheit und Verträumtheit, oft auch durch Zerstreutheit infolge allzureger Phantasie wesentlich beeinträchtigt, doch kommen die meisten recht gut in der Schule mit, eine besondere Vorliebe besteht für schöngeistige Fächer, namentlich Literatur, für Geschichte und Geographie, Musik und Zeichen, etwas weniger für Sprachen, dagegen zeigen sich von 100 urnischen Kindern 90 ungewöhnlich schwach für Mathematik veranlagt. Merkwürdig erscheint es demgegenüber, daß von den übrig bleibenden 10 % jedoch 4 eine weit über dem Durchschnitt stehende mathematische Befähigung aufweisen. So schreibt ein urnischer Ingenieur: „Ich habe auf dem Fragebogen meine geistigen Fähigkeiten als „hervorragend" bezeichnet, denn ich darf ohne Überhebung sagen, daß ich als Knabe das Durchschnittsmaß sicherlich ganz erheblich überragte. Ich war vor allen Dingen als guter Rechner und Mathematiker bekannt und von den Kameraden war meine Hülfe bei ihren Arbeiten stark gesucht. Vokabeln lernte ich spielend leicht. Zu Hause zu arbeiten, hatte ich überhaupt nicht nötig, ich lernte alles bei der ersten Durchnahme in der Schule. Das sogenannte Präparieren und Repetieren kannte ich überhaupt nicht, ich extemporierte stets, ob es sich um lateinische, griechische, französische oder englische Klassiker handelte. In Mathematik überraschte ich meine Lehrer häufig durch rasche, elegante Lösung der Konstruktionsaufgaben und fand ein großes Vergnügen

daran, meine Lehrer selbst gelegentlich „hineinzulegen.“ Den Primusplatz hatte ich bis in die oberen Klassen inne.“ Was die übrigen Fächer anbelangt, so besteht um die Reifezeit herum bei urnischen Knaben oft eine starke religiöse Schwärmerei, zum Turnen mangelt es oft an Muskelkraft und Mut, doch wird dieser Ausfall durch Geschicklichkeit, ästhetisches Wohlgefallen an den körperlichen Übungen der Mitwirkenden und Eifer, es ihnen nachzutun, ausgeglichen.

Das Interesse für den Unterrichtsgegenstand steht bei vielen im engsten Zusammenhang mit der Person des Lehrers. Die Verehrung urnischer Knaben für manche Lehrer, diejenige urnischer Mädchen für bestimmte Lehrerinnen und Erzieherinnen trägt oft den Charakter hochgradiger Schwärmerei. Daneben geht neben einer Zurückhaltung vor den übrigen Mitschülern meist eine heftige Zuneigung zu einem Kameraden, dessen Gesichtstypus besonders reizt; vielfach ist derselbe aus einer anderen Klasse oder Schule. Masturbiert der urnische Junge, was häufig der Fall ist, so geschieht es ohne Phantasiegebilde oder unter Vorstellung männlicher Personen, manche haben Abneigung vor solitärer, dagegen Hang zu mutueller Onanie. Im Traum spielen lange vor dem Erwachen des eigentlichen Geschlechtstriebes hübsche Kameraden eine große Rolle. Ein Urning teilt uns mit: „Es bestanden schon sehr frühe schwärmerische, unbewußt gleichgeschlechtliche Empfindungen, eine besondere Vorliebe hatte ich für schöne Ministranten und das schon mit 8, 9 Jahren. Ich konnte mich nicht satt an ihnen sehen, im Traume schwebten sie mir wieder und wieder vor.“ Die leidenschaftliche Zuneigung urnischer Kinder für Personen desselben Geschlechts ist von den kameradschaftlichen Verhältnissen normaler Knaben, die auch oft einen erotischen Beigeschmack haben, wesentlich verschieden, indem es sich bei letzteren oft nur um einen

starken Freundschaftsenthusiasmus, oft um das instinktive Herausfühlen des Andersgeschlechtlichen, Mädchenhaften im Urningsknaben, oder auch um rein onanistische Manipulationen handelt. Ich halte die namentlich von Professor Dessoir vertretene Auffassung, daß der präpubische Geschlechtstrieb undifferenziert ist, nur insofern für richtig, als er nach der Reife erst klarer ins Bewußtsein tritt. Wie alle Geschlechtszeichen bereits vor ihrer Entfaltung latent einen bestimmten Charakter tragen, so auch der Trieb. Nur so sind die vom heterosexuellen Kinde sichtlich abweichenden Ereignisse zu verstehen, die sich im Urningskinde abspielen, von denen ich noch einige recht anschauliche Belege geben will; die ersten drei Schilderungen rühren von Edelleuten, die vierte von einem Kaufmann her.

1. Als Kind lebte ich in Märchenphantasieen und bekam häufig Schelte, weil ich mir mit den Spielsachen meiner Schwester lieber zu schaffen machte, als mit Peitsche, Schaukelpferd und Zinnsoldaten. 1870 — ich war 8 Jahre — kam ein Wirtschaftsinspektor zu uns, der mich völlig bezauberte. Ich starrte diesen Mann bei Tische so unablässig an, daß mein Vater mich fragte, was ich an ihm habe, worauf ich erwiderte, sein rötlicher Bart gefiele mir über alles. Verabschiedete sich dieser Herr am Abend von meinen Eltern, lief ich ihm auf den Korridor des Hauses nach und erbettelte einen Kuß von ihm. Hatte ich einen solchen erlangt, drückte ich diesen Kuß in meine Linke, ballte diese zur Faust und nahm den Kuß so mit zu Bett, um in der Dunkelheit die Hand immer wieder zu küssen, bis ich einschlief. Sehr liebte ich es auch, den Inspektor Sonntags in seinem Zimmer zu besuchen und, wenn er auf dem Sofa lag, mich neben ihm hinzustrecken.

2. Ich haßte Knaben und Knabenspiele; das größte Glück war mir und meiner um 1 $^1/_2$ Jahr jüngeren Schwester unser gegenseitiges, überaus inniges Verhältnis. Wir waren beide überall die Lieblinge, sie brünett, graziös und energisch, ich blond, sinnend, träumerisch, am glücklichsten waren wir ohne andere Menschen. Meine Schwester war mein alter ego, während mein 13 Jahre älterer Bruder, ein sehr schöner Mann, mein 10jähriges

reines, unschuldiges Herz furchtbar verwirrte. Ich habe ihn weit mehr seiner Schönheit, als seiner guten Eigenschaften wegen angebetet. Dabei wurde ich äußerlich immer schroffer gegen ihn. Mit 10 Jahren weinte ich eine ganze Nacht, als ich mich in seiner mir schaurig-süßen Gegenwart zur Ruhe habe begeben müssen. Ich empfand ein Schamgefühl, wie ich es in Vaters, Mutters und Schwesters Gegenwart nicht kannte. Ich erinnere mich genau, daß im 6. oder 7. Jahr vorübergehend meines Bruders Schönheit mir wie ein geoffenbartes Mysterium durch Mark und Bein zitterte. Klar und bewußt, natürlich als tiefstes Geheimnis zumal vor ihm, habe ich ihn vom 10. bis 15. Jahr angebetet, am höchsten stand diese Verehrung vom 10. bis 12. Jahr, als er sich verheiratete. Ich war totunglücklich, daß er uns dadurch ferner rückte und empfand es als etwas Entsetzliches, daß er, wie ich glaubte, nun seine Jungfräulichkeit einbüßte.

3. Ich bin auf dem Lande unter denkbar günstigen Verhältnissen aufgewachsen als achtes Kind unter neun Geschwistern, von denen eine Schwester früh am Scharlach starb, zwei erlagen der Schwindsucht während ihrer Brautzeit. Erwiesenermaßen ist die Krankheit vom Bräutigam erst auf die eine, dann auf die andere übertragen worden. Dies sind die einzigen Fälle von Lungenschwindsucht, die überhaupt in unserer Familie vorgekommen. Meine Brüder und meine übrigen Geschwister sind das Bild der Gesundheit, wie ich selber. Von Kinderkrankheiten hatte ich nur Masern und Keuchhusten, neigte aber bei den geringsten Erkältungen sehr leicht zu Fieber, was sich aber seit meinem zehnten und elften Jahre gänzlich gegeben hat.

Das Entzücken meiner Kindheit war das Puppenspiel. Mit ausschweifendster Phantasie begabt, zeichnete und schrieb ich, so gut als ich es damals vermochte, Modejournale für meine Lieblinge. Ich erfand zum Entsetzen meiner jüngsten Schwester, meiner Spielgefährtin, die abnormsten Kostüme, meist Schleppgewänder aus zarten, durchsichtigen Stoffen und Schleiern; inszenierte Tauf- Sterbe- und Heiratszenen, ich hielt Reden, bei denen ich mich selber zu Tränen rührte.

Ich lernte sehr rasch und leicht, hatte aber ein schlechtes Gedächtnis für Zahlen, während ich frühzeitig Liebe und Talent für lebende Sprachen entwickelte, bei deren Erlernung sich stets mein Gedächtnis als treu und fest erwies. Mit ziemlichem Widerwillen dagegen betrieb ich Griechisch und Lateinisch. Mathematik ist stets meine größte Schwäche gewesen, und bin ich darin,

trotzdem ich seinerzeit die Abiturientenprüfung in allen Ehren bestanden, unglaublich unwissend.

Früh hatte ich ein leidenschaftliches Verlangen selbst schriftstellerisch tätig zu sein. Mit acht Jahren verfaßte ich ein Lustspiel, das als Kuriosum noch bis heute in unserer Familie erhalten blieb. Ohne je einen Roman gelesen zu haben, schrieb ich etwa ein halbes Dutzend so betitelter Sachen in meinem zehnten, elften und zwölften Jahre. Ich habe einiges davon aufbewahrt, und lese manchmal noch mit stiller Freude gewisse Stellen, die ich mir in absoluter Unkenntnis des sexuellen Lebens geleistet. So lasse ich denn unter anderem ein Paar Zwillinge über Nacht im Bett des Vaters zur Welt kommen. Am Morgen bemerkt der Entzückte die Überraschung, und beeilt sich, der ahnungslosen Mutter die Freudenbotschaft zu überbringen.

Da es mir verboten war, andere Sprachen, als die in der Schule gelehrten zu betreiben, so verfaßte ich heimlich eine eigens erfundene Sprache mit besonderen Buchstaben. Ich schrieb eine eigene Grammatik, in der Regeln mit den ungeheuerlichsten Ausnahmen vorherrschend waren; ich verfaßte Übungsbücher und Lexika. Ein Resultat der Stunden der physikalischen Geographie waren eigens gezeichnete, gemalte und geschriebene Karten von unseren Buchten und inselreichen Seen, zu einer Zeit, wo ich mir das Wasser als Land und das Land als Wasser dachte. Ja ich schrieb sogar eine Geschichte der damals dort lebenden Völker und deren tragischen Untergang infolge vulkanischer Eruptionen, welche dann schließlich die heutige Gestalt der Erdoberfläche zur Folge hatten.

Die ersten noch unbewußten Regungen des homosexuellen Lebens fallen etwa ins zehnte und elfte Jahr. Wir hatten einen Kutscher, einen schönen und kräftig gebauten Menschen mit dunkelm, langem Schnurrbart. Es machte mir stets Vergnügen, um ihn zu sein und ihn in seinen hohen Stiefeln, Lederhosen und Livreerock oder Winters in seinem russischen Schafpelz zu betrachten. Ich hatte schließlich das unwiderstehliche Verlangen, ihn zu umarmen, da das aber schwer anging, so schlich ich mich öfters, wenn ich ihn bei der Arbeit wußte, in seine Wohnung, schlüpfte in seine riesigen Stiefel, hing seinen Rock oder Pelz um mich und hatte ein Gefühl des seligsten Wohlbehagens. Ich drückte die Kleidungsstücke fest und krampfhaft an mich, und der Geruch der Lederstiefel und der ledernen Hosen, welche ich auf meinem Schoß hielt und öfters an mich drückte, verbunden mit dem Gedanken an den schönen groß gebauten Kutscher, den

ich mir dachte, indem ich die Kleidungsstücke an meinem Körper befühlte, verursachten mir heftige Erektionen, über die ich jedesmal, ohne mir bewußt zu sein infolge wovon sie entstanden, entsetzt war, da ich sie für eine krankhafte Erscheinung hielt. — — Eines Tages, nach reiflichem Hin- und Herdenken, wußte ich mit Hilfe meiner Kameraden, Knaben, die mit mir erzogen wurden, eine Szene ins Werk zu setzen, bei welcher der Kutscher veranlaßt wurde, mich zu sich emporzuheben. Diese Gelegenheit benutzte ich nun, da meine Kameraden mich ihm entreißen wollten, meine Wange an sein bärtiges Gesicht zu legen, meinen Arm um seinen Nacken zu schlingen und meine Beine fest an seinen Körper zu pressen. Ich schloß die Augen und verspürte ein Gefühl schwindelnder Wonne.

Im Sommer pflegten wir ein Haus am Strande zu beziehen. Dicht an der Veranda, zwischen Haus und Meer, führte eine Straße vorbei, auf welcher zu gewissen Stunden die Strandgendarmen vorbei patroullierten. — — Ich fühlte mich sofort zu den strammen Kerlen mit hohen Stiefeln, straffer Uniform und gebräunten Gesichtern mit flottem Schnurrbart, hingezogen. Bald konzentrierte sich all mein Denken auf sie. Abends im Bett, vor dem Einschlafen, malte ich mir die ungeheuerlichsten Szenen aus: Es klopft ans Fenster, ich öffne neugierig, da langt plötzlich eine braune Hand, ein Arm herein, an dessen Ärmel ich die militärischen Aufschläge und Knöpfe wahrnehme. Ehe ich mich umsehe, werde ich hinausgezogen. Unter dem militärischen Mantel geborgen, an der Brust eines Mannes liegend, den ich fest, fest umklammere, so daß ich mein und sein Herz zusammen schlagen höre, werde ich eilenden Schrittes davongetragen. Dazu höre ich den Säbel klirren, empfinde den festen Tritt der derben Stiefel und den Ledergeruch, den sie ausströmen. In eine Hütte tief im Walde bringt mich der Gendarm, er legt mich in sein Bett, küßt mich und legt sich dann mir zur Seite, ich klammere mich fest an ihn — und bin endlos glücklich, selig. — — Resultat dieser Phantasien waren die Träume, in denen sie fortgesponnen wurden, wobei ich zum erstenmal Pollutionen hatte, bei denen ich stets erwachte und entsetzt war über die merkwürdige Erscheinung, die ich für eine Krankheit hielt.

Schließlich verspürte ich ein riesiges Verlangen, diese Phantasien zu verwirklichen. — Abends wenn es bereits dämmerte, versteckte ich mich im Walde hinter einen Busch an der Straße auf welcher der Gendarm vorbei kommen mußte. Wie klopfte mein Herz, wenn ich seine Schritte hörte Oft ging er so nahe

vorbei, daß ich nur meine Hand hätte auszustrecken brauchen, um seine Füße zu berühren — aber ich tat nichts dergleichen — in einer Art Starrkrampf lag ich da, mit geschlossenen Augen, in der Hoffnung, er würde mich entdecken, unter seinen Mantel stecken und mit mir davon gehen — wie im Traum. Da das zu meinem unendlichen Kummer nie geschah, gab ich die vergeblichen Versuche schließlich auf und tröstete mich in meinen Phantasien. — Meinen Angehörigen teilte ich nie etwas von meinen Gedanken und Gefühlen mit — nicht weil ich etwas Unrechtes zu tun glaubte, aber doch wohl, weil ich mir schon damals unwillkürlich werde bewußt gewesen sein, etwas zu empfinden, das nur mir selber verständlich war. — — — —

Ein anderes Erlebnis steht lebhaft in meiner Erinnerung. Es ist ein wolkenloser, sonnig klarer Herbsttag. Das Getreide ist geschnitten und liegt in schimmernden Garben auf dem Stoppelfelde. Das Laub der Bäume in den Alleen und Gärten schimmert gelblich, rötlich, und in der Ferne, vom dunkelsten Grün bis in die hellsten Schattierungen des Blau, dem Himmel gleich, sich verlierend, die endlosen Wälder meiner Heimat. Wir Jungens sind auf der Jagd nach Feldmäusen, die wir unter den Getreidehaufen hervorscheuchen. Da ein heller, schallender Ton, der mich aufhorchen macht — und in der Richtung, wo er herkommt, da blitzt und glitzert es. Die Musik wird lauter — und das Blitzen und Funkeln, das auf der Landstraße näher und näher kommt, ist ein Trupp Soldaten mit blinkenden Säbeln und Flinten. Jetzt biegen sie von der Straße ab und marschieren über die Wiese, die sich längst dem Felde hinzieht, auf dem wir uns befinden. Den Soldaten voran marschiert ein Offizier, der erste, den ich in meinem Leben gesehen. — Er ist groß und kräftig, mit blondem Schnurrbart und blauen, froh leuchtenden Augen. Jede Bewegung an ihm ist Kraft und Leben und Freude — — mir ist, als wäre er die lustige Militärmusik, die ich hörte, als wäre er der klare wolkenlose Himmel und die reine, köstliche Herbstluft, die mich umgab. Es überkommt mich ein Gefühl großer endloser Freude, ein Gefühl edler Taten- und Schaffensfreudigkeit und zugleich eines schrecklichen, mich erstickenden Sehnens, so daß ich unwillkürlich die Hände emporstrecke — und dann zu weinen beginne — mir selber nicht bewußt warum. — Die anderen Knaben waren den davonmarschierenden Soldaten nachgelaufen, so war ich unbeachtet geblieben. — Zu Hause angekommen, erfuhr ich, daß der Offizier unser Gast war. — Aus welcher Veranlassung damals sich der kleine Trupp Soldaten in unsere weltentlegene Wald-

einsamkeit verirrt hatte, vermag ich heute nicht zu sagen. — — Im Vorhause entdeckte ich den Säbel und Mantel des Offiziers. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, den Säbel zu befühlen, und meinen Kopf in den Mantel zu stecken, wobei mir, mit den peinlichsten Erektionen verbunden, deutlich die Szene auf dem Felde vor Augen stand. — Bei Tisch, wo ich kaum meine Augen zu erheben wagte, fesselten die strammen Beine unseres Gastes meine Aufmerksamkeit. Ich hätte diese Beine, in der kleidsamen Uniform sitzend, umarmen und drücken mögen. Beim Abschiede hängte mir der Offizier ein goldenes Kreuzchen, an einer braunseidenen Schnur, um den Hals. Ich war damals, wie wenigstens meine älteren Geschwister behaupten, ein ausnehmend hübscher Junge. — Das Geschenk machte mich selig. Man stelle sich daher meinen Schmerz und meine Wut vor, wie meine streng orthodoxe, evangelisch-lutherische Mutter mir verbot das Kreuz zu tragen, weil es ein nach griechisch-katholischem Muster geformtes war, und es mir einfach fort nahm. Ich heulte, aber was half es! Noch Jahre ist der Besitz dieses Kreuzes das höchste Ziel meiner Wünsche gewesen, ja ich ging sogar einmal mit dem Gedanken um, den Schreibtisch meiner Mutter zu erbrechen, um mich so in den Besitz des Heiligtums zu bringen. Aber die Jahre vergingen, und das Kreuz ist in Vergessenheit geraten.

4. Mein Vater las und studierte viel, zum Landwirt war er garnicht geeignet. Störungen liebte er garnicht. Wenn wir zu laut wurden, und dann sein Befehl „Ruhe“ bis in die Kinderstube drang, wurden wir sofort vor Schreck mäuschenstill. Wir mieden die Zimmer, in welchen er sich aufhielt, tunlichst und waren ihm eigentlich stets merkwürdig fremd geblieben. Um mein Seelenleben hat er sich nie recht bekümmert. Mein weibliches Wesen, meine mädchenhaften Eigenheiten entgingen selbstverständlich ihm ebensowenig, wie Anderen. „Der Junge ist das richtige Mädel“, äußerte er sich zu meinem Ärger oft Fremden gegenüber. Mit Zinnsoldaten spielte ich nur, weil ich als Junge doch eigentlich mußte. Das war der Beginn meines Urningschicksals; im Leben stets Komödie spielen zu müssen, beständig etwas Anderes vorstellen zu müssen, als man in Wirklichkeit gern möchte.

Am liebsten stellten meine Schwester und ich erwachsene Herren und Damen dar. Meiner Schwester imponierten die schwarzen Husarenoffiziere der Garnison, die ständige Besucher unseres gastlichen Elternhauses waren und sich manchmal auf Bällen den Scherz machten, die kleine Dame zu einer Extratour zu engagieren. Sie umgürtete sich mit einer Elle als Säbel,

stülpte einen ausrangierten, altmodischen mütterlichen Muff auf den Kopf, machte sich aus Blumendraht ein Monokel und stellte den Herrn Leutnant vor. — Ich entlehnte dem Wäschekasten eine gebrauchte Küchenschürze, die ich verkehrt umband, um die Schleppe zu markieren, hing mir Mamas alte Mantille um und setzte den Gartenhut meiner Schwester, dem ich durch einen Fliederzweig oder eine dem Gärtner entwendete Rose mehr Chic zu geben suchte, kokett auf den Hinterkopf, um vorn Raum genug für die „Stirnlöckchen" zu haben, und bildete mir ein, nun eine sehr schöne und vornehme Dame zu sein. „Gnädiges Fräulein haben heute wieder ganz wun-der-bare Toilette gemacht", näselte dann meine Schwester, die Hacken zusammennehmend. „Ach, Herr Leutnant, es ist nur ein ganz einfaches Kleid," flötete ich, meiner Meinung nach sehr distinguiert die Augen aufschlagend, indem ich die Kattunschleppe meiner imaginären Seidenrobe möglichst graziös aufraffte und mir mit einem großen Klettenblatt, welches den Fächer vorzustellen hatte, Kühlung zuwehte. Als ich in der Stadt zur Schule kam, fingen meine Leidensjahre an. Ein nicht normal veranlagtes Kind sollte man nicht nach der Schablone erziehen. Für mich hätte ein einsichtsvoller Privatlehrer ein Segen sein können. Das Gymnasium, zu dessen Zierden ich fortan zählen sollte, war für mich — in den ersten Jahren wenigstens — einfach eine Marter. Wenn man ein kleines, schüchternes Mädchen in eine Klasse von 40 bis 50 wilden Jungen steckt, wird es sich unter diesen sicher nicht behaglich fühlen, und es hat doch wenigstens den Vorteil voraus, gleich äußerlich als andersartig gekennzeichnet zu sein. Ich arme, scheue, ländliche Mädchenseele im Knabenkörper, befand mich nun plötzlich inmitten eines halben Hundert derber Großstadtjungen. Ich hatte große Hoffnungen auf die Schule, angenehme Lehrer und liebe Mitschüler gesetzt; ich sollte gräßlich enttäuscht werden. Von all den Jungen hätte ich nicht einen zum Freunde haben mögen, ebenso hätte sich wohl ein Jeder von ihnen für meine Freundschaft bedankt. Wir waren gar zu verschieden geartet und erzogen.

Mein Lehrer war ein Mensch, der gern durch unzarte Scherzchen über meine Zimperlichkeit den Hohn meiner Mitschüler, die ohnedies zu Hänseleien nur zu sehr geneigt waren, herausforderte. Zimperlich war ich, das steht fest, heute muß ich selbst darüber lachen. Als ein Beweis meiner übergroßen Schamhaftigkeit, die vielleicht durch meine Veranlagung bedingt wurde, sei erwähnt, daß ich es Jahre lang nicht über mich gewinnen konnte, den gemeinsamen Abort zu benutzen.

Mit einigen meiner Mitschüler wurde ich genauer bekannt. Für einen schönen Polen, ein Bild von einem Menschen, interessierte ich mich sehr; er war, wenn ich es recht bedenke, meine erste Liebe. Küssen durfte ich ihn bei allen möglichen Anlässen ohne Auffälligkeit, da es ja bei den Polen sehr üblich ist. Ich machte ihm kleine Geschenke, erwies ihm, so oft es anging, Aufmerksamkeiten, um wieder geküßt zu werden; zu meinem Leidwesen tat er es ganz leidenschaftslos. Er war jünger als ich, und meine Klassenkollegen verdachten es mir sehr, daß ich mit dem Jungen umging und sie vernachlässigte. Meine Neigung war so groß, daß ich mir nichts daraus machte und die Unliebenswürdigkeiten, die das im Gefolge hatte, willig ertrug. Er besaß die den meisten Polen eigene oberflächliche Liebenswürdigkeit; sehr tief war seine Neigung zu mir nicht, es schmeichelte ihm, von dem Schüler der oberen Klasse bevorzugt zu sein. Geschlechtliche Annäherungen haben weder mit ihm, noch mit anderen Schülern stattgefunden; ich ergab mich stillen Ergüssen. Als ich meinen Adonis nach Jahren wiedersah, hatte er viel von seiner Schönheit eingebüßt, war ein großer Mädchenjäger geworden und litt an einer Geschlechtskrankheit.

Bemerkenswert ist noch ein Traum, der ganz homosexueller Natur war, obgleich ich damals von gleichgeschlechtlicher Liebe nicht die geringste Ahnung hatte. Dieser Traum ist für mich der untrüglichste Beweis, daß mein Urningtum angeboren ist: Einer meiner Lehrer, ein hübscher, unverheirateter Herr, war mein Ideal. Bei ihm hatten wir Geographie und Geschichte, meine Lieblingsfächer. Um ihm zu gefallen, bereitete ich mich für seine Stunden mit der größten Sorgfalt vor und blieb selten eine Frage schuldig. Von ihm träumte mir nun, und zwar so lebhaft, daß ich noch beim Aufwachen das deutliche Gefühl davon hatte, er läge bei mir im Bett. Der Traum war ungeheuer wollüstig und bewirkte eine Ejakulation. Ich mußte sehr oft daran denken, sprach aber zu Niemandem davon, weil ich mich schämte. Als ich nach dem Abiturienten-Examen bei ihm, der mir in der letzten Zeit keinen Unterricht mehr erteilt hatte, meine pflichtschuldige Visite machte, küßte er mich glückwünschend und abschiednehmend auf die Stirn. Dieser Kuß erregte mich so stark, daß ich an mich halten mußte, ihm nicht um den Hals zu fallen. Heute bedaure ich, es nicht getan zu haben: ich glaube, er hätte mir meine Dreistigkeit verziehen.

Die letzten Schuljahre waren besser als der unglückselige Beginn. Meine Zeugnisse waren befriedigend, und die Lehrer

lobten mein musterhaftes Betragen — ein Wildfang war ich ja nie gewesen. Während der letzten drei Jahre war ich sogar Primus und meine Mitschüler gestanden mir aus eigenem Antriebe eine gewisse Autorität zu. Ich konnte also sagen: „Ende gut, alles gut!“ Diese Vergeltung war mir das Schicksal in Anbetracht der vielen vorherigen. ich kann wohl sagen — unverdienten Qualen, die mir die Kindheit vergifteten, schuldig. Der Eindruck, den die Leiden der Knabenzeit auf mich machten, war so gewaltig, daß ich selbst jetzt noch, „im Schwabenalter“ bisweilen von bangen Schulträumen heimgesucht werde; ich erwache beängstigt, um dann aufzuatmen mit dem erhebenden Bewußtsein, daß diese Kümmernisse zum Glück längst nicht mehr der Wirklichkeit angehören.

Von hohem psychologischen Interesse ist auch folgende Schilderung:

Ich habe mein Leben lang ein so zartes Schamgefühl besessen, wie es nur wenigen Menschen eigen zu sein pflegt. Dieses Schamgefühl äußerte sich spontan und unwillkürlich immer nur allein dem männlichen Geschlecht gegenüber. Mädchen gegenüber befliß ich mich zwar gleichfalls eines züchtigen und schamhaften Benehmens, aber ich befliß mich desselben eben, ich folgte einem Gebot der Sitte, es war nicht ein natürlicher Instinkt, von dem ich mich angetrieben fühlte. Noch erinnere ich mich lebhaft daran, wie einst, als eine Blatternepidemie ausgebrochen war, der Arzt erschien, um in der Schule zu impfen. Die Knaben mußten die Röcke ausziehen und den Hemdärmel zurückschlagen. Darüber war ich nun völlig empört und ich wollte heimlich davonschleichen. Ich gab meinen Unwillen und meine Befangenheit in so deutlicher Weise kund, daß ich dem Lehrer auffiel. Von ihm befragt, äußerte ich, daß ich mich vor den anderen Knaben nicht mit entblößten Armen sehen lassen wollte. Es nutzte freilich nichts, ich mußte. Aber als ich an die Reihe kam, brannte das Gesicht mir heiß vor Scham und das Herz pochte mir hörbar vor Aufregung. Hätte ich mit den Mädchen zusammen mich entblößen müssen, es wäre mir vollständig gleichgiltig gewesen. Ich hätte nicht die leiseste Spur irgend eines Gefühls der Unlust oder der Scham in mir wahrgenommen. So aber ging ich nach beendigter Impfung gekränkt und in meinem kindlichen Gemüt aufs tiefste verletzt von dannen. — Ich hätte um alles in der Welt niemals mit anderen Knaben zusammen gebadet oder mich auch nur mit offenem Hemd vor ihnen gezeigt. Ich hatte deshalb viel von

meinen Kameraden zu leiden und wurde oft bis zur Unerträglichkeit geneckt. Auch am Gymnasium ging es mir nicht viel besser. Als einst der Religionslehrer vom heiligen Aloysius erzählte und erwähnte, daß dieser es nicht einmal über sich gebracht habe, barfuß vor irgend jemand sich sehen zu lassen, da ging ein kicherndes Gemurmel durch die ganze Klasse, aus dem deutlich mein Name herauszuhören war, und von den verschiedensten Seiten richteten sich die Blicke auf mich. Am Schluß der Stunde traten einige besonders übermütige Jungen an mich heran und apostrophierten mich: „Heiliger Aloysius, bitt für uns!" — Als einst in die Wand zwischen dem Abort unserer Klasse und dem eines anderen Kurses der Unterhaltung wegen ein Loch gebohrt worden war, wagte ich zwar nicht Anzeige zu erstatten, da ich dabei verlacht zu werden fürchtete, aber ich nahm nun stets, was für ein Bedürfnis ich auch zu befriedigen haben mochte, ein Blatt Papier und eine Stecknadel mit mir, so lange, bis das Loch vom Schuldiener bemerkt und Abhilfe geschaffen worden war. — Als ich zum ersten Mal — ich war etwa 16 Jahre alt — von den Sitten und Gebräuchen der Kaserne erzählen hörte, war ich darüber so entrüstet, daß mich ein völliger Haß gegen den ganzen Militarismus erfaßte. Ich erblickte in ihm eine Negation meiner Natur und meines Empfindens, einen Hohn auf meine Gefühle. Und ich bin seither dem Militarismus nie wieder hold geworden. Der Tag, an dem ich mich selber stellen mußte — ich war nur einmal dazu genötigt — ist mir einer der qualvollsten meines Lebens gewesen. Dagegen empfinde ich, wie gesagt, dem weiblichen Geschlecht gegenüber nichts, was über ein bloßes Anstandsgefühl hinausginge. Ein eigentliches Schamgefühl dem Weib gegenüber kenne ich nicht. Es ist mir vollkommen fremd.

Diese lebenswahren Schilderungen, herausgegriffen aus einer größeren Anzahl ähnlicher, gewähren einen höchst wertvollen Einblick in die Psychologie der urnischen Kindesseele.

In der Reifezeit zeigen sich bei urnischen Knaben und Mädchen allerlei von der Norm abweichende Erscheinungen. Der Stimmwechsel tritt oft überhaupt nicht ein, manchmal erstreckt er sich über eine lange Zeit, nicht selten macht er sich verhältnismäßig spät mit 19 oder 20 Jahren bemerkbar; sehr viele haben nach der Mutation





Willibald von Sadler-Grün

in verschiedenen Trachten.

noch die Neigung, Sopran oder Fistelstimme zu singen, andere, die nicht mutiert haben, sind imstande, durch methodische Übungen ihr Organ wesentlich zu vertiefen. So berichtet W. v. S., ein ganz hervorragender Barytonsänger (mit Tenorqualitäten), dessen Bild in Herren — und Damentracht wir beifügen[1]): „Meine Stimme hat nie einen merklichen Umschlag oder Übergang gehabt, mit 23 Jahren konnte ich Sopran singen, und kann es noch heute (30 J.), tiefere Sprech- und Singtöne habe ich erst durch Schule und Übung erlangt.“ Während die Vergrößerung der Stimmbänder ausblieb, vergrößerten sich während der Reife um so mehr die Brüste, die noch jetzt, wie ich mich durch Inspektion und Palpation überzeugte, einen vollkommen weiblichen Charakter tragen. Oft werden junge Urninge wegen ihrer hohen hellen Stimme geneckt, so schreibt ein urnischer Arbeiter: „Meine Stimme ist nicht gebrochen, man nannte mich in Arbeiterkreisen mit 19 Jahren wegen meiner hellen Stimme: „Gretchen.“ Bei vielen bleibt die Stimme ohne männliche Kraft. Urnische Mädchen bekommen zur Zeit der Pubertät oft eine tiefere Stimmlage. Ich kenne einen derartigen Fall, wo ein Spezialarzt für Halskrankheiten, weil er Kehlkopfkatarrh annahm, mehrere Monate pinselte. Eine urnische, jetzt 25jährige Journalistin berichtet: „In der Reifezeit trat der Adamsapfel stärker bei mir hervor. Ich bekam eine Singstimme, die sich nur bis zum c zwischen der dritten und vierten Linie erstreckt, dagegen das tiefe c des Basses umfaßt. Ich pflege Lieder und anderes stets in der tieferen Oktave des Soprans, also im Tenor zu singen. Man sagt allgemein, ich hätte auch einen Tenorklang.“ Der Bartwuchs stellt sich bei urnischen Jünglingen oft sehr spät, oft auch recht spärlich und ungleich ein. Dagegen ist ein hie und da mit

[1]) Siehe Tafel 1 in Anlage.

Schmerzhaftigkeit verknüpftes Anschwellen der Brüste zur Reifezeit ein bei urnischen Knaben durchaus nicht seltenes Vorkommen, während hingegen urnische Mädchen recht häufig sehr mangelhafte Brustentwickelung darbieten. Bei urnischen Knaben scheint mir endlich nicht selten ein besonders üppiger an das Weib erinnernder Wuchs des Haupthaares vorzukommen, hingegen weist die Körperbehaarung urnischer Knaben oft feminine, die urnischer Mädchen oft virile Anklänge auf. Von pathologischen Störungen findet man bei urnischen Söhnen verhältnismäßig häufig Migräne und Chlorose, zwei Krankheiten, von denen sonst mit Vorliebe das weibliche Geschlecht heimgesucht wird.

Sind diese letztgenannten Zeichen auch durchaus nicht in jedem Fall nachweisbar, und läßt sich aus ihnen auch nicht mit unbedingter Sicherheit auf homosexuelles Empfinden schließen, so wird die Diagnose im Verein mit den vorher geschilderten psychischen Symptomen doch eine völlig sichere.

Ich habe wiederholt bei 10 bis 14jährigen Kindern die Diagnose Uranismus gestellt. So konsultierte mich eine Mutter mit einem 12jährigen Knaben, der an Migräne litt, sehr schreckhaft war und viel weinte. Er wurde von seinen Mitschülern, an deren Treiben er sich nicht beteiligte, viel gehänselt, war am liebsten mit einer Cousine zusammen und besaß einen Freund, den er in der Sommerfrische kennen gelernt hatte, mit welchem er täglich korrespondierte. Er liebte besonders Blumen und Musik, dagegen konnte er Mathematik „nicht kapieren." Die Untersuchung des bei großer Liebenswürdigkeit außerordentlich schamhaften Knaben ergab einen noch völlig unentwickelten Genitalapparat, der Penis glich dem eines 4jährigen Kindes, dagegen zeigte sich eine Beschaffenheit der Mammae wie bei Mädchen im Beginn der Pubertät. Ich stellte die Diagnose auf Uranismus und klärte die

Eltern entsprechend auf. In diesem und 2 ähnlichen Fällen ist die Zeit noch zu kurz, sodaß eine postpubische Bestätigung ermangelt. Dagegen habe ich bei einem jetzt 18jährigen ausgesprochen homosexuellen Photographen bereits vor 4 Jahren, ehe derselbe entwickelt war, Uranismus diagnosticieren können. Noch eine weitere Beobachtung gehört hierher. Ich erinnerte mich aus meiner Gymnasialzeit an einen Knaben, der von den Mitschülern „Mieze“ genannt wurde. Neben anderen femininen Eigenschaften besaß er eine besondere Kunstfertigkeit im Kochen und der Verwendung von Flicken, die er Papierpuppen sehr geschickt aufnähte. Er war der vorjüngste von sieben Geschwistern, meistens Knaben, die alle dieselbe strenge Erziehung genossen. Der Vater wurde, als der Sohn in Quarta war, versetzt und so war mir dieser Mitschüler völlig entschwunden. Bei meinen Zwischenstufen-Studien fiel er mir ein und ich forschte nach mehr als 20 Jahren, was aus ihm geworden sei. Ich erfuhr, daß er Damenhutmacher sei, ledig geblieben war und seit Jahren ein anscheinend sehr ideales Verhältnis mit einem von ihm überaus verehrten Freunde hatte, auch lagen andere Anzeichen vor, die über seine Geschlechtszugehörigkeit keinen Zweifel ließen. Aus dem urnischen Kinde war ein homosexueller Mann geworden mit derselben Naturnotwendigkeit, mit der sich aus dem Normalkinde ein heterosexueller Mensch entwickelt.

II. Das Harmonische der urnischen Persönlichkeit.

Es spricht ganz außerordentlich für das Angeborensein einer Eigenschaft, wenn diese mit der ganzen Persönlichkeit aufs innigste verknüpft ist, mit ihr in völligster Übereinstimmung steht, sozusagen aus der Tiefe der ganzen Individualität emporsteigend mit elementarer Ge-

walt hervorbricht. Das ist bei der Homosexualität in höchstem Grade der Fall. Wären die gleichgeschlechtlich Empfindenden körperlich und seelisch in Nichts vom weibliebenden Mann unterschieden, wären sie dieselben kraftvoll erobernden, selbstbewußt berechnenden, mutig wollenden Menschen, wären die homosexuellen Frauen die gefühl- und stimmungsvollen, anschmiegenden, zurückhaltenden, von Kindessehnsucht und Mutterliebe erfüllten Wesen, die Gegner hätten Recht: diese Menschen, die zu einer Wiederholung ihrer selbst Neigung verspürten, böten etwas Disharmonisches, Monströses dar. Es gereicht der Menschheit zur Ehre, daß ihr so kraße Inkonsequenzen nicht eigen sind, der Mann, der Männer liebt, die Frau, welche Frauen begehrt, sind nicht Männer und Frauen im landläufigen Sinn, sondern ein anderes, ein eigenes, ein drittes Geschlecht. Naturgesetze werden durch mangelndes Naturverständnis nicht Naturwidrigkeiten, eine Erscheinung, deren Sinn wir nicht erfassen, ist darum noch nicht sinnlos, so wenig etwas, dessen Zweck uns nicht klar, zwecklos ist. Bei der Beurteilung eines Naturrätsels dürfen wir uns freilich nicht an Teile halten, sondern müssen das Ganze zu ergründen suchen, ein körperlicher Teil kann irreleiten, das psychische, dessen Bedeutung in unserer materialistischen Zeit so sehr unterschätzt wurde, bringt uns dem Ding an sich schon näher. Martials Pentameter, „pars est una patris, caetera matris habet," nur ein Teil ist männlich, alles übrige weiblich, paßt auch noch heute auf sehr viele Menschen. Wenn man auch diesen Teil als den Geschlechts t e i l *κατ᾽ ἐξοχήν* bezeichnet, so bleibt er doch immer nur ein Teil. Die Auffassung mancher Gelehrter über die Geschlechtszugehörigkeit einer Person erinnert lebhaft an den Vorschlag, den ich als Sachverständiger vor Gericht wiederholt von Laien hörte, man möchte doch den Menschen, die sich gegen § 175 vergingen, den Penis abschneiden, dann würden sie ja

ganz brauchbare Bürger sein. Ich erwiderte einmal, man täte dann besser, ihnen den Kopf abzuschneiden, denn dieser, nicht das membrum, sei der Teil, „mit dem sie sündigten.“ Tiefer in den Kern der Sache drang schon eine Antwort, die ich bei einer andern Gerichtsverhandlung hörte, zu der ich als Gutachter zugezogen war. Als der Vorsitzende die Zeuginnen fragte, was sie denn von dem Angeklagten gedacht hätten, der beschuldigt war, Männer belästigt zu haben, welche mit ihnen im Dunkel des Tiergartens den Koitus vollzogen, entgegnete eine der Prostituierten unter großer Heiterkeit des Gerichtshofes: „Wir glaubten, es sei ein Weib in Männergestalt.“ Jedenfalls können die primären Geschlechtscharaktere allein nicht den Ausschlag geben, das Zentrum ist so wichtig, wie die Peripherie; da es mehr als zwei Geschlechter gibt, ist die innere Empfindung, nicht allein die äußere Erscheinung das Entscheidende.

Die Äußerungen dieser inneren Empfindung beschränken sich allerdings keineswegs auf rein geschlechtliche Handlungen. Die Sexualpsyche im weiteren Sinn beherrscht mehr oder weniger unbewußt die ganze Lebensführung und Geschmacksrichtung einer Person. In einem auch nicht im entferntesten geahnten Umfange senden die Schicksale und Werke der Menschen ihre geheimnisvolle Hauptaxe in das Geschlechtszentrum hinein. Würden wir bei der Beurteilung und Abschätzung eines Menschen seiner Sexualpsyche mehr Berücksichtigung zu Teil werden lassen, wir würden die Gestalten und Geschehnisse der Weltgeschichte ganz anders zu verstehen im Stande sein, wie es bisher der Fall ist. Mit Recht sagt Nietzsche: „Grad und Art der Geschlechtlichkeit eines Menschen reicht bis in den letzten Gipfel seines Geistes hinauf“ und der Dichter Przybyszewski hebt seine Totenmesse (1893) mit den gewichtigen Worten an: „Am Anfang war das Geschlecht, nichts außer ihm, alles in ihm.“

Deshalb ist es auch für das Verständnis hoher und führender Menschen von so unschätzbarem Wert, ihre Sexualpsyche richtig zu erfassen. Man meine doch nicht, — ich bemerke das besonders gegenüber Fuld — daß, wenn wir in diesen Jahrbüchern große Geister sexualpsychologisch analysieren, damit zwecklose Indiskretionen begangen werden; so fern es uns liegt, wenn von Bismarcks männlicher Kraft, von der Weiblichkeit der Königin Louise die Rede ist, an heterosexuelle Handlungen zu denken, ja so abstoßend der bloße Gedanke daran ist, genau so niedrig sollte es sein, homosexuelle Akte im Auge zu haben, wenn von Michelangelos oder des großen Friedrich Urningtum gesprochen wird. Der Betätigung — das kann nicht oft genug wiederholt werden — ist nur ein ganz untergeordneter, höchstens symptomatischer Wert beizumessen gegenüber der Gesamtheit der psychischen Sexualität.

Wenn wir im folgenden von der Urningspsyche eine Schilderung entwerfen wollen, so sind wir uns voll bewußt, nur ein Schema geben zu können. Denn ist es schon schwierig, das Charakteristische der männlichen und weiblichen Seele klar zu fassen, das individuelle von dem gemeinsamen, das nebensächliche vom wichtigen zu trennen und zu unterscheiden, was vom Geschlecht, was vom Alter abhängig ist, was Natur, was Kunst bewirkte, so erhöhen sich diese Schwierigkeiten ganz ungemein bei dem Urning, wo der innere und äußere Zwang ein ungleich größerer ist. Die meisten bemühen sich, wesentliches in ihrer Natur zu unterdrücken, anders zu erscheinen, als sie sind; viele sind stolz darauf, wenn sie ihre männliche oder weibliche Rolle so gut spielen, daß „ihnen keiner etwas anmerkt."

Es kommt hinzu, daß die Typen Mann—Urning—Urninde—Weib nicht fest normiert einander gegenüberstehen, sondern daß es naturgemäß zwischen diesen auch

wiederum Übergänge gibt. Die weiblichen Rudimente, die in jedes Mannes Geist und Körper nachweisbar sind, finden sich in geringerem und höheren Grade, bis ihre Summe so stark ist, daß für den Geschlechtstrieb nicht mehr in dem Weibe, sondern in dem Jüngling die Ergänzung empfunden wird. Das ist die Grenze, von wo ab wir den Mann als Urning bezeichnen, in dem auch die männlichen und weiblichen Eigenschaften verschieden stark auftreten, bis sie ganz allmählich, in fast lückenloser Linie über das urnische Weib, die mehr oder weniger männliche Frau zum Vollweibe führen. Würden wir also Mann—Urning—Weib als drei Geschlechter scharf getrennt und umgrenzt gegenüberstellen, so verfielen wir in den früheren Fehler. Wie von Mann und Weib können wir auch vom Urning nur einen Durchschnittstypus geben.

Wenn wir die Wesenheit der reinen Mannesseele in der Aktivität, die der Frau in der Passivität zu erblicken haben, so läßt sich von der Urningsseele sagen, daß sie viel aktiver, wie die weibliche, aber nicht so aktiv wie die männliche ist, ferner, daß sie viel passiver, wie die männliche, aber bei weitem nicht so passiv wie die weibliche Psyche erscheint.

Äußere Eindrücke wirken auf den Urning ungleich stärker ein, als auf den Mann, sein Gemüt ist weniger widerstandsfähig, w e i c h e r, empfindsamer, die Bestimmbarkeit größer, die Stimmung wechselnder. Freude, Hoffnung, Begeisterung heben ihn höher, Schmerz und Leid drücken ihn viel tiefer darnieder. Oft besteht eine ausgesprochene Neigung, sich Stimmungen hinzugeben; so berichtet ein Urning, er schlösse sich mit Vorliebe Leichenbegängnissen an, um weinen zu können.

Demzufolge treten auch das Mitgefühl, das Mitleid, die Hülfsbereitschaft stärker hervor. Der erbitterte Konkurrenzkampf, das energische Eintreten für gewöhnliche

Interessen, das Kriegführen, Schießen und Jagen liegen dem Urning im allgemeinen nicht, auch ist der Hang zu verbrecherischen Handlungen — selbstverständlich zu wirklichen Verbrechen — bei ihm ganz außerordentlich selten. Zum strengen Vorgesetzten ist er nicht recht geeignet. Sehr bezeichnend ist folgende Schilderung eines urnischen Offiziers: „Meine Leute hatten mich gern; ein junger Rekrut, dem infolge Blutvergiftung der Arm amputiert werden mußte, wünschte ausdrücklich, daß ich bei der Operation zugegen sein sollte. Der Arzt willfahrte seinem Wunsche; ich reichte ihm die Hand vor der Narkose und so schlief er ruhig ein. Nach der Operation verließ ich auf kurze Zeit das Krankenzimmer — da hörte ich vom Nebenzimmer aus meinen jungen Rekruten, der soeben wieder erwacht war, die Worte aussprechen: „Wo ist denn mein Leutnant?“ Sofort erschien ich wieder am Krankenlager, reichte meinem armen Patienten, der mich traurig anblickte, die Hand. Ich nahm mich meiner Rekruten in jeder Weise an, die Leute gingen für mich durchs Feuer, vermied übermäßigen Drill, war stets in der Kaserne, da ich am Wirtshausleben keinen Reiz fand — so fiel die Rekrutenvorstellung glänzend aus und dank auch meiner guten theoretischen Kenntnisse gewann ich das besondere Lob meines Kommandeurs.“

Man kann häufig beobachten, daß in exklusiven Verbänden, namentlich in militärischen und studentischen Korps, urnische Mitglieder wegen ihres höflichen, gefälligen, aufopferungsfähigen Wesens anfangs sehr wohl gelitten sind, im Laufe der Jahre aber Schwierigkeiten haben, weil sie sich nicht in die strenge Etiquette fügen können und mit Außenstehenden freundschaftliche Beziehungen anknüpfen. Ebenso erwachsen ihnen oft auch mit ihren Familien Unannehmlichkeiten, weil sie in Kreisen verkehren, die diesen nicht standesgemäß erscheinen. Die Unterschiede des Standes, der Religion, der Rasse

und Nationalität spielen bei dem Urning nicht im entferntesten die Rolle, wie bei dem normalen Manne.

Er besitzt nicht den Stolz, das Selbstbewußtsein, den so häufigen Dünkel des Vollmannes. Für den strengen Ehrbegriff fehlt ihm das Verständnis. Wohl ist er empfindsam und leicht verletzt, aber die Fähigkeit zu hassen scheint ihm abzugehen. Er ist eben nicht das, was man „einen ganzen Kerl“ nennt. Eine Beleidigung durch eine andere, stärkere, zu erwidern ist ihm nicht gegeben. Findet sich doch schon in der Grettissaga (28) der kriegerischen Wikinger der bezeichnende Spruch: „Der Sklave rächt sich, der Arge (d. i. der Urning) nie.“ Weniger aus Feigheit, als weil ihm das Gefühl der Rachsucht mangelt, zieht er sich lieber zurück, meist o h n e G r o l l. Immer wieder zum Verzeihen geneigt, oft in zu hohem Maße versöhnlich, ist er im Gegensatz zum Weibe gewöhnlich weder nachtragend noch kleinlich. Die Gutmütigkeit vieler Uranier geht so weit, daß es ihnen unmöglich ist, eine Fliege umzubringen. Selbst seinen ärgsten Feinden, den Erpressern und Dieben gegenüber, bewahrt der Homosexuelle ein sympathisches Gefühl. Was von Leonardo da Vinci berichtet wird, daß er den Lieblingen, die ihn bestahlen, nie seine Liebe entzog, klingt durchaus glaubwürdig. Die Großmut, welche der Urning Feinden gegenüber zu zeigen imstande ist, ist oft geradezu erstaunlich. Freier von Vorurteilen als der Durchschnittsmann, ist er meist unfähig, ein hartes Urteil zu fällen. Alle diese Eigenschaften befähigen ihn ungemein zum Altruisten und Vermittler, zum Friedensstifter und Überwinder sozialer Gegensätze. Dabei beschränkt sich sein philantropischer Zug fast nie auf seine Klasse oder gar seine Familie, sondern geht auf die große Menge. Ein urnischer Arbeiter schreibt: „Dort wo es gilt, Ideale zu erkämpfen, wo es sich darum handelt, die schlummernden Geister aufzurütteln, die starre Masse eine Stufe weiterzubringen zur Veredelung und Vermenschlichung,

dort bin ich der höchsten Begeisterung fähig und möchte Schulter an Schulter vorwärts stürmen mit den edlen Kämpfern für Wahrheit und Recht." Ein anderer streng katholischer Urning aus Arbeiterkreisen: „ich möchte alle Menschen glücklich sehen, alle sollten sie die Allmacht Gottes preisen, ich möchte ein Bild malen, alles in Nebel gehüllt, darüber eine leuchtende Sonne, die mit Gewalt die Nebel zerteilt." Urnische Fabrikbesitzer geben wiederholt an, daß sie einen förmlichen Drang haben, für die ihnen unterstellten Arbeiter zu sorgen, Wohlfahrtseinrichtungen zu schaffen.

Oft fehlt es jedoch an Mut und Beständigkeit, das gute Vornehmen in die Tat umzusetzen. Der Wille ist beim Urning durchaus nicht so schwach, aber es besteht daneben vielfach ein beträchtlicher Hang zur Bequemlichkeit und Scheu vor der Menschen Gerede. Jedenfalls zieht ihn im allgemeinen die geistige Arbeit mehr an als die körperliche. Es kommt das instinktive Bestreben hinzu, etwas zu leisten, was auf Personen desselben Geschlechts Eindruck macht, sie fesselt und erfreut. Von vielen wird auch die Arbeit als große Trösterin empfunden. Der Trieb, andere geistig zu befruchten, ist häufig sehr ausgesprochen. Es resultiert daraus eine bei Urningen weit verbreitete Befähigung zum Pädagogen, zum Volkserzieher im engeren und weiteren Sinne. Unterstützt wird dieser Drang durch den mehr oder weniger unbewußten Ehrgeiz, sich geistig vor der Umgebung auszuzeichnen. Besonders an urnischen Bauern und Arbeitern fällt es auf, wie sehr sie ihr Milieu überragen. Mit diesem Ehrgeiz verbindet sich oft starke Empfänglichkeit für Beifall und Bewunderung, die aber fast immer in eigenartiger Weise mit einer gewissen Bescheidenheit und Scheu verknüpft ist. Der Urning schafft fast stets aus dem Gefühl heraus. Das zielbewußte, verstandesgemäße Arbeiten des Mannes ist ihm nicht eigen. Das Zahlen-

gedächtnis ist vielfach sehr schwach, Mathematik ist der Mehrzahl geradezu „ein Gräuel.“ Vorerst kommt bei ihm der Trieb zu empfangen, aufzunehmen, und erst aus der Empfängnis heraus formt und gestaltet er.“ Seinem starken Gefühlsleben entsprechend ist das ästhetische Empfinden, der Sinn für schöne Formen in Natur, Kunst und im täglichen Leben hochgradig entwickelt. In erster Reihe steht das Verständnis für Musik, fast ebenso groß ist die Freude an der Plastik, der sich die an der Malerei und Architektur anschließt; auch das Interesse für Schauspielkunst, Litteratur, Blumenpflege ist ein lebhaftes. Für alle „schönen Künste“, von der Kochkunst und Kunststickerei bis zur Bildhauerkunst, finden sich starke Talente im Urningtum. Dabei zeigt die von der Sexualpsyche abhängige Geschmacksrichtung meist eine eigentümliche Mischung männlicher und weiblicher Tendenzen, die im großen und kleinen deutlich zu Tage tritt; beispielsweise ist das in der Kleidung der Fall, viele halten das antike griechische Gewand für das schönste, ein urnischer Künstler bemerkt: „Ich schwärme für lange, wallende Gewänder, trotz der Gewöhnung eines halben Menschenalters schäme ich mich in der gewöhnlichen Männerkleidung, ohne langen Mantel betrete ich nie die Straße, am meisten geniere ich mich im Frack bei Ausübung meines Berufs auf dem Podium, zu Hause trage ich nur schleppende Gewandung.“ Ein anderer h.-s. Künstler äußerte sich: „Ich liebe Kleidung die das Geschlecht nicht erkennen läßt, weil diese meinem eigentlichen Wesen entspricht.“ Und ein urnischer Eisenbahnarbeiter schreibt: „Es tut mir leid, daß der Pelerinenmantel altmodisch wurde. Ein schöner Jüngling sollte jedoch stets einen glatten Überzieher tragen.“ Wir lassen noch einen eingehenden Bericht eines 31 jährigen homosexuellen Chemikers folgen, der die urnische Geschmacksrichtung charakterisiert: „Die Vorliebe, die ich als Kind

für Nähen und Sticken hatte, ist glücklicherweise geschwunden. Mein Talent zum Kochen, wozu ich als Junggeselle manchmal gezwungen bin, wird allerdings von meinen Freunden sehr gerühmt. Doch wäre ich ganz froh, wenn es mir jemand abnähme. Wirkliches Vergnügen macht es mir dagegen, wenn ich Gäste habe, alles, Tisch u. s. w., hübsch anzuordnen und zu schmücken. Blumen habe ich von jeher sehr geliebt und habe großes Geschick, Blumensträuße geschickt zu arrangieren. Von Sport liebe ich nur das Bergkraxeln, doch entspringt dies mehr der Freude an der Natur, ich wandere manchmal während meines Sommerurlaubs wochenlang allein in den Bergen; das gehört zu meinen höchsten Freuden. Einsamkeit bedeutet für mich nicht Langeweile, ich ziehe sie der Gesellschaft nüchterner Alltagsmenschen und Stammtischphilister vor. Ich interessiere mich sehr für Politik, namentlich innere Politik, für Theater und vor allem für Musik. In Theatern fesseln mich sowohl die Klassiker als auch die Modernen, dagegen langweile ich mich in Lustspielen à la Blumenthal-Kadelburg. Ich bevorzuge in der Kunst überhaupt im allgemeinen die düstere Färbung, doch erfüllt mich auch der Humor der Meistersinger mit sonniger Freude. Außer für Naturwissenschaft, speziell Chemie, die ich erwählt habe, fühle ich Neigung für Philologie."

Sehr häufig tritt bei dem Uranier eine Vorliebe für „neue Richtungen" hervor. Wenn es ihm seine Mittel verstatten, unterstützt er gern junge aufstrebende Künstler. Während ihn der übliche gesellschaftliche Verkehr mit den Festessen, Tischdamen, dem vielen Trinken, Rauchen, Kartenspielen vielfach abstösst, liebt er die ungebundene Geselligkeit, wie sie sich beispielsweise in dem Treiben der Bohème sowie oft in Wirtschaften niederer Gattung kundgiebt. Er geht gern auf Abenteuer aus, liebt es, immer neues kennen zu lernen, ist oft sehr reiselustig

und fast nie einseitig. Unverhältnismässig viel Urninge interessieren sich deshalb für Entdeckungsreisen, Völkerkunde, Tiefseeforschungen.

Daneben findet sich ein Hang zum Aufstöbern und Sammeln von Büchern, Kunstwerken uud Antiquitäten aller Art. Viele Urninge eignen sich dadurch mit der Zeit eine tiefe, umfassende Bildung an, wobei ihnen ihr gutes Gedächtnis und ihre leichte Auffassungsgabe zu Hilfe kommt.

Hält man gewöhnlich schon eine einzige der vielen genannten Eigenschaften, beispielsweise die musikalische Befähigung, für angeboren, um wie viel mehr diesen ganzen in sich durchaus nicht disharmonischen Komplex, der von der männlichen und weiblichen Natur so deutlich abweicht und stets mit einer gewissen Kindlichkeit verknüpft ist, nicht solcher, in der wir ein Zurückgebliebensein zu erblicken haben, sondern jenen ungekünstelten, naiv-heiteren, harmlosen, offenen Art, welche leider so oft und schwer durch die Verhältnisse beeinträchtigt wird, indem diese den Urning mißtrauisch, unwahr und verschüchtert machen. Der geschilderte Komplex befähigt die Urninge hoher Kreise besonders auch für den Dienst in der Diplomatie. Ein aristokratischer Gewährsmann, über dessen Glaubwürdigkeit auch nicht der leiseste Zweifel bestehen kann, teilt uns mit, daß er Homosexuelle besonders zahlreich in der Diplomatie gefunden hat, am meisten in England, dann in Rußland und Deutschland. Derselbe gibt noch folgende interessante Einzelheiten: „Persönlich kenne ich neun deutsche Prinzen aus regierenden Häusern, sechs aus andern souveränen Staaten. Aus reichsunmittelbaren Familien sind mir 14 bekannt. Vier Botschafter und höchste Hofbeamte kenne ich, deren Anlage mir bis ins Detail bekannt ist. Mir ist ein preußisches Kavallerieregiment bekannt, in dem neun Offiziere homosexuell sind. Stets fand ich, daß es fast durchweg reizende,

intelligente Menschen waren, die viel Interessen hatten und der Menschheit zur Zierde gereichten."

Man kann leicht konstatieren, daß der Homosexuelle in den Kreisen, in denen er verkehrt, und über diese hinaus meist sehr beliebt ist. Als vorzüglicher Gesellschafter ist er überall gern gesehen. Schon als Kinder sind sie ihres ruhigen und geschickten Wesens wegen die Lieblinge der Eltern und Geschwister. Erst, wenn den Angehörigen eine mehr oder weniger klare Erkenntnis ihrer Abweichung aufgeht, macht sich eine gegenseitige Entfremdung und Verstimmung geltend. Fängt die weitere Umgebung an, allerlei zu vermuten und zu flüstern, wird der an sich schon ängstliche Uranier verbitterter und scheuer. Viele Edeluranier ziehen sich schließlich ganz in die Einsamkeit zurück und leben gänzlich isoliert mit ihren Büchern und geistigen Interessen, vielleicht auch „mit einer trauten Seele, die sie versteht." Kommt es zum Skandal, ist das Erstaunen der Verwandten und heterosexuellen Freunde sehr groß. Man kann das Unfaßbare nicht glauben, man hielt den so zartbesaiteten, hochgeschätzten Freund, der fast nie das sexuelle Thema berührte, für „asexuell". Schließlich finden sich doch allerlei Anhaltspunkte, die für die Richtigkeit des Unglaublichen sprechen und man entsetzt sich über diesen Menschen, dem man etwas so Gräßliches am allerwenigsten zugetraut hätte. Noch ist die Geschichte der Urningsverfolgungen nicht geschrieben, wie zwei Geschlechter ein drittes in seinem Heiligsten zu unterdrücken suchten, aber sie wird geschrieben werden und sich als einer der dunkelsten Abschnitte der Menschheitsgeschichte erweisen.

Genau so wie in geistiger Hinsicht stellt der erwachsene Homosexuelle auch in körperlicher Hinsicht eine innige Mischung männlicher und weiblicher Eigenschaften dar, von der es an und für sich schon ausgeschlossen ist, daß sie künstlich erworben sein kann. Diese somatischen Stigmata sind wie die psychischen bald mehr, bald weniger deutlich ausgesprochen, fehlen aber bei sorgsamer Beobachtung niemals. Allerdings ist der Nachweis nicht immer leicht. Vieles Charakteristische wird man nur bei großer Übung herausfinden können. Wer hunderte von Urningen und Urninden gesehen hat, wird nicht zweifeln, daß sie ganz bestimmte Gesichtstypen aufweisen. So schwer es sich aber definiren läßt, was im Grunde den männlichen oder weiblichen Gesichtsausdruck ausmacht, so wenig kann man dem Laien das Eigentümliche klar machen, das dem Kenner oft schon beim Anblick der Photographieen in die Augen fällt. Würden die Geschlechter dieselbe Kleidung tragen, hätte man sich vermutlich gewöhnt, die Übergangsstufen leichter herauszukennen, so beeinflußt die Verschiedenheit im Anzug und in der Haartracht das Urteil ganz außerordentlich. Doch kommt es auch so noch oft genug vor, daß urnische Männer für verkleidete Mädchen und urnische Damen für verkleidete Herren gehalten werden. Lassen sich Urninge, selbst solche, die recht männlich erscheinen, den Bart abnehmen und legen weibliche Kleidungsstücke an, so ist es meist geradezu verblüffend, wie sehr der weibliche Typus, namentlich in der Augenpartie, zum Vorschein kommt. Ich befand mich einmal mit einem urnischen Gelehrten in dem seiner Volkstrachten und Volkssitten wegen hochinteressanten Fischerdorf Volendam am Zuidersee. Wir betraten des Studiums halber eine der eigenartigen Behausungen. Im Laufe der Unterhaltung setzte sich mein Begleiter eine der ortsüblichen Frauenhauben auf. Der Erfolg war überraschend. Die

braven Fischerfrauen konnten sich über die Verwandlung garnicht beruhigen und riefen ein über das andere Mal: „wie ein Mädchen, wie ein Mädchen.“ Auch ich selbst konnte seitdem nicht mehr den weiblichen Eindruck loswerden, der mir in dem Gesichte des Forschers, weil ich darauf nicht achtete, zuvor nie aufgefallen war. Viele Homosexuelle sehen „als Weib bedeutend besser aus, wie als Mann.“ Ich erinnere mich eines urnischen Aristokraten, den ich Jahre lang nur in Damentoilette gesehen hatte, in der er sich höchst elegant ausnahm. Als er mich das erste Mal im Herrenanzug besuchte, erkannte ich ihn kaum wieder, so zu seinen Ungunsten verändert sah er aus. Bei manchen tritt das undefinierbar Weibliche erst im Affekt stärker hervor. Ein Richter schreibt, sein Gesicht sei scharf geschnitten, doch sei ihm von Damen, die seine homosexuelle Natur nicht kannten, bemerkt worden, wenn er lächle, habe er die Augen eines Weibes. Ein urnischer Offizier, der sich durch eine „martialische“ Erscheinung (bei etwas breiten Hüften) auszeichnet, teilt mir mit, daß, wenn er sich in Erregung befände, seine sehr großen, blauen träumerischen Augen von gänzlich unbefangener Seite als weiblich erkannt worden seien.

Die Körperkonturen des Urnings sind nicht ganz so abgerundet und weich wie beim echten Weibe — das urnische Weib ist meist hager — aber äußerst selten so hervortretend, wie beim Mann. Diese Rundung beruht auf stärkerer Fettablagerung, die mit der größeren Passivität des Urnings im Zusammenhang steht. Ganz besonders auffallend ist diese Konturierung bei den passiven Pygisten, die daher ein geübter Beobachter unter den übrigen Homosexuellen leicht herauserkennt. Sehr wichtig ist es, auf das Verhältnis der Schulterdurchschnittslinie zur Beckendurchschnittslinie zu achten, welches am geeignetsten mit dem bei gynäkologischen Untersuchungen üblichen Beckenmesser festgestellt wird. Während beim



D'Eon de Beaumont

Kopie von Angelika Kauffmann,
nach einem Bilde von Latour aus der Sammlung des George Keate, Esq.

Ritter D'Eon de Beaumont, geb. am 5. Oktober 1728, als Knabe erzogen, schon früh Neigung in Frauenkleidern zu gehen; 1755 am russischen Hofe als Dame vorgestellt.

Ritter D'Eon

im Alter von 25, 42 und 54 Jahren.



The Chevalier D'Eon
1770.

Gem. von Huquier.
Gest. von Burke.

Derselbe lebte bis 1777 als Mann und zeichnete sich besonders als bevollmächtigter Minister Frankreichs am britannischen Hofe aus.

Charles-Geneviève-Louis-Auguste-André-Timothée

Charlotte-Geneviève-Louisa-Augusta-Andrée-Timothée-Marie

D'EON DE BEAUMONT.

Doctor of Civil and of Canon Law, and Advocate of the Parliament of Paris.

Cenfor Royal for Hiftory and Belles-Lettres.

Sent to Ruffia, firft fecretly, then officially, with the Chevalier Douglas for the Purpofe of re-eftablifhing friendly Relations between that Country and France.

Secretary of the Embaffy Extraordinary at the Court of Her Imperial Majefty, the Empreff Elizabeth.

Captain of Dragoons and Aide-de-Camp to Marfhal the Duke and to the Count de Broglio.

Secretary of the Embaffy Extraordinary from France to Great Britain for concluding the Peace of 1763.

Knight of the Royal and Military Order of Saint Louis.

Refident, and afterwards Minifter Plenipotentiary from France to Great Britain,

and, finally,

a Lady at the Court of Marie Antoinette,

and an occafional and honoured Inmate

at

L'Abbaye Royale des Dames de Hautes Bruyères,

La Maifon des Demoifelles de St. Cyr,

and at the

Monaftère des Filles de Ste. Marie.

normalen Mann die Schulterlinie um einige Zentimeter länger ist als die Beckenlinie, und beim Weibe letztere viel breiter als die Schulterlinie, ist beim Urning der Unterschied meist sehr gering, oft überhaupt nicht vorhanden, und nicht selten umgekehrt, sodaß es schon dem Laien, namentlich den Schneidern beim Maßnehmen, auffällt. Urnische Arbeiter haben mir wiederholt erzählt, daß sie die Beinkleider über den Hüften bequem ohne Hosenträger tragen können. Ein Urning berichtet, bei der militärischen Einkleidung habe der Vorgesetzte gesagt „er habe wohl bei der Verteilung des Gesäßes zweimal ‚hier' gerufen."

Die Hände und besonders die Füße des Urnings sind im Verhältnis zu der Figur oft klein, die Hände fühlen sich zumeist eigentümlich weich an. Die Haut ist fast stets bedeutend zarter, glatter und weißer wie beim Manne, wenn auch selten in so hohem Grade wie bei der Frau. Die Blutgefäß- und Tastpapillen der Haut sind gewöhnlich sehr affizierbar, was sich einerseits in erhöhter Schmerzempfindlichkeit zeigt, anderseits in sehr leichtem Erröten und Erblassen. Mündliche und schriftliche Mitteilungen, wie die eines Schriftstellers: „Ich erröte mädchenhaft leicht bei jedem kleinen obszönen Witz" oder die eines Geistlichen: „Ich erröte, wenn ich öffentlich auftreten muß, ganz außerordentlich" sind sehr häufig. Nicht recht erklärlich ist das entschieden geringere Wärmebedürfnis vieler Uranier. Sehr zuverlässige Selbstbeobachter heben das hervor, so gibt einer derselben an, daß er Sommer und Winter stets bei offenem Fenster schlafe, ohne Unterbett, nur bei tüchtiger Kälte mit zwei leichten Decken bedeckt. Es gibt allerdings auch Ausnahmen, doch faßt sich die Haut der Urninge meist wärmer an, wie die ihrer Umgebung. Ich glaube, daß die im Volke verbreitete Bezeichnung „warmer Bruder" (auch das Wort schwul = schwül meint ähnliches) in dieser Erscheinung

seine physiologische Begründung hat, während der römische Ausdruck homo mollis, weicher Mann, auf die Weichheit der Haut und Muskulatur zurückgeführt werden dürfte. Die Haare des Urnings sind meist feiner und weicher, wie die männlichen, am Kopfe oft ungewöhnlich üppig, der Bart ist vielfach, aber keineswegs immer, schwach entwickelt. Viele empfinden den Bart als etwas Unangenehmes, ebenso wie die Urninden das lange Kopfhaar. Lucians[1]) Erzählung von der Megilla, die von ihren Freundinnen mit männlichem Namen gerufen zu werden wünschte, Demonassa ihre Gattin nannte und sich die Haare wie ein Athlet schor, und dann rief: „Hast du je einen so schönen Jüngling gesehen wie mich,“ ist recht charakteristisch.

Die Muskeln der Uranier sind schwächer wie die männlichen, wenn auch selten so schwach wie die weiblichen. Infolgedessen besteht meist ein natürlicher Trieb zu ruhigen Bewegungen, wie Fußtouren, Wandersport, Bergsport, Radfahren, Schwimmen und Tanzen. Wo die Körpermuskulatur zu wünschen übrig läßt, zeigt gewöhnlich die Zungenmuskulatur eine stärkere Aktivität, und so finden wir denn, daß bei den Urningen, ähnlich wie bei den Frauen, die Redseligkeit oft eine recht beträchtliche ist. Einer bemerkt: „Plappern kann ich für zwei, aber nur mit Damen oder Gleichgesinnten, Herren dagegen genieren mich.“

Von jeher haben Kenner den Gang und die übrigen Bewegungen des Homosexuellen als kennzeichnendes Merkmal hervorgehoben. Es finden sich kleine, trippelnde, tänzelnde, schlürfende, oft geziert erscheinende Schritte, auch ein leicht schwebender Gang, dabei leichte drehende Bewegungen in Schulter- und Beckengürtel; der Rumpf

---

[1]) Luciani Samosatenis opera ex recensione, G. Dindorfii. Parisiis 1890. Dialogi meretricii S. 671.

ist vielfach ein wenig vornübergeneigt, der Kopf erscheint unruhiger, als dies beim ausgesprochen männlichen Individuum der Fall ist. Die Gangart ist so charakteristisch, daß ich sehr oft von meinem Sprechzimmer aus am Auftreten erkannte, wenn ein Urning ins Wartezimmer kam. Ein urnischer Pastor gibt folgende Schilderung von sich: „Es besteht Neigung zu wiegenden Bewegungen, ich suche jedoch diese Neigung so gut als möglich zu überwinden, da ich mich äußerst beschämt fühle, wenn jemand etwas Damenhaftes an mir entdeckt. Trotzdem ist letzteres dann und wann schon vorgekommen. Besonders mein Gang wurde schon öfters „damenhaft“ gefunden. Die Schritte sind mehr klein, mitunter schlürfend, die Schultern wiegen sich beim Gehen etwas hin und her, wenigstens, wenn ich mir keine Gewalt antue, auch die Art und Weise, wie ich mich niedersetze, ist schon aufgefallen.“ Ein homosexueller Polizeibeamter erzählt, daß eine Dame stets von ihm sagte: „Der Kommissar mit dem leichten Mädchenschritt.“ Der Gang eines Menschen ist von anatomischen und psychischen Faktoren abhängig. Ich meine, daß die somatischen Verhältnisse des Urnings, die Breite der Hüften, die infolgedessen stärker konvergierenden Oberschenkel, die schwache Entwickelung der Beuge- und Streckmuskeln auf den Gang nicht ohne Einfluß sein können, daß aber auch seelische Einwirkungen in Frage kommen. Dafür spricht, daß Urninge, die sich, um sich nicht zu verraten, ruhigere, gravitätischere Schritte angewöhnen, leicht bei Erregungen, oft schon beim Laufen in ihre natürliche Gangart verfallen. Der eben zitierte Polizeikommissar bemerkt: „Meine Schritte waren sehr klein und hüpfend, ich habe es mir aberzogen, es tritt aber immer wieder hervor, sobald ich neben jungen schönen Herren gehe.“ Auch die urnischen Armbewegungen sind meist typisch — man vergleiche das Jugend-Bildnis König Ludwigs II. — insbesondere sind

es auch diejenigen Bewegungen, aus denen die Handschrift resultiert, welche von ähnlichen körperlichen und psychischen Momenten abhängig ist wie der Gang. Dieselbe zeigt bei Urningen oft einen durchaus weiblichen, bei Urninden einen männlichen Charakter, bei beiden nicht selten auch einen solchen, den die Graphologen als geschlechtslos zu bezeichnen pflegen. Daß die Brust- und Stimmbeschaffenheit häufig Abweichungen aufweist, habe ich bereits bei Besprechung der urnischen Pubertätszeit erwähnt, hier will ich noch bemerken, daß bei den erwachsenen Homosexuellen selten volle Umkehrungen dieser sekundären Geschlechtszeichen sondern gewöhnlich nur Mittelstufen konstatierbar sind.



König Ludwig II. von Bayern in stark femininer Haltung.

Wie in seelischer, so zeigt auch in körperlicher Hinsicht der Urning und die Urninde eine bemerkenswerte Jugendlichkeit. Viele haben kleine, zarte, ihrem Alter nicht entsprechende Figuren. Ein hervorragender, mir persönlich bekannter Schriftsteller, der jetzt Mitte der 40 ist, sagt von sich, daß er den Körperbau eines etwa 15 jährigen Jungen habe. Das ist natürlich ein sehr extremer Fall, aber Tatsache ist, daß die Urninge meist für viel jünger gehalten werden, wie sie sind. Ist die Uranierin unverheiratet, so bildet sich bei ihr viel weniger der bekannte Typus der alten Jungfer heraus, in der wir ein verkümmertes Geschlechtswesen zu erblicken haben.

Gott hat es so gewollt und wir Menschen haben nicht das Recht seine Werke zu kritisieren. Aber die Menschen schänden und mißachten seine Werke (§175) und erniedrigen dieselben.

„Wer liebt, der weiß, was er der Liebe schuldig;
Wer ihren Schmerz und ihre Wonne kennt,
Dem ist die fremde wie die eig'ne heilig."

(Houwald).

— Meine

Beziehungen mit der Vaträuli waren stets
rein freundschaftlich, obwohl sich sie zuerst
anschwärmte, doch sie sagte mir einmal:
„Wir sind zu gleichartige Naturen, die passen
nicht für die Liebe, wohl aber für Freundschaft."

Möchten Sie ein besonderes Thema
bearbeitet haben, so bitte ich um
diesbezügliche Nachricht.

Mir ist gerade recht so – wie es ist, ich wünschte es nie anders. —

Schriftproben urnischer Frauen.

Tafel 3 zu Jahrbuch f. sexuelle Zwischenstufen V. Seite 85.
(Leipzig, Verlag von Max Spohr.)

persönlich zuschreiben. Aber die Welt!?

Es ist meine unerschütterliche Hoffnung und feste Überzeugung, daß die Zeit kommen wird, in der die weiblichen Eigentümlichkeiten urnischer Persönlichkeiten sich ebenso frei und unbekümmert entfalten können wie die Vorzüge aller Männlichkeit und Weiblichkeit. —

Schriftproben urnischer Männer.

Die Urninde bewahrt sich im Gegensatz zum normalen Weibe bis ins hohe Alter eine erstaunliche Frische und Elastizität. Ebenso treten auch beim urnischen Junggesellen weniger wie beim normalsexuellen Hagestolz die Griesgrämigkeit und die anderen Eigentümlichkeiten des ledigen Standes hervor. Im allgemeinen erfreut sich der Urning eines guten Gesundheitszustandes, die Widerstandsfähigkeit seines Nervensystems ist in Anbetracht dessen, was er durchzumachen hat, eher als günstig zu bezeichnen. Neben der früher bereits genannten Chlorose und Migräne finden sich nicht selten hysterische Störungen verschiedener Art, besonders hervorzuheben sind die Affektionen, welche an die weiblichen Menstruationen erinnern. Ein mir seit einer Reihe von Jahren bekannter femininer Uranier leidet seit seinem 14. Lebensjahr alle 28 Tage an Migräne, zugleich an heftigen Rücken- und Kreuzschmerzen. Dieselben waren Veranlassung, daß seine Stiefmutter, bereits als er 20 Jahr war, bemerkte „das ist ja bei dir, wie bei uns.“ Eine Untersuchung des Urins auf Blutkörperchen hat leider nicht stattgefunden. Neuerdings — Patient ist jetzt 36 Jahr — haben die Erscheinungen wesentlich nachgelassen, doch tritt immer noch vierwöchentlich eine hochgradige Mattigkeit auf.

Der Urning ist im allgemeinen wohlgestaltet, sein meist sympathisches Äußere trägt viel zu seiner Beliebtheit bei, keinesfalls ist er häßlicher — Möbius[1]) sieht in der Häßlichkeit ein Hauptzeichen der Entartung — wie der Durchschnitt der Normalen. Ich hebe dies besonders Wachenfeld und Bloch gegenüber hervor, welche auf diesen Punkt in ihrer Ätiologie der Homosexualität Wert legten. Wachenfeld[2]) sagt: „Mißgestaltete Personen,

---

[1]) Stachyologie S. 186.
[2]) A. a. O. S. 49.

die einen naturgemäßen ehelichen Genuß nicht erhoffen können, neigen eher zur Homosexualität, als solche, die dem Weibe begehrenswert erscheinen," und Bloch [1]) vertritt sogar die kühne Hypothese, daß Michelangelo wegen seiner Häßlichkeit homosexuell geworden sei. Er sagt wörtlich: „Michelangelos Häßlichkeit war so groß, daß er in jungen Jahren nie die Liebe kennen lernte und zu homosexuellen Neigungen, die sich in seinen Sonetten an Tommaso Cavalieri, Luigi de Riccio, Cecchino Bracci kundgaben, gedrängt wurde." Diese Angaben beruhen auf völliger Unkenntnis des einschlägigen Materials.

Man hat eingewandt, daß es Männer gibt, die sehr feminin erscheinen und gleichwohl völlig normal empfinden. Das mag vorkommen, ebenso wie es vorkommt, daß manche homosexuelle Männer einen durchaus männlichen Eindruck machen. Es ist jedoch zu bemerken, daß derartige Urteile meist nach dem Äußeren ohne die unbedingt erforderliche Körperuntersuchung abgegeben werden und daß in solchen Fällen der sorgsame Expert stets psychische Zeichen finden wird, welche die Übergangsstufe charakterisieren. Einen Homosexuellen, der sich körperlich und geistig nicht vom Vollmann unterscheidet, habe ich unter 1500 nicht gesehen und glaube daher an sein Vorkommen nicht eher, bis ich ihn persönlich kennen gelernt habe.

Was neben den bisher genannten Symptomen den Urning und die Urninde nun aber in ganz hervorragendem Maße vom Vollmann und Vollweib unterscheidet, ist, daß ihnen der Trieb der Arterhaltung gänzlich mangelt. Diese negative Seite der Erscheinung, die zum mindesten so wichtig ist, wie die positive, die gleich-

[1]) a. a. O. S. 222. Bd. I.

geschlechtliche Anziehung, haben die Autoren, welche im Variationsbedürfnis, in Verführung oder ähnlichem die Ursache der Homosexualität erblicken, fast nie beachtet. Wenn nicht äußere Einflüsse und Rücksichten den Ausschlag gäben, würde kein Urning überhaupt je auf den Gedanken kommen, eine Familie zu gründen. Sehen wir von denjenigen ab, die aus Zweckmäßigkeitsgründen Ehen eingingen, so haben nur 3% den Wunsch, Kinder zu besitzen, und zwar sind dies ganz besonders feminin oder sehr pädagogisch Veranlagte. Die ersteren wünschen aber dann selbst zu gebären, so schreibt ein urnischer Freiherr: „Ich möchte ein Kind bekommen, aber selbst nach Art einer Frau“ und ein anderer bemerkt: „Ein Kind möchte ich haben, doch muß ich es selbst zur Welt bringen und der Vater müßte schön und gut sein.“ Umgekehrt ruft eine sehr virile Urninde aus: „Ich möchte ein Kind besitzen, doch natürlich nur, wenn ich der Vater wäre.“ Die pädagogische Gruppe der Uranier wünscht sich stets einen Knaben, den sie heranbilden und erziehen kann. Die urnischen Ehefrauen fühlen sich oft überaus unglücklich, wenn sie gravid werden, es mangelt ihnen der mütterliche Instinkt meist gänzlich und sie suchen nach Möglichkeit einer Empfängnis vorzubeugen oder gar die geschehene zu anullieren. Mir sind drei verheiratete homosexuelle Damen bekannt, von denen zwei bekannte Namen tragen, die wegen ihrer Schwangerschaft vorübergehend maniakalische Erregungszustände mit Suicidialideen bekamen. Bei vielen kommt es überhaupt niemals zum Koitus. Nicht selten schreitet man dann zur Ehescheidung, die früher, als man noch „gegenseitige Abneigung“ als Scheidungsgrund gelten ließ, wesentlich leichter war. Die urnischen Frauen, welche eine Ehe eingehen, für die sie nicht geschaffen sind, versündigen sich schwer, wenn auch unwissentlich, an den normalsexuellen Frauen, denen sie die für sie bestimmten Männer

rauben. Jährlich bleiben so und soviel heiratsfähige Töchter sitzen, weil zur Fortpflanzung ungeeignete Urninden heiraten. Mir ist eine urnische Dame bekannt, die mit 17 Jahren „eine sehr gute Partie machte," weil man ihr allgemein zuredete und sie sich wohl selbst durch den Antrag des angesehenen Mannes geschmeichelt fühlte. Als sie sich nach der Hochzeit den sexuellen Annäherungen desselbe aufs energischste widersetzte, ließ der Gatte schließlich die Schwiegermutter kommen, damit diese ihr Kind über die „eheliche Pflicht" aufklärte. Die junge Frau erwiderte darauf der Mutter: „Wenn das meine eheliche Pflicht ist, so wäre es Eure elterliche Pflicht gewesen, mir das vorher zu sagen, denn wenn ich das gewußt hätte, hätte ich nie und nimmer geheiratet." Die Dame blieb fest und acht Jahre lang setzte der Mann mit immer längeren Unterbrechungen die Versuche fort — er liebte seine Frau sehr — bis er schließlich in die Trennung willigte. Die Frau lebt jetzt seit mehreren Jahren mit einer Freundin beisammen, der Mann ist unverheiratet geblieben. Der aus Frankfurt a. O. berichtete Fall [1]) in dem sich eine Frau in der Nacht nach der Hochzeit aus einem Hotelfenster stürzte, weil sie sich der ehelichen Vereinigung schämte, dürfte wohl eine ähnliche Grundursache haben. Wir lassen noch den hierher gehörigen Bericht eines urnischen Ehemanns folgen, den wir einer großen Menge ähnlicher entnehmen. Der aus besten Kreisen stammende Herr schreibt:

Als die Meinen in mich drangen, mich zu verheiraten, entschloß ich mich zu diesem Schritt, frug um die Hand einer jungen, sympathischen Dame aus bester Famlie, die mich schon vielfach ausgezeichnet und erhielt ihr Jawort. Wir verlobten uns, heirateten nach einigen Monaten, anscheinend einer glücklichen Zukunft entgegengehend, die jedoch mehr oder weniger durch meine

---

[1]) Prof. G. Herman: „Genesis", Das Gesetz der Zeugung. V. Band. S. 118. Leipzig, bei Arwed Strauch.

Schuld zur Hölle für uns werden sollte. — Ich hatte mich grenzenlos getäuscht über die Macht der mir offenbar angeborenen Triebe. Trotz Aufbietung meiner gesamten Willenskraft konnte ich den Horror, den ich stets gegen geschlechtlichen Verkehr mit dem Weibe empfunden, auch der mir angetrauten, lieblichen Gattin gegenüber nicht überwinden; die Hochzeitsreise nach dem sonnigen Italien wurde zu einer seelischen Marter für uns Beide und tief verstimmt und einander entfremdet kehrten wir zurück in unser Heim, das, von treuer Eltern- und Geschwisterliebe reizend ausgeschmückt, unser wartete.

Seither sind lange 15 Jahre vergangen; meine Frau und ich leben neben-, aber nicht für einander und führen in den Augen der Welt eine musterhafte Ehe! Über den schweren, delikaten Punkt haben wir nie mehr gesprochen, seitdem ich ihr Trennung anbot, damit sie an der Seite eines ihr würdigeren Mannes ein glücklicheres Dasein finden könne. Sie, die von meinem Zustand keine Ahnung hat und meint, es liege demselben ein organischer Fehler bei mir zu Grunde, erklärte mir, mich nicht verlassen zu wollen, da sie mich trotz Allem liebe. — Wie sehr ich unter dem Schuldbewußtsein leide, ein so edles weibliches Wesen an mein elendes Schicksal gekettet zu haben, kann ich nicht beschreiben! Mein Dasein ist eine endlose Kette geheimer Seelenqualen und Ängstigungen; ich lebe immer in Furcht, meine Leidenschaft könne offenkundig werden, namentlich erst recht seit dem Skandalprozeß, der sich erst vor wenig Monaten in den hiesigen Mauern abgespielt und in welchem durch eine Bande schrecklicher Erpresser mehrere Herren aus der besten Gesellschaft öffentlich bloßgestellt und unmöglich gemacht worden sind, dank der uns immer noch verfolgenden öffentlichen Meinung.

Die sexuelle Gleichgültigkeit des Homosexuellen gegen das andere Geschlecht ist fast stets eine vollkommene, bei sehr vielen ist die Abneigung vor dem Akt, namentlich, wenn sie ihn erst kennen gelernt haben, ganz ungemein groß; manchen steht der vorgenommene Versuch als ein schreckliches Ereignis in der Erinnerung, andere geben an, sie hätten auf Rat eines Arztes den Verkehr vollziehen wollen, es aber höchst lächerlich gefunden, wieder andere sprechen von dem Gefühl tiefster Erniederung, das sie dabei verspürten, während bei einer nicht

unbeträchtlichen Zahl schwere Nervenstörungen post coitum aufgetreten sind. Wir geben einige Mitteilungen wieder, die zeigen, wie sehr die Urninge die Fortpflanzung und den Geschlechtsverkehr mit dem Weibe, wohl gemerkt nur diesen, perhorrescieren. Ein 31 jähriger Landwirt schreibt: „Familiensinn ist bei mir nur insoweit vorhanden, als ich meine Eltern zärtlich liebe, auch zu meinen Geschwistern fühle ich mich hingezogen. Der Gedanke, selbst eine Familie zu gründen, existiert für mich nicht, weil er mir schaudererregend ist. Geschlechtsverkehr mit dem Weibe ist mir ganz unmöglich, ich fühle mich von Ekel erfüllt, wenn ich nur an die Möglichkeit denke. Versuche, den normalen Akt auszuüben, habe ich nie angestellt und werde es voraussichtlich, weil der Widerwillen zu groß ist, niemals können. Weil mir junge Damen unheimlich waren, nahm ich schon keine Tanzstunde, ich besuche keine Bälle und meide möglichst Gesellschaften, zu denen junge Damen herangezogen werden. Meine Unbehülflichkeit jüngeren Mädchen gegenüber scheint man, ohne Argwohn zu schöpfen, bemerkt zu haben, denn es ist mir neuerdings angenehm aufgefallen, daß man mich zwischen bejahrte setzt, mit denen ich mich zwanglos, gern und rege unterhalte.“ Ein anderer berichtet: „Meinem Freunde zu Liebe besuchte ich das erste Mal das Bordell. Ich war entsetzt, daß es mir nicht gelang, den Coitus zu vollführen, jeglicher Sinnesregung baar lag ich in den Armen des Weibes. Außer mir vor Scham sprang ich endlich auf und markierte den Betrunkenen. Ich habe mich wohl ein Dutzend Mal für junge Mädchen interessiert, es fielen aber dabei nur ihre geistigen Eigenschaften ins Gewicht, ein Geschlechtsverkehr ist mir dabei nie wünschenswert erschienen. Diese meine sogenannten Geliebten waren meist Mädchen von auffallender Häßlichkeit, während ich mit einem häßlichen Kameraden nie gern verkehrte. Ein besonderes Ver-

gnügen bereitete es mir von meiner Gymnasiastenzeit an, Brüderschaften zu trinken, da das dabei vorkommende dreimalige Küssen mir höchst angenehme Gefühle verursachte. Dagegen beteiligte ich mich höchst ungern an Pfänderspielen, bei denen die Gefahr bestand, Mädchen küssen zu müssen.“ Ein urnischer Hotelier, den seine Bekannten „die wissenschaftliche Köchin“ nennen, bemerkt: „Ich begreife den normalen Akt ebensowenig, wie ein normaler Mensch den meinen begreift, ich war verlobt, merkte aber noch rechtzeitig, daß es sinnlos wäre, ihr und mein Unglück, da machte ich uns wieder frei.“ Ein Franzose von 38 Jahren gibt an: „Ich habe nie mit einem Weibe zu tun gehabt und könnte es nicht um alles in der Welt. Hübsche Gesichtszüge bewundere ich so vorübergehend bei einem Weibe, wie man ein hübsches Bild betrachtet, sollte ich dasselbe Weib aber nackt vor mir sehen, oh, mon dieu! ich würde die Flucht ergreifen.“ Ähnlich erzählt ein Schweizer: „Vor dem intimeren Verkehr mit weiblichen Personen empfinde ich einen unüberwindlichen Abscheu und habe daher nie ein Weib berührt. Der Umgang mit Damen ist herzlich, so lange sie keine wärmeren Gefühle für mich zeigen, geschieht dies, so erwacht ein Unlustgefühl und ich ziehe mich so bald wie möglich zurück.“ Ein 26jähriger Arbeiter berichtet: „Als ich, 17 Jahre alt, einmal von einem älteren Freunde verleitet wurde, mit einem Weibe geschlechtlichen Umgang zu pflegen — ich wußte damals noch nichts von meiner urnischen Natur — empfand ich einen derartigen Ekel, daß ich Erbrechen bekam. Seitdem hatte ich eine heilige Scheu vor der Berührung mit dem Weibe, bis ich vor wenigen Wochen, zur Verzweiflung getrieben, mit meiner Natur zu brechen suchte, vergebens, es trat weder eine richtige Erektion noch Ejakulation ein, dagegen habe ich mir infolge der vergeblichen Anstrengungen eine Gliedentzündung zugezogen.“ Endlich ein Kaufmann

aus Bayern: „Die Folgen des wiederholten Verkehrs mit dem Weibe waren schwere Nervenstörungen, starkes Unwohlsein mit Erbrechen und tagelange Migräne. Der Geruch, welchen das Weib ausströmt, verursacht mir das größte Unbehagen, ich bin unfähig, ein Weib zu befriedigen, wogegen die Umarmung eines Soldaten mir ein unaussprechliches Wonnegefühl verschafft und mich kräftigt und stärkt.“ Es ist durchaus nicht selten, daß Urninge die erste Kenntnis ihrer Homosexualität von Prostituierten erhalten. Einen bezeichnenden Fall berichtet mir ein herrschaftlicher Diener, welchem von einem Arzt, den er wegen Impotenz konsultierte, nach längerer Anwendung des elektrischen Stroms geraten ward, einen Kohabitationsversuch vorzunehmen. Als die Prostituierte in ihrer Wohnung sich vergeblich bemüht hatte, ihn sexuell zu erregen, betrachtete sie sich ihn etwas genauer und sagte dann in unverfälschtem Berliner Dialekt: „Weeste denn nich, daß Du en Warmer bist, ick werde Dir meenen Luden (Zuhälter) rufen, paß uf, mit dem kannste.“ Der Vorschlag wurde von den drei Beteiligten erfolgreich in die Tat umgesetzt und der Diener wußte seitdem über sich Bescheid.

Schrenck-Notzing hat in seinem Werke [1]) den Homosexuellen die Eheschließung und einen geregelten Geschlechtsverkehr mit dem Weibe geraten, wobei er sogar empfiehlt, unter Umständen bei den ersten Debuts die Alkoholwirkung zu Hilfe zu nehmen. Der Vergleich mag etwas kraß erscheinen, aber mir kommt dieser Vorschlag nicht viel anders vor, als wenn ein Arzt einem Normalsexuellen, der ein Mädchen unglücklich liebt, raten würde, er solle, um seinen Trieb loszuwerden, sich berauschen und mit einem Manne sexuell verkehren.

[1]) a. a. O. S. 205 ff.

Die Abneigung vor dem zur Erhaltung der Art geeigneten Verkehr ist bei fast allen Urningen eine so tiefgehende, ich möchte fast sagen selbstverständliche, daß sich daraufhin unter der Mehrzahl von ihnen die Meinung gebildet hat, die Natur wolle durch sie einer Übervölkerung vorbeugen. Nun bin ich zwar auch der Ansicht Näckes, daß man die ganze Homosexualität weder mit theologischen noch mit teleologischen Augen ansehen dürfe, sondern nur mit nüchtern naturwissenschaftlichen, ich möchte aber doch dieser weitverbreiteten Anschauung gegenüber geltend machen, daß, wenn das Aussterben eines Stammes der Hauptzweck der Homosexualität wäre, es völlig unnötig erscheinen würde, der negativen eine positive Gefühlsrichtung entgegenzusetzen. Ich meine, daß letzterer wohl auch ein positiver Zweck entsprechen dürfte, nämlich der, daß der homosexuelle Trieb, welcher wie der heterosexuelle, mit dem ganzen Fühlen und Wollen so fest verknüpft ist, auch wie dieser Anstoß und Kraft zu nutzbringender Betätigung der Persönlichkeit geben soll. Wenn es für den Menschen einen Daseinszweck gibt, so ist es jedenfalls die Liebe an und für sich, die stets fruchtbar ist, auch wenn sie nicht der Erzeugung wieder erzeugender Wesen dient. Die Liebe ist eine Triebkraft, die sich immer in produktive Arbeit umsetzt zur Gestaltung und Weiterbildung von Menschen und zwar nicht nur in körperlichem Sinn. Tolstoi sagt einmal: „Lieben ist Streben nach dem Wohle anderer,“ ein Wort, das wie der Bibelspruch, daß Gleichgültigkeit alles tot, Liebe alles lebendig macht, eine unantastbare Wahrheit enthält. Würden die von der Fortpflanzung ausgeschlossenen Menschen überhaupt keine Liebe fühlen, ihre egozentrische Interessenlosigkeit würde eine Gefahr für die andern bedeuten. In den Uranfängen der Sprache erhellen sich oft durch Gewohnheit verdunkelte Begriffe. Das Wort Sexus = Geschlecht kommt von sequi = folgen, der Ge-

schlechtstrieb ist ursprünglich nur der Trieb zu folgen, sich andern anzuschließen, und damit ist er der freilich oft nur leise durchschimmernde psychologische Hintergrund jeder sozialen Regung. Der Monosexuelle folgt nur sich allein; die wenigen Monosexuellen, die ich persönlich gesehen habe, es waren drei zur Einsamkeit und Eigenbewunderung neigende Onanisten mit ausgesprochener Antipathie gegen beide Geschlechter, zeichneten sich durch den denkbar größten Indifferentismus nicht nur allen Menschen, sondern auch allen Dingen gegenüber aus.

Daß es sich aber bei der homosexuellen Empfindung um wirkliche Liebe handelt, die in allen ihren Details ein vollkommenes Äquivalent der heterosexuellen Liebe darstellt, darüber kann für den Kenner auch nicht der geringste Zweifel obwalten. Auch Krafft-Ebing hat auf die absolute Analogie hingewiesen [1]), welche sich in der Entfaltung der normalen und conträren Vita sexualis findet; diese Übereinstimmung ist, wie allerdings nur eine sehr lange und genaue Beobachtung erweisen kann, in der Tat in allen physiologischen und pathologischen Einzelheiten eine so eminente, daß es eigentlich nur zwei Möglichkeiten gibt, entweder sind beide Triebe als integrierender Bestandteil der Persönlichkeit eingeboren oder es ist auch die Liebe zwischen Mann und Weib kein eingeborener Naturtrieb, sondern eine durch äußere Ursachen im Verlaufe des Lebens erworbene Eigenschaft.

Wie bei den Heterosexuellen, so gibt es auch bei den Homosexuellen solche, bei denen der Geschlechtstrieb im engeren Sinn nur eine mehr oder weniger untergeordnete Rolle spielt, und andere, die von ihrer Leidenschaft völlig beherrscht werden. Man hat den Urningen dann und wann vorgeworfen, daß ihre sinnliche Neigung sie in viel höherem Maße erfülle und beschäftige wie die Normalen.

---

[1]) Über sexuelle Perversionen S. 129.

Doch ist hier zu bedenken, daß letztere in der glücklichen Lage sind, ihre Frauen und Mädchen so oft um sich zu sehen, wie sie wollen. Sinnesregungen, denen bequem, jeder Zeit und ohne Gefahr Genüge geleistet werden kann, sind nicht dazu angetan, die Seele sonderlich in Anspruch zu nehmen. Anders bei dem Uranier, der denselben Trieb meist nur mit den größten, oft seine ganze Existenz bedrohenden Schwierigkeiten, nach langer Zurückhaltung seiner Gelüste befriedigen kann. Immerhin gibt es genug Urninge, die die Kraft völliger Entsagung besitzen, es wäre aber verfehlt, wollte man daraus den Schluß ziehen, daß sich alle anderen ebenso gut beherrschen könnten, so wenig man außereheliche Abstinenz verlangen wird, weil ein gewisser Prozentsatz sie innehält. Mir fallen dabei die Worte ein, welche mir einmal ein wegen seiner Neigung gemaßregelter Offizier in begreiflicher Aufwallung schrieb: „Die Herren der Schöpfung sollten wissen, was es heißt, wegen irgend einer erotischen Lappalie ewig boykottiert zu sein. Drehe man einmal den Spieß um und stelle einen Gesetzesparagraphen hin, nach dem jeder außereheliche Beischlaf mit Zuchthaus oder mit Gefängnis und mit Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte zu bestrafen sei. Selbst wenn solcher Paragraph nur ein Jahr in Kraft wäre, was würde die Welt für ein herzzereißendes Schauspiel erleben; wieviel Existenzen würden vernichtet werden, wieviel junge Leute sich dem freiwilligen Tode weihen; aber wir Uraniden würden gerächt sein für die unendliche Schmach, die man seit Jahrtausenden über unser Haupt heraufbeschworen hat."

Hören wir einige Berichte keuscher Homosexueller. Ein urnischer Student von 23 Jahren schreibt:

„Ich habe keinerlei geschlechtlichen Verkehr gepflegt. Der Geschlechtstrieb ist sehr stark, die Selbstbeherrschung jedoch ebenfalls stark. Daß ich mich auf Kosten der Gesundheit beherrsche, ist mir völlig klar. Der Kampf hat mich schon so er-

mattet, daß ich zusammenstürzte. Der Gedanke an die Blöße eines Weibes ist mir so verhaßt, daß es mir absolut unmöglich ist, auch nur an den Versuch eines normalgeschlechtlichen Aktes zu denken. Mich fesseln nur hochgebildete, vornehme Naturen, die ich am höchsten stelle, wenn sie sanftmütig und kraftvoll zugleich sind. Ärzten und Offizieren gebe ich den Vorzug. Beide Typen sind gebildet und stehen im freien, tätigen, gesunden Leben. Bei beiden ist das Moment der Bewegung, das mir auch die Musik zur liebsten Kunst macht. Von meinem 15. bis 22. Jahr war mein Leben beherrscht von einer nie zu beschreibenden idealen Liebe zu einem jungen Mediziner, einem trotz seiner Jugend — er ist jetzt 26 — ganz eminenten Kopfe. Es ist eine schlanke, strenge Gestalt, mit einem Empirekopfe, durchaus normalempfindend und ein harter Charakter. Im ersten Jahr unserer Bekanntschaft war er mir freundschaftlich außerordentlich zugetan. Damals war ich ganz glücklich, ganz wunschlos und bemitleidete alle Könige der Welt ob ihrer Armut. Ich verband meinen Freund in mystischer Weise mit meinem Gottesbegriff; mein Leben hatte als Pole: „Christus" — „Lothar." Als mir nach $1^1/_2$ Jahren klar wurde, daß — um mit Platen zu sprechen — der schöne Spröde seine Seele mir nie offenbaren würde, verlor ich damals schon viel, ja das eigentliche Wesen meines Himmels. Ich kämpfte hart, auch mit ihm und namentlich wegen seiner irreligiösen Lebensauffassung. Vor einem Jahre verlobte er sich, ich war nicht eifersüchtig, ich war nur wie tot; nur mein Gedanke, ins Kloster zu gehen, hielt mich aufrecht. Ich sagte ihm damals alles — er nahm es kalt, wissenschaftlich, nicht ohne etwas Roheit auf. Seit einem Jahre sah ich ihn nicht mehr, korrespondiere auch nicht mehr mit ihm. Wachend fühle ich auch keine Sehnsucht mehr nach dem einstigen Geliebten, die hat sich in 6 Jahren an seinem Egoismus und seiner materialistischen Lebensauffassung verblutet. In längeren Abschnitten träume ich, daß er zu mir kommt und mich küßt und dann weine ich im Schlaf. Im Leben hat er mich nie geküßt."

Ein sehr intelligenter Akademiker von 39 Jahren, der die große Merkwürdigkeit aufweist, daß bei ihm überhaupt noch nie eine Ejaculatio seminis stattgefunden hat, giebt folgende Schilderung:

„Meine Leidenschaft ist keine gewaltig lodernde Flamme, die über mein ganzes Denken und Sinnen zusammenschlägt und, wenn sie keine Nahrung findet, alles Glück verzehrt, sondern ein

glimmendes Feuer, das nur von Zeit zu Zeit stärker emporwogt. Ich kann nicht sagen, daß mit der Unmöglichkeit, Liebe zu finden, „all mein Glück dahin“ ist. Ich habe noch so viele Interessen und Ideale in der Freude an der herrlichen Natur und an der Kunst, daß ich bis jetzt ein im ganzen glückliches Leben geführt habe, jedenfalls intensiver genießend, als mancher normale Mann, der außer im Geschlechtsleben die Kulmination seiner Freuden am Stammtisch findet. Nur bisweilen, wenn meine Leidenschaft, stärker erregt, vergebens nach Befriedigung ringt, drückt mich meine Dornenkrone stärker. Einst liebte ich einen Mann von meinem Alter, an Bildung weit unter mir stehend, den ein kühler Beobachter kaum schön genannt haben würde. Meine Neigung wurde erst zur Leidenschaft, als ich ihn persönlich kennen lernte und fand, daß er einen sehr ehrenwerten Charakter, gute Manieren und einen auffallenden Bildungsdrang hatte. Ich unterstützte seine Lernbegierde und seinen Eifer, seine Fortschritte versetzten mich manchmal in Begeisterung, dann schien er mir geradezu schön zu sein. Er sah in mir seinen Freund und Wohltäter, ich liebte ihn nicht nur geistig, sondern mit allen meinen Sinnen und oft kostete es mir meine ganze Willenskraft, mich zu beherrschen. Jede Gelegenheit suchte ich, um seine Hand zu berühren oder gar neben ihm sitzend, den Arm vertraulich um seine Schulter zu legen. Ob ich ihm nicht mitunter in meinem Benehmen etwas auffällig vorkam, ich weiß es nicht. Jedenfalls blieb er immer gleichmäßig freundlich. Alle Qualen der Eifersucht habe ich durchgemacht, wenn ich einmal zu bemerken glaubte, daß er gegen jemand anders freundlicher war, als gegen mich. Es widerstrebt mir, näher auf dies Verhältnis einzugehen, ich möchte nur bemerken, daß es durchaus ideal geblieben und nie über die erwähnten Vertraulichkeiten hinausgegangen ist.

Noch „platonischer“ ist die homosexuelle Liebe in einem dritten Fall:

„Kurz bevor ich meine Natur entdeckte, indem mir ein Kollege, der mich über sich selbst aufklären wollte, den Moll in die Hand gab, hatte ich mein Herz an einen Unteroffizier der Artillerie verloren, einen Mann von stolzer, herrlicher Schönheit. Er wohnte ganz in meiner Nähe. Als ich ihn zum ersten Male auf der Straße sah, blieb ich wie festgewurzelt stehen und blickte ihm nach, bis er mir entschwand. Von nun an sah ich ihn öfter und wie sehnte ich mich nach diesen Begegnungen, und wenn er kam, wie stockte mir der Atem, die Kehle war mir wie zuge-

schnürt! Gingen wir entgegengesetzt, dann kehrte ich um und folgte ihm, mit den Blicken die wunderbare Gestalt verschlingend. Ich fand bald heraus, um welche Zeit er ungefähr abends aus der Kaserne nach Hause kam. Ich saß dann am Fenster und wartete geduldig, ein moderner Toggenburg, um ihn blos für einige Sekunden zu sehen. Wenn sich seine Heimkehr verzögerte, saß ich so wohl eine Stunde und länger, ein Buch oder eine Zeitung in der Hand, bei jedem Säbelklirren zusammenfahrend. Oft fürchtete ich, er könne mein Benehmen bemerken, aber nein, gleichgültig streifte mich sein Blick wie jeden beliebigen anderen Menschen, wenn ich an ihm vorüberging. So ging es viele Jahre, ohne daß ich je gewagt hätte, seine Bekanntschaft zu machen.“

Wie die Sehnsucht, so trägt auch die mit ihr so oft verschwisterte Eifersucht bei beiden, der anders- und gleichgeschlechtlichen Triebrichtung einen vollkommen entsprechenden Charakter. Ein urnischer Militär--Intendantur-Beamter erzählt, dass er aus Eifersucht einem normalsexuellen Freunde, den er „wahnsinnig“ liebte, alle Mädchen „ausspannte,“ in die dieser sich „vergafft“ hatte.

Unter den Homosexuellen findet man genau wie unter den Heterosexuellen polygame Don Juan-Naturen, deren Liebe sich bald diesem, bald jenem zuwendet, und monogame, deren beharrliche Treue jedem Ehebündnisse zur Ehre gereichen würde. Auch hier zwei Beispiele. Ein homosexueller Buchhändler von 33 Jahren erzählt:

„Als ich 20 Jahre alt war, lernte ich einen 17jährigen Jüngling kennen. Ohne von meiner Veranlagung zu wissen, fühlte ich mich zu ihm unaussprechlich hingezogen. Da er vollständig weibliebend war, konnte er meine Liebe nur mit Freundschaft erwidern. Ich nahm den Jüngling zu mir und arbeitete und darbte für ihn. Auch er hing an mir mit einer Freundesliebe, die ihres gleichen suchte. Ich verlebte selige, glückliche Zeiten. Nach drei bis vier Jahren aber kam das Unglück, in ihm erwachte jetzt die Liebe zum Weibe. Er konnte es nicht verstehen, daß es mich schmerzte, wenn er sich in den Armen eines Mädchen befriedigte. Ich rang und kämpfte mit mir selbst, ich wollte fühlen lernen wie andere Menschen. Mein Herz sträubte sich, daß mein Liebling nicht mehr ganz mein eigen sein sollte, wenn er mir auch sagte, daß er mich noch eben so lieb hätte wie früher. Damals war ich

noch sehr religiös, ich flehte zu Gott, aber mir wurde keine Hilfe, keine Rettung. Mein Freund wußte mir keinen andern Rat zu geben, als es auch mit Weibern zu versuchen. Ich glaubte ihm und ging eines abends mit zu einer Maitresse. Aber sobald ich bei ihr im Zimmer war, bebte ich an allen Gliedern, an geschlechtliche Erregung war kein Gedanke, kurz entschlossen lief ich nach Hause und ließ dort meinen Tränen freien Laut. Jetzt war ich mir klar, daß ich nicht wie andere Menschen war. Bald nahte die Stunde der Erlösung. Ich kaufte „die Enterbten des Liebesglücks“ und wie Schuppen fiel es mir von den Augen. Ich wußte nun, daß ich mit meinen Gefühlen nicht allein auf der Welt war; der Schmerz war stark, wie ich mich jetzt ganz erkannte, aber ich segne die Zeit, wo ich Aufklärung fand. Durch sie lernte ich auch Nachsicht mit den Gefühlen meines Freundes haben. So sind die Jahre dahingegangen und noch heute nach dreizehn Jahren wandle ich mit meinem Liebling, den ich als siebzehnjährigen Jüngling kennen lernte, Hand in Hand durch dieses Leben. Mit meinem Schicksale zufrieden, die heilige Urningsliebe im Herzen, denke ich mir oft, der glücklichste Mensch auf Erden zu sein. Selbst nicht die harten Urteile der Menschen über unsere Liebe sind mehr im Stande, die Zufriedenheit und Ruhe meines Herzens zu erschüttern. Ich denke: „Sie sind wie Kinder und wissen nicht was sie tun.“ Meine grenzenlose Liebe hat in den vielen Jahren nicht vermocht, in meinem Liebling auch nur eine Idee von dem Triebe zum Weibe auszulöschen, obwohl ich stets von Zeit zu Zeit mit ihm geschlechtlich verkehrte.“

Im Gegensatz zu diesem Fall will ich die Aufzeichnungen eines polygamen Homosexuellen wiedergeben. Es ist derselbe, den wir schon früher als urnischen Knaben kennen lernten und den im weiteren Verlaufe des Lebens der Fluch seiner orthodoxen Familie durch alle Welt jagte. Er schreibt:

„Ich habe mich, um meinen geschlechtlichen Reiz zu befriedigen, in der Folge wohl hunderten von Leuten der verschiedensten Nationen hingegeben. Dabei habe ich aber absolut meinen eigenen Geschmack gewahrt, denn mit einem mir physisch unsympatischen Menschen ist es mir überhaupt nicht möglich, geschlechtlich zu verkehren. Männer, die ich geliebt habe, hatten immer etwas von der Idealgestalt meiner Jugend. Dahin gehören männlich aussehende, kräftige Gestalten und Gesichter, frische, gesunde Farben, fröhliche, wenn möglich, blaue oder graue, treuherzige,

offene Augen, ein frischer Mund, schöne Zähne und möglichst großer Schnurrbart. Schöne Männer, die sich weibisch benehmen, sind mir ekelhaft. Junge Leute, oder auch ältere ohne Schnurrbart kann ich nicht leiden, ebenso ist mir jeder Bart außer dem Schnurrbart höchst unsympathisch. Schöne Gestalten sind mir lieb, aber das Gesicht ist ausschlaggebend. In Deutschland sind es Soldaten, Unteroffiziere, Offiziere, Schaffner, Schutzleute, Postbeamte, Droschkenkutscher, Portiers, Maurer, Arbeiter, besonders in hohen Stiefeln und Lederhosen, unter denen ich die mir sympathischen Erscheinungen meistenteils gefunden. Selbstverständlich kann ein solches Verhältnis nie von Dauer sein, da nur das rein sinnliche Element dabei in Betracht kommt, doch momentan, noch kürzlich, konnte ich mich für einen schönen Ulanenunteroffizier dermaßen interessieren, daß ich ihm stundenlang nachgelaufen bin, bis es mir gelang, eine Gelegenheit auszunützen, bei der ich in unauffälliger Weise mich eng an ihn schmiegen konnte. Ich entdeckte in ihm einen Gleichgesinnten und längere Zeit war dieses Verhältnis im Stande, mich völlig auszufüllen. Unter den höheren Ständen finde ich viel seltener mir körperlich sympathische Leute, dagegen unterhalte ich mich oft und gerne mit ihnen und verkehre in ihren Kreisen. — Ich finde überhaupt, daß im Vergleich mit dem wirklich gebildeten Amerikaner, Irländer oder Engländer der Deutsche, was männliche Erscheinung und männliches Wesen anbelangt, oft einen gezierten, fast weibischen Eindruck macht. Im homosexuellen Verkehr ist mir der Franzose am unangenehmsten. Er hat eine mir abscheuliche Art und Weise hundert Küsse zu geben, die nicht einen wert sind. Er ist in seinen Liebesbezeugungen von einer hastigen, affektierten Leidenschaft. Den Italiener ziehe ich bedeutend vor, er ist wirklich leidenschaftlich empfindend und in seiner Art sich zu geben liegt etwas tieferes, ernsteres. Mit Spaniern ging es mir ebenso. Am liebsten hatte ich den Irländer, es ist entschieden die männlichste Nation, die ich kenne. Wenn er jemand wirklich zugetan ist, so ist er treu und aufopferungsfähig wie kein anderer. Amerikaner und Engländer waren mir meist angenehm — oft aber etwas zu kühl und geschäftsmäßig. Dänen, Norweger und Schweden fand ich oft geziert. Rein sinnlich beim Akt, den Reiz oft bis zum Wahnsinn steigernd, sind die slavischen Völker. Mit Negern, außer Mischlingen mit rein kaukasischer Gesichtsbildung und ohne Wollhaar, habe ich nie zu tun gehabt, obwohl sie vielfach ihrer stark ausgebildeten Genitalien wegen beliebt sind. Sie sind feurig, fast tierisch wild, wenn sinnlich erregt. Vor den asiatischen Rassen

habe ich stets Abscheu empfunden, mit Ausnahme von Türken und Persern, mit denen ich nie homosexuell verkehrt habe.

Wenn ich die frischen Lippen eines Mannes aus dem Volke küsse, und seine feste Gestalt umfasse, dann erwacht jedesmal in mir die Sehnsucht, auch Geist und Verständnis, mit dem was mich körperlich reizt, vereinigt zu finden. Im Grunde ist es doch immer unwillkürlich die mit den Augen des phantastischen Knaben geschaute und wohl in der Erinnerung idealisierte Gestalt jenes Offiziers, nach der ich rastlos jage und suche unter allen Nationen, in den verschiedensten Klassen der Bevölkerung, die zu finden ich jetzt fast aufgegeben habe, ohne das Sehnen danach lassen zu können.

Bei der Diagnostik der echten Homosexualität legt Näcke[1]) mit vollem Recht besonders Wert auf den Nachweis, daß auch, ebenso wie der Heterosexuelle heterosexuell träumt, das Traumleben der Homosexuellen von seiner Triebrichtung beherrscht wird. Wie eine sehr große Anzahl von Einzelmitteilungen zeigt, ist dies tatsächlich durchgängig der Fall. Dabei erscheint es mir beachtenswert, daß die angenehmen Träume der Urninge auch schon vor Eintritt der Reife von gleichgeschlechtlichen Vorstellungen erfüllt sind,[2]) sowie daß nicht erotische Träume qualvoller Art durchaus nicht selten durch normale Cohabitationsversuche hervorgerufene Beängstigungen zum Gegenstande haben. Ein Urning gibt an: „Ich träume oft, ich bin verlobt oder verheiratet. Dabei habe ich das Gefühl furchtbarer Beklommenheit und einer undefinierbaren Angst.“ Hie und da kommt es

[1]) Näcke: Kritisches zum Kapitel der normalen und pathologischen Sexualität. Archiv f. Psych. Bd. 32. Heft 1. (1899.)

Näcke: Die forensische Bedeutung der Träume. Archiv f. Kriminalanthr. 1900. 3. Bd.

Näcke: Probleme auf dem Gebiet der Homosexualität in der H. Laehrschen Zeitschrift f. Psychiatrie etc. 59 Bd. S. 812. 813 und 825.

[2]) Man vergl. das bei der Schilderung des urnischen Kindes Angeführte.

vor, daß Urninge sich scheuen, mit Angehörigen das Zimmer zu teilen, weil sie befürchten, sie könnten durch „Sprechen aus dem Schlaf" ihre homosexuellen Neigungen verraten. Ähnlich wie im Traum dokumentiert sich auch in der Trunkenheit deutlicher die geschlechtliche Tendenz, indem ja der Alkohol durch Lähmung des kritischen Oberbewußtseins das Gefühlsleben mehr hervortreten läßt. Überhaupt tritt das Elementare und Natürliche der urnischen Liebe überall da besonders deutlich hervor, wo die Hemmungsvorstellungen in stärkerem Grade ausgeschaltet sind. Ein älterer urnischer Staatsbeamter teilte mir mit, daß er einem lang gehegten Wunsche entsprechend vor einiger Zeit in seinen engeren Kreisen einen jungen Konträrsexuellen von etwa 20 Jahren kennen lernte. Er berichtet darüber: „Der betreffende Jüngling ist bereits in seinem Äußern, vollständig aber in seinem Fühlen und Denken, feminin. Erst seit kurzem unterrichtet, daß es Konträrsexuelle gäbe, war er über sich selbst noch nicht klar. Ich hatte ihn eingeladen, mich auf einige Tage zu besuchen und als ich ihn des Abends in sein Schlafzimmer geleitet und ihm gute Nacht gewünscht, war er so ungeheuer erregt, daß er mir wortlos in die Arme fiel. Wenn man solche hervorbrechende Leidenschaft mit dem Worte Unnatur abtun will, so haben die Leute, deren Urteil leider heute noch maßgebend ist, niemals ein solches Menschenkind in dem Augenblicke gesehen, in dem mit so elementarer Macht zum ersten Male die Liebe gebieterisch ihr Recht verlangt und zwar in einer für das betreffende Individuum normalen Form." —

Durch die Hebung der ganzen Persönlichkeit erklärt es sich, daß trotz der beispiellosen Widerwärtigkeiten, denen die Homosexuellen ausgesetzt sind, 90 von hundert keine Änderung ihres Zustandes wünschen, der Rest dieselbe auch fast ohne Ausnahme nur aus sozialen,

nicht aus persönlichen Gründen erstrebt. Trotzdem alle sich zeitweise höchst unglücklich fühlen, mehr als 50 % vorübergehend an Selbstmordideen litten, mehr als 10% Selbstmordversuche vorgenommen haben, fühlen fast sämtliche den homosexuellen Trieb so sehr als einen Teil ihrer selbst, daß sie sich ohne denselben kaum vorstellen können und meinen, mit demselben eines wesentlichen Lebensguts beraubt zu werden. Ein urnischer Student, den ich wegen Schlaflosigkeit hypnotisierte, nahm mir einmal ein förmliches Versprechen ab, daß ich ihm in der Hypnose nicht an seiner Homosexualität „herumsuggeriere." Ich gebe noch einige Bemerkungen Homosexueller wieder, die sich auf diesen Punkt beziehen. Ein Psychiater schreibt: „Meine Natur hätte mir von vorn herein klar sein müssen. Nur künstliche Konstruktionen auf Grund anerzogener Begriffe konnten über sie hinwegtäuschen, sie aber nicht im Geringsten unterdrücken. Eine Umänderung meiner Veranlagung wünsche ich nicht, da ich damit meine ganze Persönlichkeit negieren würde." Ein Richter äußert sich: „Ich verspürte schon lange vor jeder körperlichen Berührung ein so inniges Glücksgefühl durch meine Neigung, sie war so sehr ein Teil meines innersten Wesens, daß ich nur dann anders sein möchte, wenn ich wüßte, wie ich mich alsdann fühlen und befinden würde." Ein alter Pfarrer bemerkt: „Sollte ich noch die Ausmerzung des § 175 erleben, so würde nichts zu meinem Glücke fehlen. Ich bin der festen Überzeugung, daß mir der sogenannte anormale Zustand vom Schöpfer gegeben ist und für mich gerade so normal ist, als der gewöhnliche Sexualzustand für die übrigen Menschen. Ich beneide sie nicht im geringsten um das Kleinod, welches sie im Weibe besitzen, sondern danke Gott, daß ich meine Liebe und Zuneigung einem Jüngling schenken kann." So sehen wir, daß wie der Heterosexuelle nicht homosexuell, auch der Homosexuelle nicht heterosexuell empfinden möchte.

Diese absolute Kongruenz, die sich ausnahmslos auf alles erstreckt, was es in der Liebe und im Geschlechtstrieb Physiologisches und Pathologisches, Hohes und Niederes, Gutes und Böses, Schönes und Häßliches gibt, ist nur begreiflich und erklärlich, wenn es sich um zwei völlig analoge, nebengeordnete und auch in ihren Ursachen gleichgeartete Gefühlsrichtungen handelt.

III. Die Unausrottbarkeit der Homosexualität.

Es ist anzunehmen, daß ein Trieb angeboren ist, wenn äußere Einflüsse nicht imstande sind, denselben umzuwandeln; wenn Homosexuelle durch Umstände irgend welcher Art im Verlaufe ihres Lebens normal fühlend werden, so würde das sehr dafür sprechen, daß es sich um eine erworbene Eigenschaft handelt. Schrenck-Notzing, der unter denjenigen, die Näcke neuerdings [1]) als wirkliche Sachverständige in dieser Frage bezeichnete, der einzige Vertreter der Erwerbstheorie ist, sagt mit einem gewissen Recht [2]): Je mehr sich die Zahl der Fälle häuft, in denen bleibende therapeutische Resultate erzielt worden sind, um so geringer erscheint nach unserer Meinung der Anteil, den die erbliche Disposition in der Entstehung dieser Anomalie beanspruchen kann.“ Die Therapie, von der hier die Rede ist, ist die hypnotische Suggestionsbehandlung. Aber gerade die Wirksamkeit dieses Heilmittels kann nach allem, was verbürgt über die Erfolge der Hypnose auch bei angeborenen Eigenschaften berichtet ist, hier als beweiskräftig nicht herangezogen werden.

---

[1]) Näcke, Probleme auf dem Gebiete der Homosexualität, in der Allg. Zeitschr. f. Psychiatrie etc. S. 809.

[2]) S. 149 a. a. O.

Wenn es möglich ist, durch Beeinflussung der Psyche körperliche Veränderungen wie Brandblasen hervorzurufen, wenn man Blindheit und Taubheit, Anosmie und Ageusie suggerieren konnte, wenn man in der Hypnose tiefgreifende Wirkungen auf die Menstruationen und Pollutionen ausüben kann, Medien zu veranlassen vermochte, nach dem Erwachen „etwas zu sehen, was nicht da war, etwas nicht zu sehen, was da war," wenn man alte Leute davon überzeugte, sie seien wieder Kinder geworden, warum soll es denn etwas Ungewöhnliches sein, Homosexuellen Genuß am Weibe zu suggerieren? Es

---

Anmerkung. Man vergleiche über die hypnotische Behandlung der Homosexualität neben von Schrenck-Notzing: Die Suggestionstherapie bei krankhaften Erscheinungen des Geschlechtssinns und Krafft-Ebing: Psychopathia sexualis S. 303 ff. besonders Fuchs: Therapie der anormalen Vita sexualis 1899, S. 45; Wetterstrand: Der Hypnotismus und seine Anwendung in der praktischen Medizin, 1891, p. 52 ff.; Bernheim: „Hypnotisme", Paris, 1891. S. 38.

Über Beeinflussung und Umwandlung angeborener Eigenschaften durch Hypnose findet man Berichte ausführlich angeführt in:

1. Jame-Braid: Neurypnology or the rationale of nervous sleep considered in relation with animal magnetisme. London. Churchhill. 1843.

2. A. Liébault: Du sommeil et des états analogues, considérés surtout au point de vue de l'action du moral sur le physique. Paris. Masson, 1866.

3. A. Liébault: Le sommeil provoqué et les états analogues. Paris. Doris, 1889.

4. H. Bernheim: De la suggestion dans l'état hypnotique et dans l'état de veille. Paris, 1884.

5. H. Bernheim: De la suggestion et de ses applications à la thérapeutique. Paris, 1886.

6. H. Bernheim: Hypnotisme, Suggestion, Psychothérapie. Études nouvelles. Paris, 1891.

7. R. Haidenhain: Der sogenannte tierische Magnetismus. Physiologische Beobachtungen. Leipzig. Breitkopf & Härtel. 1880.

8. Albert Moll: „Der Hypnotismus". Berlin. Kornfeld. 1889.

würde sicher in ähnlicher Weise auch gelingen — ob derartiges bereits versucht wurde, ist uns nicht bekannt — Heterosexuellen homosexuelle Libido einzuflößen. Würde man nun aber aus der Umwandlung heterosexueller Empfindungen den Schluß ziehen, daß der Trieb der Männer zum Weibe nicht angeboren, sondern erworben sei? Mit nichten, ebensowenig kann man es dann aber auch aus den hypnotischen „Heilungen" Homosexueller. Ich teile nicht die pessimistische Ansicht Binswangers [1])

9. A. Forel: Der Hypnotismus, seine psychologische, medizinische, strafrechtliche Bedeutung etc. Stuttgart. Enke. 1895. (III. Aufl.)

10. Ewald Hecker: Hypnose u. Suggestion im Dienste der Heilkunde. Wiesbaden. Bergmann. 1893.

11. Otto Stoll: Suggestion und Hypnotismus in der Völkerpsychologie. Leipzig. Koehler. 1894.

12. Wetterstrand: „Der Hypnotismus". Wien und Leipzig. 1891. S. 31.

13. J. M. Charcot: „La foi qui guérit". Revue hebdomadaire. Tome VII. Déc. 1892.

14. Reinhold Gerling: Der praktische Hypnotiseur. Berlin. Möller. III. Aufl. 1902.

15. Zeitschrift für Hypnotismus. Seit dem Jahre 1893 herausgegeben von A. Forel u. O. Vogt. Leipzig. Barth.

Wie weit sich unter bestimmten Verhältnissen die ganze Persönlichkeit unter hypnotischem Einfluß umgestalten kann, zeigt die noch so geheimnisvolle Erscheinung des doppelten Bewußtseins. Man findet darüber näheres in:

1. Max Dessoir: Das Doppel-Ich. Leipzig. Günther. 1890.

2. Azam: Hypnotisme et double conscience. Paris. Alcan. 1893.

3. Uson Osgood: „Duplex personality" Journ. nerv. and ment. diseases. Spt. 1893.

4. Freiherr v. Schrenck-Notzing: Über Spaltung der Persönlichkeit etc. Wien, Hölder, 1896.

Endlich auch in:

Robert Macnish: „The philosophy of sleep", Glasgow und London.

[1]) Binswanger: Verwertung der Hypnose in Irrenanstalten. Therap. Monatshefte 1892. Heft 3 u. 4, S. 167.

„daß den Aussagen der an perverser Sexualempfindung Leidenden über Erfolge in der Hypnose kein Glauben beizumessen sei,“ umsomehr stimme ich aber Krafft-Ebing, der — gleich groß als Kenner der Hypnose und der Homosexualität — erklärt,[1]) daß selbst die dauerndsten Erfolge der Hypnose „nicht auf wirklicher Heilung, sondern auf suggestiver Dressur beruhen“; „es seien bewunderungswürdige Artefakte hypnotischer Kunst, keineswegs Umzüchtungen der psychosexualen Existenz.“ Krafft-Ebing führt, als bezeichnend dafür, den glänzendsten Heilerfolg Schrenck-Notzings an, dessen Repräsentant nach vollendeter „Heilung“ von sich selbst sagte: „Ich fühle immer eine gewisse, nicht zu überwindende Schranke, die nicht auf moralischen Gründen basiert, sondern, wie ich glaube, direkt auf die Behandlung zurückzuführen ist.“ Der Verfasser der Psychopathia sexualis schließt diese Bemerkungen mit dem Satze: „Jedenfalls beweisen solche „Heilungen“ (die hier und vorher bei diesem Wort angebrachten Anführungsstriche finden sich im Original) nichts gegen die Annahme des originären Bedingtseins der konträren Sexualempfindung.“ Ich selbst habe sehr viele Urninge gesehen, die sich vergeblich hypnotischen Kuren unterzogen haben. Mir ist ein Jüngling im Gedächtnis von so femininer Beschaffenheit, daß außer dem eigentlichen Genitalapparat auch nicht das geringste männliche an ihm zu entdecken war. Derselbe hatte sich über ein Jahr erfolglos bei einem süddeutschen Kollegen hypnotisieren lassen. Ich kenne persönlich nur einen Homosexuellen, der mir mitteilte, daß er sich durch die suggestive Behandlung des Kollegen Fuchs in Wien von seinem gleichgeschlechtlichen Triebe befreit fühle. Doch, wie gesagt, wenn auch hundert solcher Heilberichte vorliegen würden, sie würden nicht

---

[1]) Psychop. sex. S. 311 ff.

das Erworbensein der konträren Sexualempfindung erweisen, abgesehen davon, daß die Realsuggestionen, die das Leben dem homosexuell Veranlagten erteilt, die Auto- und Fremdsuggestionen, die fortgesetzt auf ihn wirken, viel stärker sind, als die Verbalsuggestionen eines noch so befähigten Arztes. Wären äußere Einflüsse imstande, die Triebrichtung zu ändern, so müßte der gleichgeschlechtliche Trieb längst erloschen sein.

Wie sehr ist die ganze Erziehung darauf gerichtet, aus dem urnischen Knaben einen Vollmann zu entwickeln; zu Hause und in der Schule wird er genau so wie die anderen normalen Kinder erzogen, schon früh wird ihm alles förmlich als Schande, zum mindesten als Unschicklichkeit, ausgelegt, was man als dem anderen Geschlechte zukömmlich ansieht. Fangen dann die Kameraden oft schon mit dreizehn, vierzehn Jahren an, für das Weib zu schwärmen, so gibt sich der homosexuelle Jüngling die größte Mühe, es den andern nachzutun, er schämt sich förmlich, daß er noch „keine Flamme" hat und ihm kein Name einfallen will, wenn es im Rundgesange heißt: „Bruder, Deine Liebste heißt?" Sehr häufig tritt auch die erste sexuelle Verführung von weiblicher Seite, namentlich durch Dienstmädchen, ein. Aber so wenig ein Heterosexueller durch die ebenfalls nicht seltene erste geschlechtliche Erregung einer männlichen Person homosexuell wird, ebenso wenig wird ein Homosexueller dadurch weibliebend. Eine ganze Reihe von Urningen erklären auf das allerbestimmteste, daß sie sich genau erinnern, daß die erstmaligen Erregungsversuche vom anderen Geschlecht ausgingen. So schreibt einer unserer bedeutenderen Schriftsteller: „Ich lege das Hauptgewicht darauf, daß, trotzdem der erste sexuelle Anstoß weiblicher Art war — eine Kindsmagd verführte mich —, trotzdem mir das weibliche Geschlecht durch Erziehung von Jugend an sozusagen auf dem Präsentierteller gereicht wurde und

meine Lektüre nur die Weiberliebe verherrlichte — die Neigung zum männlichen Geschlecht doch eintrat, sobald ich des Zwanges ledig war.“ In der Tat ist auch die Suggestionskraft der gesamten Literatur, die in ihren Romanen und Epen, ihren Dramen und lyrischen Gedichten nahezu ausschließlich die normale Liebe zum Mittelpunkte hat, nicht imstande, den Trieb auf das Weib zu richten, seine Richtung ist unerbittlich und unveränderlich. Wenn es dem jungen Mann allmählich klar wird — was meist um das zwanzigste Jahr herum der Fall ist — daß sich sein Begehren von dem seiner Umgebung wesentlich unterscheidet, beginnt gewöhnlich ein Kampf gegen sich selbst, der an Stärke wohl kaum seines gleichen hat. Ein homosexueller Künstler berichtet: „Ich habe ganz furchtbar gekämpft mit Aufgebot meiner ganzen Willenskraft; vergebens; ich habe so gelitten, daß ich eine langjährige Nervenkrankheit bekam. Kaum genesen, begann der aufreibende Kampf von neuem. Als ich merkte, daß sich die ureigenste Natur nicht umwandeln läßt, verfiel ich in eine tiefe, lange Melancholie, die sich — obwohl ich nie äußere Konflikte hatte — bis zum ärgsten Lebensüberdruß steigerte etc.“ Ein Schweizer Uranier schreibt: „Von Jugend an bin ich hartnäckig gegen mich angegangen und habe mir die größte Mühe gegeben, meine Neigungen zu beherrschen. Es gelang mir hie und da, aber leider machte ich stets dieselbe Erfahrung; je länger ich anscheinend siegreich den Trieb unterdrückte, um so heftiger kehrte er auf einmal zurück. Hauptsächlich geschieht dies nachts beim plötzlichen Erwachen, wenn die Willenskraft durch den Schlaf vermindert ist. Was habe ich nicht alles angewandt: feste Entschlüsse und Gelübde, Ärzte zu Rate gezogen, Wasserkuren, Hypnose und Elektrizität, systematische Ablenkung der gefährlichen Gedanken durch körperliche Übungen, Ackerbau, Reisen, Militärdienst, Studien, Lesen etc. Ich opferte geliebte

Gegenstände; weder Religion noch Philosophie waren mir behülflich. Ich litt stark an Lebensüberdruß. Vier Jahre war ich leidenschaftlich in einen jungen Mann gleichen Alters verliebt, bis derselbe im 24. Jahre starb, ohne daß ich ihm jemals eine Äußerung machen durfte. Es war ein Höllenleben.“ Noch einen urnischen Arbeiter wollen wir hören: „Ich hatte von meinem 19.—21. Jahr ein sehr inniges und ideales Freundschaftsverhältnis, mein Freund war ein Jahr jünger als ich, von großer Lebhaftigkeit, Natürlichkeit und Fröhlichkeit. Nichts wäre imstande gewesen, uns zu trennen. — Da entdeckten seine Eltern in ihm den Urning und jagten ihn mit Schimpf und Schande aus dem Hause. Er ging nach Paris und ist seit 4 Jahren verschollen. O, diese elterliche Unvernunft! Damals lernte ich erkennen, daß auch ich voll und ganz zu jenen von der ehrbaren Welt Ausgeschlossenen gehöre, öfter als einmal war ich nahe daran, diesem jammervollen Leben ein Ende zu machen. Was ich infolge meiner urnischen Natur gekämpft und gelitten, vermag ich auch nicht annähernd zu schildern. Wenn ich nicht losknallte, so ist es wahrhaftig keine Feigheit gewesen, sondern allein die Erkenntnis hielt mich ab, daß ein größerer Mut dazu gehört, auszuharren, und daß nicht die Natur, sondern die kurzsichtige Menschheit in Verblendung den Fluch über uns geschleudert hat, welcher — ich sage leider — hundertfach auf sie zurückfiel, indem sie tausende von Menschen, deren geistige Tätigkeit für sie von größtem Nutzen gewesen wäre, zur Verzweiflung und in den Tod getrieben hat.“

Unter den Mitteln, die angewandt wurden, den homosexuellen Trieb auszurotten, steht die Religion obenan. Sehr viele Urninge haben jahrelang auf den Knieen gelegen und Gott um „Errettung“ angefleht. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl hat mitgeteilt, daß sie in diesem langen vergeblichen Ringen schließlich ihren Glauben

verloren haben. Ich zitiere zwei. Der eine — ein Arbeiter — schreibt: „Durch meine sehr fromme Mutter stark zur Religion erzogen, habe ich nach Erkenntnis meines seelischen Zustandes Gott in heißen Gebeten angefleht, er solle mir in meiner Not einen Ausweg zeigen. Als ich sah, daß sich trotz eiserner Beherrschung und ungeheurer Kämpfe mein Zustand nicht änderte, habe ich mein Gottvertrauen verloren." Ein zweiter berichtet: „Ich rang zu dem Gott, der mir in der Schule gelehrt war, mich von dem gleichgeschlechtlichen Triebe, den ich für sündhaft hielt, zu befreien. Der Himmel aber blieb taub. Ich kam mir oft vor wie ein Schiff, das mitten auf dem Ozean den Wellen preisgegeben ist. Obwohl ich in solchen Stunden dann niederkniete und im Gebete um Erlösung schrie, blieb ich verlassen. Schließlich gerieten darüber alle meine religiösen Anschauungen ins Wanken. Jetzt glaubte ich an nichts mehr. Ich kann nicht mehr glauben."[1]) Einige stark religiöse Naturen

[1]) Anmerkung: Vor kurzem schrieb mir zu diesem Punkt ein Ordensgeistlicher folgendes: Ich zweifle nicht daran, dass zahlreiche Urninge um ihrer Geschlechtsnatur willen den Glauben verlieren. Sie kommen allmählich dazu, sich selbst als lebendige Argumente wider die Bibel und wider die Lehren der Kirche zu betrachten. Man geht sicher nicht fehl, wenn man annimmt, dass der Anteil des Uranismus an dem Kampf gegen das kirchliche Prinzip von jeher ein sehr beträchtlicher gewesen ist. Andere werden Zweifler und Grübler. Auch homosexuelle Geistliche, und vielleicht diese gerade am meisten, gehen oft ihrer Glaubensfreudigkeit verlustig und kämpfen ihr Leben lang mit schweren Zweifeln. Je mehr die Reflexion über sich selbst ihr Innenleben beherrscht, um so schwerer wird es ihnen, die religiöse Disziplin ihrer Gedanken aufrecht zu erhalten. Wieder andere, und dahin dürften wohl ganz vorzugsweise Theologen gehören, regt das Geheimnis, das auf dem Grund ihrer Seele liegt, zu positiver Geistesarbeit an. Die Argumente aus dem Consensus communis und aus der Auctoritas doctrinalis, denen der Urning überhaupt mit einem für ihn naturgemässen Skeptizismus gegenübersteht, werden ihnen zum Gegenstand der Kritik und sie fangen

kommen nach langen vergeblichen Kämpfen zu der Überzeugung, daß ihr Zustand von Gott gewollt sein muß. Ein katholischer Graf sagt: „Die Annahme, meine Gleichgeschlechtlichkeit sei Sünde, Laster, Unnatur, erscheint mir als Beleidigung des allweisen Weltenschöpfers.“ Und ein protestantischer Pfarrer meint: „Wenn ich um meines mir eingepflanzten Triebes willen ein Verbrecher bin, dann ist es der Schöpfer, der mich als Verbrecher erschaffen hat. Das aber heißt doch, den Schöpfer einer Untat bezichtigen. Gott erschafft niemand als Verbrecher. Wer das sagt, lästert Gott.“ Einige wenige endlich besitzen die Kraft, sich durch die Religion zur Abkehr durchzuringen. Im unklaren über die Natur ihrer Neigungen, die sie als niedrige Fleischeslust empfinden, gelangen sie schließlich — meist nach Ablegung von Keuschheitsgelübden — zum Enthaltsamkeits- und Sittlichkeitsfanatismus. Ich behandele ein 25 Jahre altes Mitglied des weißen Kreuzes an hochgradiger Neurasthenie, an dessen Uranismus nicht der mindeste Zweifel besteht. Er zeigt die vier charakteristischen Stigmata, somatische, psychische Zeichen, große Abneigung gegen das Weib, das er noch nie berührte, und einen Freundschaftsenthusiasmus, über dessen geschlechtlichen Grundcharakter er nicht unterrichtet ist. Nachdem er viele Jahre masturbierte, hat er das Gelübde der Keuschheit abgelegt, das er seit drei Jahren durchführt.

---

an, energisch zwischen Dogma und Schulmeinung, zwischen kulturell bedingter äusserer Form und wesentlichem Inhalt, zwischen objektivem und subjektivem Christentum zu unterscheiden. Sie betonen das Recht der Naturwissenschaft und der weltlichen Wissenschaft überhaupt sowie die Notwendigkeit des Anschlusses an sie, sie verurteilen die übertriebene Berücksichtigung der Tradition und ihrer Auffassungen, sie bekennen sich zum Grundsatz „des durch das Naturgesetz verbürgten Rechtes auf die ganze Wahrheit“, sie werden notwendig dahin gedrängt, wo das Losungswort „Reform“ und „Fortschritt“ ausgegeben ist.

Noch weniger wie die Religion ist das Gesetz im Stande, die Homosexualität nennenswert einzuschränken. Selbst die drohende Todesstrafe, die in einigen Ländern früher auf dieser Art der Liebe ruhte, vermochte die Urninge trotz ihrer Ängstlichkeit nicht abzuschrecken. Die übereinstimmende Erfahrung von Leuten, die wirklich im Stande sind, darüber ein Urteil abzugeben, stellen es ganz außer Zweifel, daß homosexuelle Handlungen in gleicher Häufigkeit vorkommen, ob Gesetze bestehen oder nicht; so sind diese Akte in Deutschland und England keinesfalls seltener, nach Ansicht vieler Urninge sogar eher häufiger als in Holland und Frankreich, wo die entsprechenden Paragraphen gestrichen sind. Mir teilten Homosexuelle mit, daß ihr Hauptgedanke im Gefängnis die Sehnsucht nach dem Freunde war, durch dessen Umgang sie ihre Freiheit verloren hatten. Wiederholt habe ich von urnischen Richtern gehört, wie sehr sie gerade unter dem Konflikt zwischen ihren Berufspflichten und den eigenen Trieben zu leiden hatten. Ein noch junger Jurist schrieb mir: „Einmal hatte ich, selbst homosexuell, als Staatsanwalt gegen Homosexuelle zu plaidiren, einmal als Richter über einen Homosexuellen zu urteilen, einmal über mir bekannte Homosexuelle, darunter war ein guter Freund und einer, mit dem ich oft geschlechtlich verkehrt, als Richter mitzuurteilen wegen Vergehen gegen § 175. „Letztere Zwangslage wurde mir erspart, indem ich mich durch einen anderen Richter vertreten ließ."

Auch der Verlust der Lebensstellung nützt nichts, ebenso wenig schützen die Erpressungen, von deren Furchtbarkeit und Ausdehnung sich niemand eine Vorstellung machen kann, da ja nur ein ganz verschwindender Bruchteil an die Öffentlichkeit gelangt. Es ist das Gleiche wie mit venerischen Ansteckungen, unehelichen Schwängerungen etc. der Heterosexuellen, von denen wir ja auch

wissen, daß sie trotz der entstehenden Unannehmlichkeiten, vor Wiederholung normalsexueller Akte mit zweifelhaften Personen selten abhalten.

Der Konflikt mit der Familie, unter dem der gefühlvolle Urning ganz besonders heftig leidet, vermag ebenfalls nichts. Am ehesten scheinen noch die Mütter für das abweichende Empfindungsleben der Söhne Verständnis zu haben. Ein Urning erzählte mir einmal, daß, als seine Mutter auf dem Sterbebette lag und ihre fünf Kinder mit dem Gatten um sich versammelt hatte, sie als letzten ihn zu sich herabzog, ihn länger umarmte als alle andern und mit sterbender Stimme sagte: „Grüße mir Deinen Freund." „An dem Blick, mit dem sie mich dabei ansah," schloß der Mann, „merkte ich, daß meine Mutter, mit der ich nie darüber gesprochen, alles wußte."

Als eines der wirksamsten Mittel zur Bekämpfung homosexueller Triebe wird von manchem der Geschlechtsverkehr mit dem Weibe und die Eheschließung angesehen. Schrenck-Notzing rät [1]) sogar: „Man bestimme solche Individuen (gemeint sind Urninge) temperamentvolle Frauen mit lebhaftem Geschlechtstrieb zu heiraten." Ich kenne unter vielen Hunderten auch nicht einen einzigen, der durch den heterosexuellen Verkehr seines Triebes Herr geworden wäre, im Gegenteil, der inadäquate, oft erzwungene Verkehr scheint oft einen Anreiz zu geben, die subjektiv natürliche Befriedigung zu suchen. Es stimmt diese Erfahrung damit überein, daß von Normalsexuellen den Urningen gegenüber oft angegeben wird, ein homosexueller Akt reize sie zu heterosexuellem Verkehr.

Die Regelung der Lebensweise sowie physikalische, diätetische und pharmakologische Medikationen sind wohl imstande, hie und da das Beherrschungsvermögen, die Willenskraft, die Triebstärke günstig zu beeinflußen, nie

[1]) a. a. O. S. 205.

aber den Trieb selbst in seiner Richtung abzuändern. Auch in Spezialheilanstalten, die Bloch und andere für Homosexuelle vorschlagen, dürfte schwerlich jemand „geheilt“ werden. Mir ist ein junger Kollege bekannt, der auf Veranlassung seines Vaters, der ebenfalls Arzt ist, zur Behandlung in eine geschlossene Anstalt ging, nach einigen Wochen aber bereits vom Chefarzt gefragt wurde, ob er nicht lieber als Assistenzarzt der Heilanstalt angehören wolle, ein Vorschlag, der acceptiert wurde. Ich kenne Homosexuelle, die aus therapeutischen Gründen eine sehr energische Sportstätigkeit entfalteten, andere, die Vegetarier, wieder andere, die alkoholabstinent wurden, ohne daß sie die Richtung ihres Triebes im geringsten beeinflußen konnten.

Als ein etwas besseres Mittel wirkt intensiv geistige Arbeit, durch die viele sich zu betäuben suchen. Daß zwischen geistiger und geschlechtlicher Betätigung eine Art Gegensatz besteht, ist ja seit langem bekannt. Besonders scheint die rein verstandesgemäße Tätigkeit, wie sie sich beispielsweise bei den großen Philosophen vorfindet — man denke an das große Dreigestirn des XIX. Jahrhunderts, Kant, Schopenhauer, Nietzsche — die Asexualität zu begünstigen; eine dauernde Unterdrückung oder Ablenkung des Geschlechtstriebes gelingt aber nur verschwindend wenigen, ja es scheint, als ob gewisse Arten geistiger Produktion, die mehr im Gefühlsleben wurzeln, also künstlerische, sogar einer Steigerung der Libido eher förderlich sind.

Alles in allem kann man sagen, daß der homosexuelle Trieb durch gewisse Umstände wohl in seiner Gewalt beeinflußbar, aber an und für sich völlig unausrottbar ist, geschweige denn, daß es möglich ist, ihn in einen heterosexuellen umzuwandeln.

So wenig äußere Faktoren den homosexuellen in einen heterosexuellen Trieb abändern können, genau so

wenig können sie aber auch den Heterosexuellen — wie es die Anhänger der Erwerbstheorie glauben — homosexuell machen. Die von uns angeführten Tatsachen stehen im denkbar größten Widerspruch zu der Meinung Blochs, daß der Geschlechtstrieb durch Gelegenheitsursachen ganz außerordentlich bestimmbar sei und daß wir im Variationsbedürfnis das „Ur- und Grundphänomen des Geschlechtslebens" zu suchen haben.[1]) Geben äußere Einwirkungen für psychologische Zustände fast niemals einen zureichenden Erklärungsgrund, beruhen, wie — wenn ich nicht irre — Möbius einmal sagt, „Erklärungen aus dem Milieu fast stets auf Oberflächlichkeit", so trifft dies in hervorragendem Maße bei einem Triebe zu, der, wie wir sahen, aufs innigste mit der ganzen Persönlichkeit verwachsen ist, der vielleicht sogar die Basis aller übrigen psychischen Erscheinungen bildet. Die zuerst von Binet in der Revue philosophique (Paris 1887. Nr. 8) aufgestellte, später in ähnlicher Weise oft wiederholte Vermutung, daß die konträre Sexualempfindung durch „pathologische Associationen" in frühester Kindheit, durch „einen „choc fortuit", ein psychisches Trauma bedingt sei, ist eine bisher durch kein Tatsachenmaterial erhärtete Hypothese. Wenn es wirklich lediglich darauf ankäme, ob jemand die erste Erektion durch ein Weib oder durch einen Mann gehabt hat, dann müßte die Zahl der Homosexuellen weit größer sein, da nachweislich in den Schulen sehr viele zuerst gleichgeschlechtlich erregt werden. Wie soll aber ein derartiger choc die doch meist im Vordergrunde stehende negative Seite der Erscheinung, die Abneigung gegen das Weib, erklären und wie vor allem soll er imstande sein, eine solche Umgestaltung der ganzen körperlichen und geistigen Beschaffenheit hervorzurufen, wie sie doch beim Homosexuellen die Regel bildet? Ich

[1]) a. a. O. Band II. S. 364.

erinnere mich der Bemerkung eines Kollegen, dem ich einmal einen Homosexuellen vorstellte, der in jeder Linie seines Gesichts, in der kleinsten Bewegung, in der Stimme und im ganzen Gebaren den geborenen Urning verriet. Der Kollege rief mit feiner Ironie aus: „Wie stark muß bei dem Manne der choc fortuit gewesen sein!"

Würden wir übrigens annehmen, was ich für ganz ausgeschlossen halte, daß eine occasionelle Ideenassociation post partum den Geschlechtstrieb so fest zu determinieren und die ganze Individualität dementsprechend umzugestalten imstande wäre, so würde das nach allem früheren die Auffassung nicht beeinträchtigen können, daß es sich hier um eine unveränderlich normierte und unverschuldete Eigenschaft handelt. Im Widerspruch mit der soeben erwähnten Theorie steht die Ansicht derer, welche glauben, daß nicht sowohl der erste Eindruck, sondern mehr die Sucht nach Abwechslung, das Bedürfnis nach dem Neuen unter dem Einfluß „äußerer Reize" das Entscheidende sei (Bloch, II. B., S. 260 u. 364). Beide Ätiologieen haben das gemeinsam, daß sie Gelegenheitsursachen für Grundursachen, Anlässe für Bedingungen halten. Die geschilderten Reize sind gänzlich wirkungslos, wenn nicht die angeborene Anlage als das wahre ätiologische Moment vorhanden ist. Bloch hat das Verdienst, in seiner fleißigen Arbeit eine Reihe von Umständen zusammengestellt zu haben, die zur Manifestation des Triebes den Anstoß geben, von dessen Stärke es abhängig sein wird, ob er selbständig hervorbricht oder Gelegenheiten bedarf, die ihn aus dem Latenzstadium erwecken. Daß die zahlreichen angeführten Gründe — über 60 — unmöglich als ausreichend angesehen werden können, geht mit Sicherheit daraus hervor, daß es wohl überhaupt keinen Menschen gibt, der nicht im Leben einem oder mehreren der genannten Faktoren nachdrücklichst und wiederholt ausgesetzt war. Tatsächlich wird von diesen aber nur ein ganz kleiner Teil homo-

sexuell. Derselbe Reiz läßt den einen vollständig kalt oder beeinflußt ihn nur ganz vorübergehend, für einen andern bildet er das höchste Lustgefühl, und er beginnt sich dauernd homosexuell zu betätigen. Der Grund hierfür kann nur in der verschieden gearteten Psyche der Beteiligten gefunden werden, nur die unterschiedliche Konstitution kann bewirken, daß sich Menschen denselben Umständen gegenüber so unterschiedlich verhalten. Deßhalb ist das wesentliche die angeborene Beschaffenheit. Gerade daß diese äußeren Eindrücke, wie Bloch meint, mit solcher Leichtigkeit Homosexualität erzeugen, beweißt ja, eines wie geringen Anstoßes es bedarf, den vorhandenen Trieb zu erregen.

Es gibt nach Blochs Ätiologie der Psychopathia sexualis fast nichts, was nicht als Entstehungsursache der Homosexualität in Betracht gezogen werden müßte; es hat förmlich etwas Rührendes, zu beobachten, wie sich dieser eifrige Autor abmüht, alle nur möglichen äußeren Anlässe zusammenzutragen, und dabei an dem ausschlaggebenden inneren Faktor gänzlich vorübersieht. Unter den Dingen, die allein durch ihre Einwirkung Homosexualität erzeugen sollen, befinden sich vielfach die vollkommensten Gegensätze. So führt Bloch als Ursachen der Homosexualität an zu heißes (Bd. I. S. 21 u. 174) und zu rauhes (S. 33) Klima, Askese (S. 97) und Übersättigung (S. 67, S. 221), Ehelosigkeit (S. 61) und Vielweiberei (S. 170), Jugend (S. 52) und Greisenalter (S. 53), mangelnden (S. 38) und übermäßigen (S. 68) Geschlechtstrieb, Verehrung (S. 74) und Verachtung (S. 96) der Körperschönheit, Anblick des bekleideten (S. 141) und des nackten Körpers (S. 185, 221). Leben in Arbeiterwohnungen (S. 179) und bei Hofe (S. 179), in Fabriken (S. 184) und auf dem Lande (S. 51).

Als weitere ätiologische Momente, welche bei normalsexuellen gesunden Menschen zur Homosexualität führen

sollen, nennt Bloch Berufe, die mehr dem weiblichen Charakter entsprechen wie die der Köche, Friseure, Damenschneider, Damenkomiker (S. 65), sehr lebhafte oder irregeleitete Phantasie (S. 70) besonders beim Künstler (S. 74), religiösen Affektzustand[1]) (S. 78 ff). Abnormitäten der Genitalien[2]) (S. 126), übermäßige Kleinheit des membrum virile, abnorme Weite oder Kürze der Vagina (S. 127), Gonorrhoe (S. 127), Kastraten- und Eunuchentum (S. 128), körperlichen Hermaphroditismus (S. 130), Onanie (S. 132), chronischen Alkoholismus[3])

[1]) Anmerkung: Bloch erwähnt die mohamedanische Sekte der Sufis und zitiert F. v. Hellwald*), welcher berichtet, daß Tagyâldyn-Kaschy zu beweisen versuchte, daß nur ein Päderast ein großer Sufi sein könne. Bloch fügt diesem Zitat wörtlich hinzu: „Hier haben wir also bereits ein typisches Beispiel einer rein religiösen Entstehung und Ausübung der homosexuellen Befriedigung des Geschlechtslebens." Diese kühne Hypothese erinnert stark an die später (S. 117) ebenfalls von Bloch erwähnte Vermutung von Baas**), daß die Beschneidung weniger eine hygienische Maßregel sei als vielmehr in der fetischistischen Verehrung der Präputien („Fetischoperation") ihren Grund habe. Von S. 120 ab verbreitet sich der Autor noch ausführlich über die „religiöse Homosexualität" und gibt der Meinung Ausdruck — ohne sie allerdings durch Tatsachen zu begründen — daß man anfangs wohl weibische, homosexuell empfindende Menschen gern zu Priestern bestimmt habe, deren Neigungen dem primitiven Menschen als etwas besonders Dämonisches erschienen seien, später habe man wohl auch solche künstlich gezüchtet, besonders in gewissen Sekten religiöser Fanatiker.

*) Hellwald: Kulturgeschichte. Augsburg 1875. S. 511.

**) H. Baas: Die geschichtliche Entwickelung des ärztlichen Standes. Berlin 1896. S. 7.

[2]) S. 126 heißt es wörtlich: „Auch die Phimose kann direkt homosexuelle Zustände erzeugen."

[3]) S. 137 heißt es: „Es ist sehr bezeichnend, daß in Zansibar das Suaheli-Wort „Walevi" = Säufer direkt für Päderast gebraucht wird."

(S. 137), Opiumgenuß (S. 138) [1]), Haschischgebrauch (S. 138), Effemination in Tracht und Sitte (S. 161), Bedürfnis nach Variation in den sexuellen Beziehungen, welches sich zum geschlechtlichen Reizhunger steigern kann (S. 166), Wüstlingtum, Don-Juanismus, Müssiggang und Blasiertheit (S. 171), direkte Verführung, besonders durch Aufsichtspersonen (S. 174) und in Bordellen (S. 177), sowie durch andere Urninge (S. 238), Zusammenwohnen gleichgeschlechtlicher Personen in Kasernen (S. 179), Schulen, Pensionaten (S. 180), Kadettenhäusern, Harems (S. 182), Mönchs- und Nonnenklöstern, Gefängnissen (S. 183), großen Hôtels (S. 184) und Theatern (S. 185), die öffentlichen Bedürfnisanstalten (S. 185), den Anblick tierischer Geschlechtsakte sowie das intime Zusammenleben mit Tieren (S. 186), die erotische und obscöne Litteratur [2]) (S. 188), auch nicht obscöne Werke wie die Bibel und die Schriften der Kirchenväter (S. 189), den Anblick geschlechtlich erregender Kunstwerke (S. 200), die Betrachtung des eigenen Spiegelbildes [3]) (S. 201), obscöne Photographien (S. 202 ff. und Bilder [4]) (S. 302), obscöne Täto-

---

[1]) S. 138 sagt Bloch: „H. Libermann (les Fumeurs d'Opium en Chine. Etude medicale Paris 1862. S. 63 ff.) führt daher wohl nicht mit Unrecht die Verbreitung der Homosexualität in China auf den Opiumgenuß zurück."

[2]) S. 196 heißt es: „Die ätiologische Bedeutung derartiger Lektüre für die Genesis geschlechtlicher Verirrungen wird vor allem dadurch erwiesen, daß die meisten geschlechtlich abnormen Individuen eifrige Leser solcher Werke sind."

[3]) S. 201: „Unter Umständen kann die Darstellung des eigenen nackten Ich im Spiegelbilde die Phantasie in abnormer Richtung beeinflußen, besonders bei noch undifferenziertem geschlechtlichem Empfinden und bei Unkenntnis des anderen Geschlechts."

[4]) S. 208 erklärt Bloch wörtlich, „daß die große Verbreitung der obscönen Bilder mit ihren Darstellungen aller geschlechtlichen Verirrungen, perversen Akte und scheußlichster Unzucht einen unverhältnismäßig größeren Anteil an der Genesis und zunehmenden Häufigkeit der sexuellen Perversionen hat, als irgend eine angeborene oder auch nur durch Krankheit erworbene Anlage."

wirungen (S. 210), ferner den Besuch von Museen mit antiken und modernen Statuen, noch mehr aber der sogenannten anatomischen Museen mit plastischen Nachbildungen männlicher und weiblicher Geschlechtsteile (S. 210), sowie der öffentlichen Kunstausstellungen (S. 212), auch Ballette, Tänze, gewisse Darbietungen im Zirkus, Spezialitätentheater, lebende Bilder, Poses plastiques heroischer oder idyllischer Natur, sowie den Anblick von Männern in Damen- und Mädchen in Männerkleidern (S. 214), weiterhin die zufällige Beobachtung männlicher Genitalien z. B. des väterlichen Membrums (S. 221), eigene abstoßende Häßlichkeit (S. 222), Furcht vor venerischen Leiden (S. 223), abnorme Beschaffenheit der Analgegend (S. 224), Analmasturbation (S. 224).[1]) Flagellation der Analgegend (S. 227), Annahme männlicher Lebensführung namentlich bei Prostituierten (S. 232), umgekehrt weibliche Angewohnheiten bei Männern[2]) (S. 233), die Mysogynie des Lebemannes (S. 235), die männliche Prostitution (S. 241). Als besondere Ursachen der weiblichen Homosexualität führt Bloch an einmal die „mutuelle Masturbation der Clitoris cum digito et lingua“ (S. 244), „den Überdruß am Manne, den Widerwillen gegen den Verkehr mit dem Manne“ (S. 244 und 245), den Wunsch mancher Männer, besonders der voyeurs (S. 247)

---

[1]) S. 226 beruft sich Bloch auf Leo Taxil, der in seinem Buche „La corruption fin-de-siècle Paris 1894 S. 245 berichte, „es gäbe Subjekte, die sich in coitu cum femina von deren Zuhältern gleichzeitig pädicieren ließen“ und fügt dann seinerseits wörtlich hinzu: Hieraus entwickelt sich dann naturgemäß häufig genug ein gleichgeschlechtlicher Verkehr, der den ehemals heterosexuellen Wüstling zu einem typischen Urning stempeln kann.“

[2]) S. 233 behauptet Bloch: „Der wirkliche „Weibling“ wird meist künstlich gezüchtet“ und S. 235: „Es ist kein Zufall, daß Komiker, die Frauenrollen darstellen, fast stets homosexuell sind. Diese scheinbar rein äußerliche Effemination vermag eben den ganzen inneren Menschen umzuwandeln.“

und last not least die moderne Frauenbewegung (S. 248), von der er sagt: „Einen meines Erachtens nicht unbedenklichen ätiologischen Faktor in der Genesis der Tribadie bildet die moderne Frauenbewegung, die das Weib auf sich allein stellt, männlich empfindende Charaktere züchtet etc." — Bloch beschließt seine sorgsame Aufzählung, in der wohl nichts übergangen ist, was für die Erwerbstheorie in Frage kommen könnte, mit dem Satz (S. 249): „Wir haben erfahren, daß in der großen Mehrzahl der Fälle die gleichgeschlechtliche Liebe aus äußeren occasionellen Momenten entspringt, daß eine originäre Anlage zu derselben sehr unwahrscheinlich, jedenfalls sehr selten ist".

Der Beweis, daß diese „äußeren occasionellen Momente" unmöglich für die Entstehung der Homosexualität genügen können, ist sehr leicht zu erbringen. Man kann die von Bloch aufgeführten Erwerbsmöglichkeiten unschwer in drei Gruppen teilen.

In der ersten Abteilung sind die zahlreichen Dinge unterzubringen, die viel zu allgemein verbreitet sind, um überhaupt als einigermaßen vollgiltiger Grund in Frage kommen zu können. Da Millionen und aber Millionen Menschen tierische Geschlechtsakte erblicken oder eine Bedürfnisanstalt benutzen, unter hundert Menschen aber nur einer homosexuell ist — nach Bloch sind es noch viel weniger — so kann nach allen Gesetzen der Logik hier unmöglich ein Causalnexus statuiert werden. Wenn von den vielen, die im heißen oder rauhen Klima, in Arbeiterwohnungen oder bei Hofe leben, die eine sehr lebhafte Phantasie oder ein sehr religiöses Gemüt besitzen, die öffentliche Kunstausstellungen oder Museen aufsuchen, in Schulen und Pensionaten zusammenwohnen oder sich nackt im Spiegel erblickt haben, nur ein ganz verschwindend kleiner Prozentsatz Urninge sind, so müssen die genannten Umstände einer anderen Causalität gegen-

über völlig irrelevant sein. Dasselbe gilt auch von der Onanie. Berücksichtigen wir, daß sich unter 100 Personen 99 Onanisten befinden, unter diesen 99 aber nur ein Homosexueller, so werden wir niemals die Onanie als hinreichenden Grund für den homosexuellen Trieb ansehen dürfen. Es sei hier übrigens angesichts der immer wiederkehrenden Betonung dieser angeblichen Entstehungsursache betont, daß der wohl größte Sachverständige auf diesem Gebiet, Rohleder, in seiner trefflichen Monographie: „Die Masturbation" die Onanie wohl als eine Folgeerscheinung der konträren Sexualempfindung hervorhebt, von einer Entwickelung der letzteren aus der Onanie aber nichts zu berichten weiß [1]).

Wir sind damit bei der zweiten Gruppe angelangt, bei den nicht weniger zahlreichen Momenten Blochs, bei denen die Verwechslung von Ursache und Wirkung unverkennbar ist. Nicht aus der Ehelosigkeit oder Impotenz eines Menschen entsteht seine gleichgeschlechtliche Neigung, sondern diese hat seine Ehelosigkeit zur Folge, ebenso ist der Widerwillen der Frau vor dem Manne nicht die Ursache, sondern eine Wirkung ihrer homosexuellen Natur. Auch bedingt nicht die weibliche Kleidung eine Umgestaltung des inneren Menschen, sondern der innere Mensch verschafft sich die Kleidung, die ihm zusagt. Die Ursache des Charakters liegt also nicht in der Tracht, sondern die Ursache der Tracht im Charakter des Menschen. Ebenso ist es mit dem Beruf des Urnings. Er wird nicht feminin, weil er Frauenrollen spielt, sondern, weil er feminin ist, bevorzugt er Frauenrollen. An homosexuellen Kunst- und Literaturwerken wird nur derjenige Interesse nehmen, der dafür empfänglich ist. Dem Normalsexuellen

---

[1]) Dr. med. Hermann Rohleder. Die Masturbation, eine Monographie für Ärzte und Pädagogen. Berlin. Fischers mediz. Buchhandlung 1899. Seite 65 und 287.

wird ein urnischer Roman gleichgültig oder abstoßend sein. Wer keine Jünglingsphotographieen liebt, wird sich auch keine kaufen.

Die dritte Rubrik endlich umfaßt alle jene Behauptungen, die gänzlich eine Kenntnis des Homosexuellen vermissen lassen. Wenn Bloch nur 200 Homosexuelle untersucht haben würde, hätte er ganz sicherlich nicht geschrieben, daß Abnormitäten der Genitalien, abnorme Beschaffenheit der Analgegend, abstoßende Häßlichkeit oder gar chronischer Alkoholismus zur Homosexualität führen können. Es entspricht einfach nicht den Tatsachen, daß der Durchschnitt der Homosexuellen häßlicher, trunksüchtiger oder im höheren Maße mit Genitalanomalien behaftet ist, wie der Durchschnitt der Normalsexuellen. Manche der angegebenen Gründe lassen sich unter zwei Gruppen rubrizieren. So sind die Anhängerinnen der Frauenbewegung viel zu zahlreich im Verhältnis zu der Menge urnischer Frauen, als daß dieser Emanzipationskampf — so sehr er immerhin in der Häufigkeit sexueller Zwischenstufen seine Stütze findet — einen ausreichenden Erklärungsgrund abgeben könnte, andererseits besitzen allerdings gerade die homosexuellen Frauen Eigenschaften, die sie zu besonders aktiven Vorkämpferinnen für die Rechte der Frau befähigen. Diese Qualifikation ist aber nicht die Ursache, sondern lediglich die Folgeerscheinung ihres Uranismus. Daß aus der Verführung, dem Variationsbedürfnis und dem Wüstlingtum nie ein homosexueller Geschlechtstrieb entstehen kann, haben wir bereits oben sehr eingehend auseinandergesetzt. Wenn übrigens Bloch, Hoche u. a. so oft betonen, daß ein Normalsexueller aus „Reizhunger“ homosexuell werden könne, so bleiben sie stets den Beweis schuldig, worin denn die Reizsteigerung hier bestehen soll. Welche Vorteile oder Vorzüge bietet denn dem Homosexuellen der Verkehr mit demselben Geschlecht, welcher doch im Gegenteil an seine psychische

Potenz mindestens so hohe Anforderungen stellt, als der Umgang mit dem Weibe?

So gelangen wir denn auch, indem wir sämtliche Ursachen, die für das Erworbensein der c. S. in Betracht kommen, leicht als nicht stichhaltig oder nicht ausreichend widerlegen können, per exclusionem zu dem Schlusse, daß die Homosexualität nicht erworben, sondern nur in der angeborenen Konstitution des Menschen begründet sein kann.

IV. Die Naturnotwendigkeit der Homosexualität.

Es ist ein Beweis für das Natürliche und Ursprüngliche einer Erscheinung, wenn sich dieselbe in eine fortlaufende Reihe verwandter Naturerscheinungen so einfügt, daß ihr Mangel geradezu einen Ausfall in der lückenlosen Linie bedeuten würde. Für die Erscheinung der Homosexualität trifft dies im vollsten Umfange zu. Es wäre sehr merkwürdig, wenn von den fließenden Übergängen, die sich an jedem Organ, an jeder Funktion von einem zum anderen Geschlechte führend nachweisen lassen, der Geschlechtstrieb ausgenommen wäre. Wenn sämtliche männliche Eigenschaften gelegentlich vereinzelt oder in größerer Anzahl bei einem Weibe und umgekehrt sämtliche weiblichen beim Manne auftreten können, woran auch nicht mehr der mindeste Zweifel bestehen kann, so würde es etwas ganz Außerordentliches sein, wenn der Geschlechtstrieb hier die einzige Ausnahme bilden sollte. Das Nichtvorhandensein der Homosexualität würde ein viel größeres Wunder gewesen sein, wie ihre Existenz, die vielen befremdlicher und naturwidriger erscheint, wie das gelegentliche Vorkommen eines wohl entwickelten Bartes beim Weibe oder milchgebender

Brüste [1]) beim Manne. Wie man nach den Atomgewichten die im periodischen System der Elemente noch fehlenden Stoffe vorausberechnen konnte, ehe man sie fand, wie man aus den Abständen der Planeten die Stelle und die Umlaufsbahn des Neptun beschrieb, ehe man ihn entdeckte, wie man die Zwischenstufen zwischen den Vögeln und Reptilien eingehend schilderte, ehe man im Solenhofer Kalkschiefer auf den Archaeopteryx stieß, so hätte ein gescheiter Kopf die Homosexuellen nachweisen können, ehe er sie von Angesicht zu Angesicht sah. Keine Erscheinung steht in der Natur isoliert da, jede zeigt die vielseitigsten Verbindungen mit den übrigen Naturkörpern, überall gibt es Übergänge; wie zwischen dem Kinde und dem Erwachsenen der Jüngling und die Jungfrau, so bildet zwischen Mann und Weib der Urning und die Uranierin eine Naturnotwendigkeit. Man hätte vermutlich diese Übergangsreihen viel eher erkannt und gewürdigt, wenn sie sich nicht auf jeden Geschlechtscharakter für sich beziehen könnten, ohne daß entsprechend die anderen miteinbezogen sind, dadurch entsteht ja eben die ungeheure Variation und kaum zu übersehende Mannigfaltigkeit. Im Grunde genommen ist jeder Mensch erst durch das ihm innewohnende Mischungsverhältnis männlicher und weiblicher Teile verständlich. Selbst im gröberen ist die Verschiedenartigkeit und Menge der Abweichungen so groß, daß alle Versuche, die körperlichen und geistigen Zwischenstufen in eine bestimmte Ordnung zu bringen, [2]) gescheitert sind. Zwischen

---

[1]) Milchgebende Männer werden bereits von Alexander von Humboldt und Bonplandt erwähnt in der „Reise in die Äquinoctialgegenden des neuen Kontinents in den Jahren 1799—1804. 2. Teil. Stuttgart und Tübingen 1818. S. 40 ff.

[2]) Derartige Klassifizierungs-Versuche wurden unternommen von:

1. Leonidas, Chirurg in Alexandrien, im 3. Jahrhundert, dessen Werke verloren sind; seine Einteilung wird angeführt von Aëtius,

den echten, Pseudo- und psychischen Hermaphroditen, den scheinbar rein somatischen und anscheinend rein geistigen Formen sind keine sicheren Grenzen zu ziehen. Mit der Menge wissenschaftlicher Beobachtungen hat sich das System mehr und mehr kompliziert, um sich schließlich dahin zu vereinfachen, daß im Grunde genommen jeder Fall in der Unsumme der Zwischenstufen einen Fall für sich, eine Klasse für sich, ein Geschlecht für sich bildet.

Der Vollmann und das Vollweib sind in Wirklichkeit nur imaginäre Gebilde, die wir nur zu Hilfe nehmen müssen, um für die Zwischenstufen Ausgangspunkte zu

---

der in der Mitte des 6. Jahrhunderts in Mesopotamien lebte. Seine Angaben finden sich zitiert bei Haller· Bibliotheca chirurg. Basil. 1774. T. L. p. 79.

2. Ulisse Aldrovandi, Monstrorum historia, Bononiae 1642, von Ambrosini veröffentlicht. Früher hatte Aldro.andi, der 1605 starb, erklärt, eine Klassifizierung der Hermaphroditen sei wegen der von den Autoren beschriebenen großen Zahl und Verschiedenheit der Formen unmöglich. Einer seiner Vorgänger, Argelata Pietro, Venezia 1499, erklärte in seiner Chirurgia den Hermaphroditismus für eine „unerklärliche und abscheuliche Affektion bei den Menschen".

3. Pierre Dionis, Cours d'opérations de Chirurgie. Bruxelles 1708, p. 197. Er befürwortete das auch noch im 19. Jahrhundert wieder vorgebrachte Gesetz, daß die Hermaphroditen sich für eins der beiden Geschlechter entscheiden, und es ihnen verboten sein sollte, das nicht gewählte zu gebrauchen.

4. Albrecht v. Haller, Comm. Göttingen. 1752. T. I. 1751 hatte Haller eine Schrift verfaßt: An dentur hermaphroditi?

5. H. A. Wrisberg, Commentatio de singulari genitalium deformitate in puero hermaphroditum mentiente cum quibusdam observationibus de hermaphroditis. Göttingen 1796. Par. 19. S. 541—542.

6. J. Fr. Meckel, Handbuch der pathologischen Anatomie. Zwitterbildung, Leipzig, 1816. Bd. 2, Abt. 1, S. 196—221.

7. R. Lippi, Bizarre formi degli organi della riproduzione di due individui della specie umana. Firenze 1826.

8. Johannes Müller, Bildungsgeschichte der Genitalien. Düsseldorf 1830.

besitzen. Einen hundertprozentigen Mann gibt es nicht, solange noch jeder die Brustwarzenrudimente und den uterus masculinus aufweist, wohl aber einen, der zu 95, 94, 93 etc. % männlich, zu 5, 6, 7 etc. % weiblich ist, die männlichen Qualitäten nehmen ab, und wir erreichen die Stelle, wo 50 % männliches und 50 % weibliches in einem Körper verbunden sind, von nun ab überragen die weiblichen Charaktere die männlichen bis wir ganz allmählich dicht an den Typus des Vollweibes gelangen, an dem vielleicht nur noch die Paradidymis an den Mann erinnert. Es ist durchaus nicht gesagt, daß ein Individuum, das zu 75 % weiblich, zu 25 % männlich ist „ein Weib“ sein muß, es kann ebenso gut „ein Mann“ sein, an dem alles, abgesehen von dem Membrum und seinen Adnexen, weiblich ist.

Was von dem Ganzen gilt, gilt auch von seinen Teilen. Wenn die Zellen des weiblichen und männlichen

---

9. E. F. Gurlt (Berlin), Lehre von der pathologischen Anatomie. 1832. S. 183 (34 Tafeln).

10. Isidore Geoffroy de St. Hilaire, Histoire des anomalies de l'organisation. Paris, 1836. T. II, p. 36.

11. Carlo Cotta, Alcune idee sull'ermafroditismo. Milano 1844. (Gazz. medico d. Milano.) T. III, S. 205.

12. A. Förster, Die Mißbildungen des Menschen. Jena 1861.

13. Edwin Klebs, Handbuch der pathologischen Anatomie. Berlin 1876. Bd. 1, Abt. 2, S. 736.

14. E. F. Gurlt, Über tierische Mißgeburten. Berlin 1877.

15. F. Ahlfeld, Die Mißbildungen des Menschen. 2. Abschn. Leipzig 1880. S. 243.

16. G. Pozzi, De l'ermaphroditisme. Gaz. hebdom. 1890. Nr. 30, p. 351.

17. Cesare Taruffi, Hermaphrodismus und Zeugungsfähigkeit, deutsch von Dr. R. Teuscher. Berlin 1903 (Barsdorf).

18. Die psychischen Hermaphroditen klassifizierte Krafft-Ebing. Psychopathia sexualis. Auch seine Klassen gehen unabgegrenzt ineinander über, ebenso wie die von Ulrichs aufgestellten Gruppen der Mannlinge und Weiblinge.



männlicher Typus



Verhältnis des Schulter- zum Beckengürtel

urnischer Typus

Organismus in ihrer Größe und Konsistenz Unterschiede aufweisen, was durchaus wahrscheinlich ist, so können wir sicher sein, daß es zwischen der einen und anderen Durchschnittsform zahllose Abstufungen gibt. Man mag jedes beliebige Stück am Menschen herausgreifen, stets wird man diesen ganz allmählichen Übergang leicht wahrnehmen können. Nehmen wir die kräftige, derbe Hand des Vollmann-Typus und die relativ und absolut kleinere, zartere, weichere Hand des weiblichsten Weibes, zwischen beiden gibt es eine Legion unmerklich in einander übergehender Formen. Das Durchschnittsbecken des Weibes und des Mannes weisen wesentliche Differenzen auf und doch sind auch hier die Zwischenformen so zahlreich, daß es bei ausgegrabenen Becken häufig sehr schwer hält, zu sagen, ob es ein männliches oder weibliches war, viele Becken, die der Gynäkologe als „allgemein verengte" bezeichnet, sind tatsächlich nur virile Becken. Dasselbe gilt vom Schädel, von den weiblichen und männlichen Brüsten, von der Schrift und Gangart der Geschlechter, von ihrem Fühlen, Denken und Wollen, stets wird man zwischen der spezifisch männlichen und typisch weiblichen Form die Zwischenstufen, die Überbrückung der Gegensätze ohne Schwierigkeiten entwickeln können.

Auch der Geschlechtstrieb besitzt eine männliche, also auf das Weib gerichtete und eine weibliche, also dem Manne zugeneigte Form. Die Reize der Außenwelt, die Objekte, die den Geschlechtstrieb passieren, sind an sich gleich, der Eindruck, den sie auf die Nervenendorgane, von wo sie hirnwärts projiziert werden, machen, ist derselbe; das von der hübschen Frau auf der Netzhaut entstehende Bild, die Klangwirkung ihrer Stimme auf das Gehör, die Fortleitung ihrer Ausdünstung auf das Geruchsorgan sind nicht verschieden. Auch die sensiblen Nerven, die von diesen, wie von allen Punkten der Körperoberfläche durch das centrum libidinosum

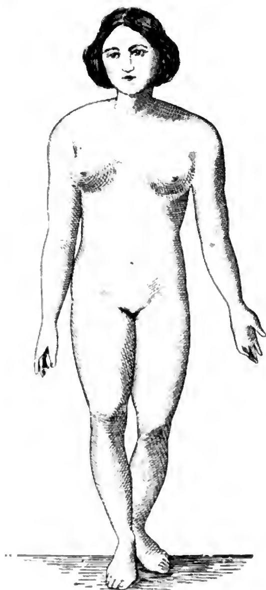


Urnischer Arbe



weiblichem Becken.

ziehen, sind anatomisch und physiologisch identisch, aber dieses Zentrum selbst muß verschieden bei Mann und Weib konstruiert sein. Auch der Urning sieht das Weib nicht „mit anderen Augen“ an, sondern mit einem anders gearteten Zentralorgan. Die motorischen Nervenbahnen, die von diesem Zentrum peripheriewärts ziehn, dürften ebenfalls bei beiden Geschlechtern nicht wesentlich von einander abweichen. Daß bestimmte Sinneseindrücke, die von dem erregenden Objekt ausgehen, bei manchen mit besonders starken Lustgefühlen verknüpft sind — die besonders vom Gesichts-, Gehörs- und Geruchssinn ausgehende fetischistische, sowie die vom Hautsinn wahrgenommene masochistische Reizung gehören hierher — sind angesichts der spezifischen Erregung des bestimmten Zentrums durch ein bestimmtes Geschlecht von ebenso untergeordneter Bedeutung wie die zentrifugale im Sadismus zum Ausdruck gelangende gelegentliche Steigerung und Störung sexueller Motilität. Worin die verschiedene Beschaffenheit des zentralen Organs anatomisch liegt, können wir um so weniger sagen, als ja



Allgemein verengtes weibliches Becken.

der Sitz desselben noch nicht lokalisiert ist. Vielleicht sind es auch nur Größenunterschiede, wie bei allen andern Geschlechtscharakteren, sodaß also etwa das Organ von einer bestimmten Größe nur durch weibliche Reize in Mitschwingungen versetzt wird, während in anderer Ausdehnung männliche Reize wirksam sind. Doch das sind natürlich nur Hypothesen, immerhin ist eine wenig beachtete Mitteilung Galls,[1]) des neuerdings wieder von Möbius und Bunge[2]) zu Ehren gebrachten genialen Forschers bemerkenswert, daß er „bei Männern, die eine Abneigung gegen das andere Geschlecht an den Tag legten, ein besonders schwach entwickeltes Kleinhirn gefunden habe." Bekanntlich nahm Gall an, daß das Kleinhirn der Sitz des Geschlechtstriebes sei und zwar stützte er sich dabei im wesentlichen auf folgende Argumente:

I. Das Kleinhirn ist bei Neugeborenen im Verhältnis zum Gesamthirn schwach entwickelt, wie 1 : 9—20. Es wächst am stärksten nach der Pubertät, besonders im 18. Lebensjahr, und ist beim Erwachsenen dann das Verhältnis wie 1 : 5—7.

II. Die individuellen Verschiedenheiten in der Entwickelung des Kleinhirns sind sehr groß. Der Grad der Entwickelung ist beim lebenden Menschen äußerlich kenntlich an dem Abstand der Processus mastoidei. Je weiter diese von einander abstehen, je breiter und stärker ist die Nackenmuskulatur. Gall will nun an einem sehr umfassenden Material beobachtet haben, daß Personen

[1]) Franz Joseph Gall. Anatomie et Physiologie du systême nerveux. 4 Bände. Paris 1810—18. Die uns interessierenden Stellen finden sich Vol. III. P. 85—138.

[2]) P. J. Möbius: Über Franz Joseph Gall. Schmidts Jahrbücher. Bd. 262. S. 260. 1899. G. v. Bunge-Basel. Lehrbuch der Physiologie des Menschen. Leipzig bei Vogel 1901. I. Band 16. u. 17. Vortrag S. 222 u. ff. besonders auch S. 236.

mit breitem muskulösen Nacken einen besonders starken Geschlechtstrieb haben.

III. Das Kleinhirn ist beim Manne durchschnittlich stärker entwickelt als beim Weibe. Diesen Unterschied fand Gall in der ganzen Säugetierreihe von der Spitzmaus bis zum Elephanten bestätigt.

IV. Werden Menschen und Tiere vor der Pubertät kastriert, so bleibt das Kleinhirn in seiner Entwickelung zurück.

V. Wird nur ein Hoden exstirpiert, so atrophiert nur die eine Hälfte des Kleinhirns und zwar an der gekreuzten Seite. Gall will dies nicht nur bei Tieren, sondern in mehreren Fällen bei zufälligen Verletzungen am Menschen beobachtet haben.

VI. Der Mensch, in welchem der Geschlechtstrieb das ganze Jahr über rege ist, hat ein stärker entwickeltes Kleinhirn als die Tiere, bei denen sich der Geschlechtstrieb nur zur Zeit der Brunst regt.

Galls bestechende Behauptungen entbehren vielfach einer exakten zahlengemäßen Grundlage, sie sind daher auch vielfach bestritten und heftig angegriffen — der edle Gelehrte hatte unter dem Haß der Kirche und dem Neid der Fachgenossen namenlos leiden müssen — sie sind aber noch keineswegs widerlegt. Für seine Annahme spricht die neuerdings festgestellte Tatsache, daß sich die sensiblen Nervenbahnen von der ganzen Körperoberfläche her bis zum Wurm des Kleinhirns verfolgen lassen, und zwar reichen die ersten Neurone bis zu den Clarkeschen Säulen, von wo aus sie auf den Kleinhirnseitenstrangbahnen weiter ziehen.

Mag das Geschlechtstriebzentrum nun im Kleinhirn oder anderswo seinen Sitz haben, jedenfalls ist nach dem Gesagten mit Sicherheit anzunehmen, daß es

einen männlichen oder weiblichen Typus trägt und weiterhin, daß auch hier wie bei allen anderen männlichen und weiblichen Teilen fortlaufende Übergänge vorhanden sind und zwar selbständig, ohne daß eine Übereinstimmung mit den übrigen Sexualcharakteren unbedingt erforderlich ist. Theoretisch ist zuzugeben, und ich selbst habe diese Meinung früher vertreten,[1]) daß das Centrum libidinosum aus zwei Teilen zusammengesetzt ist, indem den stets vorhandenen körperlichen und geistigen Rudimenten des anderen Geschlechts auch ein Triebrudiment von verschiedener Stärke entsprechen muß, so daß dann eine doppelseitige Erregbarkeit in verschieden hohem Grade möglich wäre. Wäre dies der Fall — wie oben bereits auseinandergesetzt, bin ich mit der Fülle des Materials schwankend geworden — so würde das für das häufigere Vorkommen der Bisexualität sprechen, allerdings nur bei einer gewissen Größe des Rudiments. Die sexuelle Erregbarkeit durch beide Geschlechter läßt sich ohne weiteres noch nicht in diesem Sinne verwenden, denn abgesehen von Suggestivwirkungen handelt es sich hier oft nur um mechanische Reizungen, rein spinale Reflexe, im Gegensatz zu den viel komplizierteren und zweckentsprechenderen zentralen Reflexen, die von der Psyche ihren Ausgang nehmen und für deren Beschaffenheit das allein Entscheidende sind. Darum sind auch gerade die Träume für die Richtung oder besser gesagt die männliche oder weibliche Qualität des Triebzentrums von so hohem Wert, weil im Schlaf zahlreiche Assoziationen in Wegfall kommen, die im wachen Zustand modifizierend und störend eingreifen.

Zwei Umstände machen die große Häufigkeit der sexuellen Übergänge und Zwischenformen erklärlich und

---

[1]) Dr. med. Hirschfeld, Sappho und Sokrates etc. II. Aufl. 1902, S. 8 ff.

wahrscheinlich. Einmal die Tatsache, daß jedes Individuum mit beiden Geschlechtern in unmittelbarem Erbschaftsverhältnis steht. Der männliche Sproß erbt nicht nur von seinem Vater, sondern auch von der Mutter und diese gemischte Vererbung wird noch wesentlich erweitert durch die latente Vererbung, nach deren Gesetzen auch die Mütter und Großmütter väterlicher- und mütterlicherseits an jedem Knaben partizipieren. Gewiß wird dieser Einfluß durch die sexuelle Vererbung, nach der Knaben gewisse väterliche, Mädchen bestimmte mütterliche Eigenschaften erhalten, durchkreuzt, aber doch nicht in dem Grade, daß die vorher genannten wichtigen Gesetze der Heredität ausgeschaltet werden. Es hat vieles für sich, daß bei der Vereinigung der weiblichen und männlichen Keimzelle von vornherein ein bestimmtes Mischungsverhältnis angelegt ist, sodaß bereits die befruchteten Eier in männliche, weibliche und gemischte zerfallen würden. Diese sehr variable Mischung legt als Sexualbasis, vielleicht sogar als Sexualzentrum in der Hauptsache den Körper und Geist des Individuums für die Dauer seines Bestehens fest.

Der zweite Umstand, welcher die Häufigkeit der Zwischenstufen so naheliegend erscheinen läßt, ist der, daß alle qualitativen Unterschiede der Geschlechter in Wirklichkeit nur quantitative sind. Alle sexuellen Charaktere verharren eine gewisse Zeit im neutralen Zustand, dann findet bei allen in einem bestimmten Alter vor oder nach der Geburt ein gemeinsamer Anlauf statt, der bei manchen Teilen früher, bei anderen später sein Ende erreicht, indem die unbekannte Zentrale auf das Wachstum der einzelnen Organe bald hemmend, bald fördernd einwirkt. Von dieser Wachstumsenergie ist es abhängig, ob ein Stück männlich oder weiblich geartet erscheint; gänzlich schwindet keins dieser Stücke, selbst beim Vollweibe ist alles männliche in mehr oder weniger

großen Resten vorhanden, so wenig die Spuren alles weiblichen bei keinem Manne fehlen. Bei dieser nur graduellen Verschiedenheit der Individuen und Geschlechter kann es nicht Wunder nehmen, daß eine Verwischung der Grenzen so häufig ist.

Man hat wohl behauptet, daß die Trennung der Geschlechter umso schärfer sei, je höher ein Lebewesen stehe, daß die Natur auf eine immer größere Differenzierung der Geschlechter hinarbeite. Das entspricht durchaus nicht den Tatsachen. Die Geschlechtsunterschiede sind bei den niederen Tieren viel größer, als bei den höheren, so sind bei manchen Insekten die Männchen und Weibchen so verschieden gestaltet, daß man sie lange als Glieder derselben Art garnicht erkannt hat. Selbst bei den meisten Säugetieren unterscheidet sich das Männchen mehr vom Weibchen, als beim Menschen. Dabei verhalten sich die sexuellen Geschlechtscharaktere sehr stabil, der weibliche Typus, der männliche und der der Zwischenstufen hat sich soweit unsere Kenntnisse reichen weder bei den Tieren noch beim Menschen nach Ort und Zeit erheblich verändert. Namentlich sind die Übergangstypen unter den Menschen zu allen Zeiten und in allen Zonen nachweisbar. Schon aus diesem Grunde erscheint es nicht gerechtfertigt, im Uranismus einen Atavismus zu erblicken, wie es wiederholt geschehen ist. Gewiß ist die Geschlechtseinheit im Naturreich das Ursprünglichere, die zwei Geschlechter stellen eine höhere Stufe der Entwickelung dar. In den Zwischenstufen tritt uns aber kein Rückschritt zum eingeschlechtlichen, sondern viel eher ein Fortschritt zum mehrgeschlechtlichen entgegen. Das dritte Geschlecht stellt nichts einfacheres, sondern eher etwas komplizierteres dar. Mit ihm gestaltet sich die Menschheit nicht einförmiger, sondern reichhaltiger und vielseitiger. Läge wirklich eine immer schärfere Differenzierung der Geschlechter im Plane der Natur, so

müßten die Männer immer männlicher, die Frauen immer weiblicher, die Kluft zwischen beiden Geschlechtern mithin immer größer und klaffender werden. Wir vermögen darin weder etwas Zweckmäßiges, noch etwas Segensreiches zu erblicken.

V. Heredität und Homosexualität.

Angeboren ist nicht immer ererbt. Wäre beispielsweise unsere Vermutung richtig, daß das Männliche und Weibliche im Menschen von dem Mischungsverhältnis der männlichen und weiblichen Zeugungsstoffe abhängig ist, so wäre der homosexuelle Trieb wohl eingeboren, aber nicht ererbt im eigentlichen Sinne des Wortes. Genau genommen kann man nur etwas erben, was die Eltern besitzen. Demnach müßte von den Eltern eines urnischen Kindes zum mindesten eines urnisch sein. Das ist aber verhältnismäßig sehr selten der Fall. Der wissenschaftliche Sprachgebrauch hat allerdings den Begriff der Vererbung wesentlich erweitert, und nennt ererbt auch solche Eigenschaften, deren Auftreten erfahrungsgemäß von gewissen oft ganz anders gearteten Zuständen der Eltern hereditär beeinflußt wird, so nennen wir die Skrophulose ererbt, wenn das Kind einer tuberkulosen Familie entstammt, die Epilepsie ererbt, wenn der Vater ein Trinker war, die Taubstummheit ererbt, wenn die Eltern blutsverwandt waren. Auch die Definition von Möbius[1]): „Entartete sind die, welche vermöge krankhafter Zustände ihrer Erzeuger mit einem krankhaften Geisteszustande zur Welt kommen", gehört hierher. Richtiger wäre es in allen diesen Fällen nur im allgemeinen von ererbter Belastung oder von Belastung allein zu reden.

---

[1]) V. Magnan: Psychiatrische Vorlesungen; in der Einleitung von Möbius S. VI.

Die Forscher, welche die Überzeugung vertreten, daß die Homosexualität angeboren sei, haben unseres Erachtens dieser erblichen Belastung einen zu hohen Wert beigelegt und zwar dürfte die Überschätzung des hereditären Einflusses mit der Besonderheit des verarbeiteten Materials zusammenhängen. Sie berücksichtigten zu wenig, daß fast alle Konträrsexuellen, die zu ihnen als hervorragenden Nervenärzten kamen, sich subjektiv leidend fühlten und objektiv oft in indirekter Verbindung mit ihrer Homosexualität meist an Neurasthenie litten, einer ebenfalls vielfach auf neuropathischer Heredität basierenden Störung. Meist handelt es sich auch um Patienten aus besseren Ständen, in denen es wohl kaum noch eine Familie gibt, bei der nicht unter den Angehörigen Abweichungen zu konstatieren sind, etwa Migräne der Mutter, Selbstmord eines Vetters, die sich im Sinne psychopathischer Disposition verwenden lassen. Wer sehr viele gesunde Homosexuelle exploriert hat, wird erstaunt sein, wie häufig hereditär belastende Umstände — auch bei weitester Fassung des Begriffs der Erblichkeit — fehlen. Von denen, die ich beobachtete, stammen mindestens 75% von gesunden Eltern aus glücklichen, oft sehr kinderreichen Ehen. Nervöse oder geistige Anomalien, Alkoholismus, Blutsverwandtschaft, Lues sind in der Aszendenz keineswegs häufiger, wie unter den Vorfahren normalsexueller Personen. In der Mehrzahl der Fälle heirateten Vater und Mutter aus Neigung, sehr viele Urninge heben das besonders glückliche Zusammenleben ihrer Eltern hervor. Der Altersunterschied der beiden Eltern weist große Schwankungen auf, im Durchschnitt ist der Vater 5 bis 10 Jahre älter wie die Mutter, in einem Falle betrug der Altersunterschied 45 Jahre, der Vater war 64, die Mutter 19 Jahre, als das urnische Kind, welches das einzige blieb, geboren wurde. Unehelich geborene Homosexuelle kenne ich 8. Wiederholt schien es mir, daß die

Mutter eine mehr aktive, der Vater mehr eine passive Natur war, ohne daß eins von beiden direkt urnisch gewesen wäre. Das von manchen als ätiologisch bedeutsam angegebene Moment, daß die Mutter sich ein Kind entgegengesetzten Geschlechtes gewünscht habe, entbehrt einer statistischen Unterlage. Die Mutter eines urnischen Leutnants teilte diesem auf seine Anfrage mit, daß sie sich allerdings vor seiner Geburt — er ist der dritte Sohn — eine Tochter gewünscht habe, noch mehr aber habe sie dies vor der Geburt des vierten Knaben getan, aus dem ein scharf heterosexueller Frauenfreund und Familienvater geworden ist. Bei den 20—25% der Homosexuellen, wo erbliche Belastung vorlag, fanden sich fast durchgängig Zeichen der Degeneration, die von der Homosexualität als solcher unabhängig waren.

Sind also in ³/₄ der Fälle „krankhafte Zustände der Erzeuger“ bei gewissenhafter Nachforschung nicht zu eruieren, so gibt es doch eine Tatsache, aus der sich mit Sicherheit schließen läßt, daß eine Familienanlage zur Homosexualität bestehen muß, wenn auch keine krankhafte. Dieses Faktum ist das verhältnismäßig sehr häufige Vorkommen homosexueller Geschwister. Unter 100 Urningen finden sich durchschnittlich 8, deren Bruder oder Schwester ebenfalls homosexuell sind. Diese Zahl, die mit der Gesamtmenge der Urninge in gar keinem Verhältnis steht, kann kein Zufall sein, auch ist der Einfluß der gleichen Erziehung oder psychischer Ansteckung auszuschließen, denn meist haben diese Personen noch eine ganze Reihe normalsexueller Geschwister, die in demselben Milieu aufgewachsen sind und in nahezu der Hälfte der Fälle handelt es sich um Bruder und Schwester, auf die, wenn sich Homosexualität züchten ließe, ganz entgegengesetzte Faktoren eingewirkt haben müßten, denn die Umstände, die den Sohn effeminierend beeinflussen könnten, müßten die Tochter erst recht weiblich machen und um-

gekehrt, es sei denn, daß Eltern absichtlich ihre Söhne nach weiblicher, ihre Töchter nach männlicher Art erziehen, was schwerlich vorkommen dürfte. Oft sind auch die urnischen Geschwister getrennt von einander aufgewachsen. So berichtet ein höchst femininer Urning von russischer Abkunft, der in Deutschland erzogen wurde: „Meine einzige Schwester, von der ich seit Kindheit getrennt bin, hat fast alle Vorzüge eines Mannes, sie studiert in Petersburg Medizin, raucht und treibt sehr viel Sport; sie schwärmte in der Schule sehr für ihre Lehrerin und lebt mit einer Studiengenossin in enger Freundschaft zusammen.“ Unter 58 urnischen Geschwistern, die mir persönlich oder dem Namen nach bekannt sind, finden sich 26 mal Bruder und Schwester, 21 mal homosexuelle Brüder, darunter 2 mal Zwillingsbrüder, 3 mal homosexuelle Schwestern, 6 mal 3, 1 mal 4, 1 mal 5 urnische Geschwister. 29 mal sind sämtliche (2, 3 und 5) Kinder homosexuell, in 7 Fällen hat sich ein Bruder wegen Homosexualität das Leben genommen. Verhältnismäßig häufig finden sich auch Homosexuelle in der Vetterschaft. In einer europäischen Fürstenfamilie, welche im Jahre 1880 14 männliche Mitglieder zählte, fanden sich nachweislich vier, wahrscheinlich sogar sechs Urninge. In den Fällen, wo mehr als zwei Kinder homosexuell sind, scheint mir eine psychopathische Belastung häufiger vorzuliegen, soweit sich dies bei dem relativ spärlichen Material sagen läßt. Im Falle der 4 urnischen Geschwister waren der Vater und der Großvater mütterlicherseits Brüder, in dem der 5 Geschwister berichtet der älteste Bruder, ein mir auch persönlich bekannter tüchtiger Schriftsteller: „Meine vier jüngeren Geschwister, eine Schwester und 3 Brüder, sind wie ich veranlagt. Mein 2. Bruder nahm sich im 28. Jahr das Leben. Er verlobte sich, glaubte aber nach kurzer Zeit das Mädchen nicht wirklich lieben und befriedigen zu können, wurde krankhaft mißtrauisch gegen seine

Umgebung, von der er sich in seiner Anomalie durchschaut glaubte und erhängte sich in einem Sanatorium. Wir Geschwister sind sämtlich von der Mutter her sehr musikalisch und schöngeistig veranlagt, die Mutter war eine kluge energische Frau von vorzüglichen Gemütseigenschaften. In ihrem Gesicht lag ein männlicher Zug. Sie starb im 50. Jahr an Unterleibskrebs. Der Vater war skrophulös, schwerhörig, willensschwach, er starb im 58. Jahr nach langjährigem Rückenmarksleiden. Die Mutter meines Vaters hatte in ihrem Tun etwas entschieden Männliches und hatte im Alter einen Bart." Ich bemerke, daß der Berichterstatter körperliche und geistige Degenerationszeichen aufweist (u. a. unregelmäßige Zahnstellung, verbildete Zehen, allerlei Absonderlichkeiten und Exzentrizitäten neben hoher geistiger Befähigung, Zwangsvorstellungen, so ist es ihm unmöglich rechts von jemandem zu gehen, exhibitionistische Anwandlungen etc.). Es handelt sich hier also um einen erblich belasteten Homosexuellen, der zugleich ein Degenerierter ist.

Die Frage zu entscheiden, wie gesunde Eltern zu homosexuellen Kindern kommen, werden wir schwerlich im Stande sein, bevor wir nicht wissen, wovon es abhängt, daß das eine Mal Knaben, ein anderes Mal Mädchen geboren werden. Vorläufig können wir nur die uns in ihren Gründen völlig unklare, aber höchst weise Tatsache konstatieren, daß in Deutschland wie fast in ganz Europa auf 100 Mädchen durchschnittlich 106 Knaben zur Welt kommen. Wir werden kaum fehlgehen, wenn wir hieraus und aus der Erfahrungstatsache, daß — soweit unsere Kenntnis reicht — überall Homosexuelle in gleicher Menge vorhanden sind, folgern, daß auf ein bestimmtes Quantum Knaben und Mädchen ein konstanter Prozentsatz urnischer Personen geboren wird. Die Größe desselben auch nur annähernd anzugeben, besitzen wir keine exakten, einwandfreien Grundlagen; sie zu beschaffen, dürfte

eine der wichtigsten Aufgaben des wissenschaftlich-humanitären Komitees sein. Als statistisch erwiesen dürfen wir dagegen ansehen, daß die Homosexuellen in der Mehrzahl der Fälle nicht erblich belastet sind, wie es bisher meist geglaubt wurde. Diese Feststellung spricht wesentlich dagegen, daß es sich in allen Fällen von Homosexualität um eine Degenerationserscheinung handelt. Bekanntlich waren die Psychiater, die sich zuerst mit der konträren Sexualempfindung beschäftigten, namentlich Magnan und Krafft-Ebing auf Grund ihres Materials zu dieser Überzeugung gelangt. Magnan [1]) hatte gesagt: „Die Verkehrung des geschlechtlichen Empfindens ist nicht eine Krankheit für sich, sondern das Zeichen eines allgemeinen krankhaften Zustandes, ein Syndrom im Bilde der ererbten Entartung.“ Krafft-Ebing [2]) gelangt hauptsächlich unter Berücksichtigung der „in fast allen Fällen vorhandenen neuropathischen Belastung“ zu dem Schlusse, „daß diese Anomalie der psychosexualen Empfindungsweise als funktionelles Degenerationszeichen klinisch angesprochen werden muß.“ Mit der Menge der zu seiner Beobachtung gelangenden Homosexuellen hat er allerdings diesen Standpunkt wesentlich eingeschränkt und in seiner Arbeit im III. Bande dieser Jahrbücher (S. 6) erklärt er ausdrücklich: „Daß die konträre Sexualempfindung *an und für sich* nicht als psychische Entartung oder gar Krankheit betrachtet werden darf.“ Neuerdings hat Möbius in der geistvollen Schrift: „Geschlecht und Entartung“ [3]) die Anschauung vertreten, daß die Homosexualität stets eine Form *angeborener* Entartung sei, er beruft sich dabei besonders darauf, daß *stets* erbliche Belastung nachzuweisen sei und daß *stets* auch außerhalb der Geschlechtlichkeit liegende körperliche und

[1]) Magnan. Psychiatrische Vorlesungen, IV. V. Heft. S. 38.
[2]) Psychop. sex. S. 209.
[3]) S. 28 ff.

geistige Zeichen der Entartung vorhanden wären. Wir sahen bereits, daß die erste Voraussetzung nicht zutrifft, und werden erfahren, daß auch die zweite Prämisse einer Massenbeobachtung gegenüber nicht Stich hält. Übrigens rechnet Möbius [1]) (S. 36) die Homosexuellen „nur zu den Leichtentarteten oder wie man gewöhnlich sagt, zu den Nervösen.“ Ein anderer sehr erfahrener Psychiater — selbst Urning — schreibt: „Meine Studien haben mir kein positives Resultat ergeben. Wohl fand ich in einzelnen Fällen von Homosexualismus hereditäre Einflüsse, die aber bei anderen fehlten. Allerdings fand ich unter Homosexuellen Typen mit ausgeprägten psychischen und körperlichen Degenerationszeichen, andererseits fand ich aber wieder so kerngesunde, harmonische Naturen, daß sich für mich trotz eifrigsten Bestrebens nichts Eindeutiges zur Entscheidung dieser Frage ergab. Allerdings ist ein so verhältnismäßig kleines Material, wie es bisher jedem auch dem bedeutendsten Forscher vorgelegen hat, nicht geeignet, absolut einwandfreie Schlüsse zu ziehen. Ein entscheidender Beitrag zur Lösung dieser Frage ist wohl nur von der Bearbeitung des großen einschlägigen Materials, das dem wissenschaftlich-humanitären Komité zur Verfügung steht, zu erwarten.“

Vor kurzem hat sich auch Näcke [2]) zu der Frage geäußert und zwar in dem Sinne, daß die Homosexualität allein für sich bestehend noch keine Entartung ausmacht,

---

[1]) Möbius sagt in dieser Broschüre S. 40: „Auch ich bin der Meinung, daß die Abschaffung des § 175, dessen Wirkung hauptsächlich in Erpressungen und weiterhin in Selbstmorden besteht, dringend zu wünschen sei.“ Wir betonen dies Bloch gegenüber, der sich gegen die Aufhebung dieses § ausspricht und sich dabei auch (B. I. S. 252) auf frühere Ausführungen von Möbius stützt. Auch die zwei anderen Hauptgewährsmänner von Bloch: Eulenburg und v. Schrenck-Notzing haben die Petition unterzeichnet, welche für die Beseitigung dieser verhängnisvollen Strafbestimmung eintritt.

[2]) In Laehrs Allg. Zeitschrift f. Psychiatrie 1902. S. 827.

daß es geistig und körperlich völlig normale Homosexuelle gibt, daß man dagegen die Homosexualität als ein Stigma neben anderen gelten lassen kann, wenn auch nicht als ein so schweres, wie es vielfach hingestellt wurde. Ich habe in Gemeinschaft mit dem Kollegen Dr. Ernst Burchard, mehrjährigen psychiatrischen Assistenten, die Beziehungen zwischen Degeneration und Homosexualität einem eingehenden Spezialstudium unterzogen und können wir den Thesen Näckes voll und ganz beipflichten.

Wir legten uns zuvörderst die Frage vor, inwieweit die Homosexualität als Teilerscheinung bei Persönlichkeiten auftritt, die ihrer gesamten körperlichen und geistigen Veranlagung nach als Entartete zu bezeichnen sind. Wir gingen dabei von dem jetzt allgemein gültigen Grundsatze aus, daß ein vereinzeltes Degenerationszeichen noch kein Beweis von Entartung ist, daß es in jedem Fall des Zusammentreffens mehrerer solcher Eigenschaften bedarf, von denen Möbius sagt: „Wo sie sind, da ist Entartung, wo ihrer viel sind, viel, wo ihrer wenig, wenig.“ Auszuschließen waren bei dieser Untersuchung von vornherein psychische und somatische Erscheinungen, welche mit der Homosexualität in unmittelbarem Zusammenhange standen. Wenn beispielsweise Möbius[1]) sagt: „Kinderliebe ist ein wesentlicher Zug des weiblichen Geistes; wenn ein Mann seine Kinder abscheulich findet, so erregt das kein Bedenken, tut es ein Weib, so ist sie mit Bestimmtheit als entartet zu bezeichnen“, so trifft dies für ein normalsexuelles Weib gewiß zu, nicht aber für eine urnische Individualität, zu deren Gesamtbild diese Abneigung gegen Fortpflanzung und Kinder als Teilerscheinung gehört. Ebensowenig werden wir bei einem homosexuellen Manne sehr weiche Hände oder starke Brustentwickelung

[1]) Stachyologie S. 176.

oder Bartlosigkeit als Stigma der Degeneration, sondern vielmehr als urnisches Stigma ansehen dürfen. Von körperlichen Degenerationszeichen hatte Kollege Burchard folgende für unseren Zweck zusammengestellt:[1])

Abnormer Kopfumfang
Asymmetrie des Hirnschädels.
Asymmetrie des Gesichtsschädels.
Abnorme Häßlichkeit.
Mikro- und Anophthalmus.
Fehlen, Colobom der Iris.
Farbenungleichheit der Iris.
Ektopie und Ungleichheit der Pupillen.
Retinitis pigmentosa.
Angeborene Kataract.
Cysten der Augenhöhle.
Schielen, Nystagmus.
Die zahlreichen Anomalien im Bau des äußeren Gehörorgans (wie Spitzohr, Darwinsches Knötchen, übermäßig große, sehr stark abstehende Ohren).
Fisteln der Ohrmuschel.
Anhänge der regio auricularis und regio colli.
Kiemengangcysten.
Gesichtsspalten.

---

[1]) Es wurden besonders folgende Werke berücksichtigt:

Morel: Dégénérescences de l'espèce humain, Paris 1856.

Magnan: Psychiatrische Vorlesungen, Deutsch von Möbius, Leipzig 1891.

Féré: Nervenkrankheiten und ihre Vererbung. Deutsch von Schnitzer, Berlin 1896.

Möbius: Über Entartung, Wiesbaden 1900.

Nordau: Über Entartung, Berlin 1893.

Arndt: Biologische Studien (II. Artung und Entartung, Greifswald 1895).

Rhode: Über den gegenwärtigen Stand der Frage nach der Entstehung und Vererbung individueller Eigenschaften und Krankheiten, Jena 1895. (Mit eingehender Litteraturangabe über Vererbung bis 1895.)

Cohn: Ein Beitrag zur Lehre von der Vererbung. — Deutsche medicinische Presse.

Fuhrmann: Das psychotische Moment, Leipzig 1903.

Hasenscharten.
Cysten des Zwischenkieferspalts.
Anomalien der Zahnstellung und des Zahnbaus.
Hoher und spitzer Gaumen.
Spaltungen des Gaumens.
Auffallend massiver Unterkiefer.
Mikro- und Makroglossie.
Anomalien des Zungenbändchens.
Stottern, Stammeln.
Angeborene Abweichungen der Wirbelsäule.
Fehlen von Extremitäten und einzelnen Gliedern.
Entwickelungshemmungen in der Länge der Finger und Zehen.
Polydaktylie, Syndaktylie.
Schwimmhäute.
Zu harte knochige, zu breite tatzenartige, zu weiche, wie knochenlose, übermäßig feuchte kalte Hand.
Klumpfuß, Pferdefuß etc.
Hammerartige Mißbildungen der großen Zehe.
Angeborene Luxationen, Neigung zu Luxationen.
Größenmißverhältnisse der Extremitäten zum Rumpf.
Riesen-, Zwergwuchs.
Angeborene Exostosen.
Akromegalie.
Spina bifida.
Mangelhafte Muskelentwickelung.
Fehlen einzelner Muskeln.
Starke Fettleibigkeit.
Multiple Lipome.
Hämophilie.
Situs inversus.
Neigung zu Krampfadern.
Aplasie der Arterien.
Pigmententartung der Haut (Flecken etc.).
Albinismus.
Hornartige Gewächse der Haut.
Mangelhafte und abnorme Behaarung.
Vorzeitiges Ergrauen.
Doppelter Haarwirbel.
Ungenügendes Wachstum der Haare.
Zartheit der Nägel.
Brüche, Bruchanlage.
Atresie, Prolapse des Mastdarms.

Abnorme Länge des proz. vermiformis.
Neigung zu Appendicitis.
Überzählige Brüste.
Pseudo-Hermaphroditismus.
Kryptorchismus. Ektopie der Testikel.
Hypospadie. Epispadie.
Phimose.

Natürlich sind die einzelnen Stigmata in ihrer Bedeutung sehr verschieden zu bewerten, so werden vorzeitiges Ergrauen, Neigung zu Appendicitis, zu Krampfadern und Bruchanlage zusammengenommen weniger zu besagen haben als eine Verbindung von Hasenscharte und Polydaktylie. An die körperlichen Entartungszeichen schließt sich die Neigung zu bestimmten konstitutionellen Erkrankungen an, die man ebenfalls als Entartungszeichen ansieht. Im Wesentlichen sind es Rachitis, Tuberkulose, Skrophulose, Diabetes und die Krankheiten der arthritischen Gruppe. Die Anlage zu gewissen nervösen Erkrankungen, der man eine gleiche Bedeutung beilegt, zur Chorea, Basedowschen, Parkinsonschen, Thomsenschen Krankheit, Muskelatrophie, Migräne, Neuralgieen, Epilepsie, Hysterie und Neurasthenie leitet uns auf das Gebiet der psychischen Degenerationszeichen über. Hier kommt es für uns weniger auf die ausgesprochen pathologischen Zustände des sogenannten Entartungsirreseins an, die ohnehin von den übrigen endogenen Psychosen schwer zu trennen sind, als vielmehr auf jene psychischen Stigmata, die außerhalb eigentlicher Geistesstörungen den Entarteten charakterisieren. Es sind dies nach Féré: Extreme Reizbarkeit des Charakters, Veränderlichkeit der Gefühle und Neigungen, Absonderlichkeit des Geschmacks (z. B. im Alkoholismus und Morphinismus hervortretend), damit im Zusammenhang steht die für den Entarteten charakteristische Tatsache, daß bei ihm der Impuls zum Handeln stärker ist, als es nach den bestimmenden Motiven der Fall sein sollte. Magnan stellt in den Vordergrund die

verringerte Fähigkeit sich geistig konzentrieren zu können nebst der Unfähigkeit, lästige Gedanken zu bannen, was zu Zwangshandlungen führt (Platzfurcht, Onomatomanie, Arithmomanie, Selbstmordmanie etc.). Möbius endlich sieht das wesentliche in der psychischen Unbeständigkeit und Disharmonie, die in Gleichgewichtsstörungen zum Ausdruck gelangt. Wichtig für die Bewertung psychischer Entartungszeichen ist der Satz, daß diejenigen, welche unter gleichen Lebensbedingungen stehen, wissen werden, was an dem Betreffenden atypisch ist. Hier ist jedoch wieder zu berücksichtigen, daß dem Normalsexuellen vieles atypisch erscheinen wird, was dem spezifisch homosexuellen Empfinden entspringt und mit der urnischen Natur vollkommen harmoniert, sodaß von diesem Gesichtspunkt aus von einer Disharmonie der psychischen Persönlichkeit nicht die Rede sein kann. Weiterhin sind auch die nervösen Stigmata in Abzug zu bringen, welche als unmittelbare Folgeerscheinungen der homosexuellen Triebrichtung aufzufassen sind. Wenn wir uns vergegenwärtigen, welchen gewaltigen Faktor die homosexuelle Leidenschaft im individuellen Leben ausmacht, so werden wir begreifen, daß stärkere Alterationen dieser Sphäre auf das ganze mit dem Sexualtrieb so eng verknüpfte Nervensystem besonders nachteilig wirken werden. Unglückliches Lieben steht unter den Ursachen der Neurasthenie obenan und man sollte nie versäumen, wenn man bei Patienten die mit erhöhter Erregbarkeit verbundenen nervösen Depressionen findet, das Sexualleben im weitesten Sinn als ätiologisches Moment in Betracht zu ziehen. Gilt das schon für Normalsexuelle, um wie viel mehr für Homosexuelle, deren innere Angst und Erregungszustände, deren so oft zu Selbstmordversuchen führende Liebeskonflikte, deren qualvolle Unterdrückungskämpfe oft eine fortlaufende Reihe psychischer Traumen darstellen. Wir müssen also bei unseren Untersuchungen die auf dem

Boden der Entartung und die auf dem der Homosexualität entstandene Neurasthenie wohl unterscheiden.

Wenn wir uns nun nach Auschluß der mit dem homosexuellen Triebe im unmittelbaren Zusammenhang stehenden Stigmen die Frage vorlegen: Bestehen bei Homosexuellen die körperlichen und geistigen Entartungszeichen in höherem Prozentsatz als bei Normalsexuellen?, so lautet die Antwort: Nein. Burchard und ich fanden unter 200 beliebig ausgewählten Homosexuellen 32 mit ausgesprochenen Degenerationszeichen also ca. 16% und zwar waren diese fast sämtlich erblich belastet.

Stände die Homosexualität im unmittelbarem Zusammenhang mit der Degeneration, so müßten die Zeichen der Entartung nicht nur bei Homosexuellen, sondern auch die Homosexualität in größerem Umfange bei schwerer Degenerierten nachzuweisen sein. Auch das trifft nicht zu. Man vergleiche die im II. Aufsatz dieses Bandes von Näcke mitgeteilten Beobachtungen aus der Irrenanstalt Hubertusburg, auch Dr. Burchard sah während seines mehrjährigen Aufenthalts in der Heilanstalt Uchtspringe unter dem dortigen überaus zahlreichen Material von Degenerierten schwerster Art nur einen Fall ausgesprochen homosexueller Veranlagung (bei einem Epileptiker.)

Tritt also die Homosexualität in gut $^4/_5$ der Fälle bei völlig Gesunden und nur in knapp $^1/_5$ bei Degenerierten auf, steht sie demnach keineswegs so oft in Verbindung mit sonstigen Zeichen der Degeneration, daß sie notwendig mit ihr verknüpft erscheint, so bleibt noch der Einwand übrig, und dieser ist erhoben worden, daß die Homosexualität allein für sich ihren Träger zum Degenerierten, zu einem minderwertigen Repräsentanten der Gattung Mensch stempelt. Auch Möbius scheint dieser Meinung zuzuneigen. Er sagt (Stachyologie S. 132) einmal: „Mit der Zivilisation wächst die Entartung, d. h. die Ab-

weichung von der ursprünglichen Art. — Eine der wichtigsten Arten geistiger Abweichung besteht darin, daß der Geschlechtscharakter an seiner Bestimmtheit verliert, daß beim Manne weibliche Züge, beim Weibe männliche auftreten." Man mißt dabei diesen Zügen, deren Symptomenkomplex doch zweifellos eine Einheit bildet, eine Bedeutung bei, die man keinem anderen Stigma zuerkennt, und setzt sich in Widerspruch mit dem von den Psychiatern allgemein angenommenen Satz, daß es zur Feststellung der Entartung stets mehrerer Degenerationszeichen bedarf. Um zu entscheiden, ob die Homosexualität für sich eine Entartung bedeutet, muß man sich vor allem über diesen Begriff Klarheit verschaffen, eine durchaus nicht leichte Aufgabe, denn die Erklärung: „Entartung ist ein krankhafter Geisteszustand auf Grund krankhafter Zustände der Erzeuger", sowie die andere Definition: „Entartung ist eine ererbte Abweichung vom Typus, die die durch die Variabilität gezogenen Grenzen übersteigt", rufen sofort die Gegenfragen wach: was ist krankhaft? was ist der Typus? was ist die Norm? welches sind die Grenzen physiologischer Varietät? Wir können doch unmöglich Lombroso beipflichten, der auf die telegraphische Anfrage des New York Herald: Was ist ein normaler Mensch? antwortete: „Ein Mensch, der über einen gesegneten Appetit verfügt, ein tüchtiger Arbeiter, egoistisch, geschäftsklug (routiné) geduldig, jede Machtsphäre achtend . . ein Haustier."

Gewiß stellt der Homosexualismus die Minorität des geschlechtlichen Empfindens dar, sodaß man ihn vergleichsweise als von der Norm abweichend und in diesem Sinne als abnormal bezeichnen kann. Sieht man aber von Vergleichen ab und betrachtet ihn ganz objektiv, rein für sich, als etwas einmal Bestehendes, so bildet er in sich etwas so Übereinstimmendes, die ihm eigenartige Geschlechtsempfindung entspricht so sehr

seinem ganzen Wesen und zeigt so bis ins einzelne gehende Analogieen mit der heterosexuellen Geschlechtsempfindung, daß man bei ihm wohl von einer besonderen Art, einem besonderen Geschlecht absolut gesprochen, aber nicht von einer Anomalie im pathologischen Sinne reden kann. Das Disharmonische, die Störung der normalen geistigen Proportionen (déséquilibration), auf welche die Psychiater mit Recht hohen Wert legen, ist beim Homosexuellen nur scheinbar vorhanden. Die Ansicht Molls, welche er in einer seiner letzten Arbeiten [1]) mit den Worten vertritt: „Zu den krankhaften Erscheinungen rechne ich unter allen Umständen die ausgeprägte Homosexualität. Wo ein solches Mißverhältnis zwischen Körperbildung und seelischer Verfassung besteht, haben wir einen pathologischen Zustand vor uns,“ diese Ansicht wäre richtig, wenn der Homosexuelle körperlich und geistig so konstituiert wäre, wie der Normalsexuelle. Wir haben ausführlich dargetan, daß ein derartiges Mißverhältnis in Wirklichkeit nicht besteht. Nicht ohne Berechtigung schreibt ein homosexueller Gelehrter: „Wenn jemand, der sonst gesund ist, durch die Befriedigung eines Triebes Glück empfindet, dürfte doch das Prädikat „krankhaft“ widerlegt sein. Ich verspüre nach jeder Auslösung meines Triebes ein so erhöhtes Kraftgefühl, soviel innere Harmonie, eine so arbeitsfrohe Stimmung, daß seine völlige Unterdrückung für mich eine kontradiktio in — subjekto bedeuten würde.“ Die Pathologen verstehen unter Krankheit eine den Körper schädigende, meist auch unangenehm empfundene Erscheinung. Die Homosexualität an und für sich verschafft ihren Trägern aber weder Schaden noch Unannehmlichkeiten, diese erwachsen ihnen nur aus den Verhältnissen. Auch der häufige Mangel hereditärer Belastung spricht

---

[1]) Zukunft: Sexuelle Zwischenstufen. S. 433. 1902.

sehr dagegen, daß die homosexuelle Empfindung als solche ein Degenerationsphänomen ist, ebenso der Umstand, daß sich die Homosexuellen sehr oft einer erstaunlichen körperlichen und geistigen Gesundheit, Kraft und Zähigkeit erfreuen; erst kürzlich besuchte mich ein siebzigjähriger Uranier, der mir mitteilte, daß er nie krank gewesen sei und es im alpinen Sporte, dem er mit Eifer huldigte, noch jetzt mit jedermann aufnehmen könne. Eulenburg [1]) und Bloch meinen, daß die Ubiquität der Homosexualität, ihre Unabhängigkeit „von Zeit und Ort, von Rassenverhältnissen und Kulturformen“ gegen die Annahme einer Degenerationserscheinung spräche, doch ist dem mit Recht entgegenzuhalten, daß es überall Entartete geben kann. Richtig ist, daß Kultur und Civilisation sowie „das Zeitalter der Nervosität“ nicht verantwortlich zu machen sind und es freut mich, nach so vielen Meinungsverschiedenheiten hierin mit Bloch übereinstimmen zu können, wennschon ich gewünscht hätte, daß der Autor aus dem Ergebnis seiner historischen Forschungen: Die Homosexualität kann kein „Kulturprodukt“ sein, den Schluß gezogen hätte: Dann wird sie wohl ein „Naturprodukt“ sein.

Manche erblicken in der relativen Fortpflanzungsunfähigkeit der Homosexuellen einen Beweis ihrer Krankhaftigkeit. So sagt Wachenfeld [2]): „Die Homosexualität kann nichts rein Natürliches, Physiologisches sein; denn sonst würde die Natur die homosexuelle Befriedigung, ebenso wie die heterosexuelle, in den Dienst der Fortpflanzung und Arterhaltung gestellt haben.“ Auch Krafft-Ebing schwebte wohl diese negative Seite des homosexuellen Triebes vor Augen, als er sagte [3]): „Die Verletzung

[1]) Eulenburg in der Vorrede zu Blochs Beiträgen z. Ätiol. d. Psych. sex. S. IX u. Bloch ibidem S. 3 u. ff.

[2]) A. a. O. S. 38.

[3]) Ps. sex. S. 248.

von Naturgesetzen ist anthropologisch und klinisch als eine degenerative Erscheinung anzusprechen.“ Wie aber, wenn hier gar kein Naturgesetz verletzt würde, wenn es im Plane der Natur gelegen hätte, Wesen hervorzubringen, für die es nicht normal ist, sich fortzupflanzen? Unterscheiden wir recht genau die Gesetze, welche wir schufen und die Gesetze, welche uns schufen.

Gewiß ist der geschlechtliche Verkehr die Ursache der Fortpflanzung, diese ist seine Folge, eine — wie die Erfahrung zeigt — oft nicht einmal erwünschte Begleiterscheinung. Auch ohne daß wir bisher über den Prozentsatz der Homosexuellen zur Gesamtbevölkerung genaue Angaben machen können, dürfen wir behaupten, daß der im homosexuellen Verkehr der Fortpflanzung entgehende Zeugungsstoff prozentual verschwindend ist gegenüber dem im normalen Geschlechtsverkehr bewußt und unbewußt verschwendeten. Die schöpferische Natur geht mit dem Zeugungsstoff allüberall in ungemein verschwenderischer Weise um. Es genügt ihr, wenn von diesem Stoff nur ein ganz ungeheuer geringer Prozentsatz der Befruchtung dient. Der Anatom Henle[1]) berechnete die Zahl der Eier in dem Eierstock eines 18 jährigen Mädchens auf 36 000, in beiden Ovarien zusammen also auf 72 000. In den 30 Jahren von der ersten Periode bis zum Klimacterium werden davon nur $30 \times 12 = 360$ Eier abgestoßen. Und von diesen werden selten mehr als 10 befruchtet. Unvergleichlich größer noch ist die Verschwendung des männlichen Zeugungsstoffs. 500 Millionen Samenzellen füllen den Raum einer einzigen Kubiklinie aus;[2]) be-

---

[1]) J. Henle: Handbuch der system. Anatomie des Menschen Bd. 2 S. 483. Braunschweig, Vieweg 1866.

[2]) Man vergl. Bunges Physiologie Band I 1901 S. 344 u. Bd. II S. 100. Über die Spermamenge bei einer Ejakulation finden sich Angaben bei:

1. William Acton: The functions and desorders of the repro-

rücksichtigen wir nun, daß die bei einer Entleerung abgegebene Spermamenge c. 10 gr. beträgt, daß 50—100 Ejukalationen im Jahr gewiß nichts seltenes sind, so kann man getrost sagen, daß von vielen Milliarden männlicher Keimzellen kaum eine den Keim zu einem neuen Menschen legt. Sterben doch die direkten Nachkommen fast jedes einzigen Menschen — man vergleiche die genealogischen Tafeln — nach wenigen Generationen aus. Der natürliche Mensch denkt beim Geschlechtsverkehr auch gar nicht an die Fortpflanzung. Für ihn ist der Geschlechtsverkehr nicht Mittel zum Zweck, sondern Selbstzweck. Vollzieht er den Geschlechtsakt zum Zwecke der Fortpflanzung, so handelt er aus Reflexion. Von den beiden Komponenten des Geschlechtstriebes, dem Kontrektations- und Detumescenztriebe Molls, dem Ergänzungs- und Geschlechtsbefriedigungstrieb, hat der erstere mit der Fortpflanzung direkt überhaupt nichts zu tun. Dabei ist er für den Charakter und die Richtung des sexuellen Triebes das wesentlichere. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß, wenn die Fortpflanzung beim Menschen, wie bei so vielen Lebewesen, ungeschlechtlich wäre, der Gefühlskomplex, der in der geschlechtlichen Zuneigung zum Ausdruck geangt, nicht völlig aus der Welt verschwände. Das, was wir im weiteren Sinne Herdentrieb, im engeren Sinne Ergänzungstrieb (Kontrektationstrieb) nennen, würde sicherlich auch dann noch fortbestehen. Denken wir uns den Ergänzungstrieb vom Geschlechtsbefriedigungstrieb losgelöst, so wird es uns nicht mehr so rätselhaft erscheinen,

---

ductive organs etc. III. ed. London. Churchhill 1862 p. 151. (A. nimmt 8—10 gr. an.)

2. Dr. J. Marion Sims: „Klinik der Gebärmutterchirurgie“ deutsch von H. Beigel. Aufl. 3. Erlangen. Enke 1873. S. 317. (c. 10 gr.)

3. Paolo Mantegazza: Sullo sperma umano. Reale istituto Lombardo di scienze e letere. Rendiconti Vol. III 1866. p. 184.

daß das Objekt dieses Ergänzungstriebes, der Gegenstand der Liebe, auch eine Person sein kann, mit der ein neues Wesen zu zeugen nicht möglich ist. Andererseits wird es uns auch verständlicher werden, daß sich der Geschlechtsbefriedigungstrieb (Detumescenztrieb) demjenigen Objekt zuwendet, auf das der Kontrectationstrieb gerichtet ist. Der Detumescenztrieb ist, so groß seine praktische Bedeutung sein mag, dabei doch nur untergeordnet, sekundär, und man sollte ihm daher bei einer objektiven Beurteilung der Homosexualität nicht die erste Rolle zuweisen, wie es vielfach geschieht.

Der Geschlechtsverkehr beansprucht für die Erhaltung der Arten keineswegs die Bedeutung, welche ihm mit dem Gegenstand nicht Vertraute zuerkennen. Bunge sagt in seinem meisterhaften Lehrbuch der Physiologie [1]): „Die Konjugation, die geschlechtliche Zeugung ist für die Fortpflanzung unwesentlich. Das Wesentliche ist die Zeugung durch Teilung einer Zelle, die vom Wachstum nicht verschieden ist. Welche Bedeutung die geschlechtliche Zeugung hat, wissen wir nicht."

Das Ausschlaggebende bei der Fortpflanzung, die Befruchtung, die Vereinigung der Keimstoffe, ist ja überdies ein völlig gefühlloser Vorgang, von dem wir ebensowenig wie vom Wachsen das geringste merken. Bunge hat vollkommen recht: „Wachstum und Fortpflanzung sind im Grunde genommen ein und dasselbe. Wachstum ist Fortpflanzung innerhalb der Grenzen des Individuums. Fortpflanzung ist Wachstum über die Schranken des Individuums hinaus"; auch der Mensch, der über sich hinaus wächst, der durch neue Gedanken und Windungen seine und des anderen Gehirnoberfläche vergrößert, pflanzt sich fort. Vom

---

[1]) 1. Aufl. 1901 erschienen.

Wachstum zur ungeschlechtlichen Fortpflanzung, von dieser zur geschlechtlichen Zeugung führen alle nur erdenklichen Übergänge. Gerade die imposante Vielseitigkeit, die unendliche Mannigfaltigkeit, mit der die Natur an der Erhaltung und Vervollkommnung ihrer Geschöpfe arbeitet, sollte uns vor der Vermessenheit schützen, der Natur ins Handwerk zu pfuschen. Wie können wir es verantworten, dem Menschen ein Recht abzuerkennen, das keinem anderen Lebewesen vorenthalten ist. Die geschlechtlichen Beziehungen erwachsener und zurechnungsfähiger Wesen gehen wahrlich keinen dritten etwas an. Wie, wenn der Zweck des Geschlechtstriebes nur die Liebe wäre, die Liebe, die stets fruchtbar ist, zeugt und gebiert, auch wenn ihr keine neue Lebewesen entsprießen? Man kann auch produktiv sein, ohne sich fortzupflanzen. Wenn Möbius die Fortpflanzung als wichtigsten Naturzweck[1]) bezeichnet, so setze ich dem Leipziger Psychiater den Leipziger Psychologen entgegen, Wundt, den man den größten Philosophen der Jetztzeit genannt hat. Dieser stellt als mittelbaren und unmittelbaren Zweck des Lebens die Erzeugung geistiger Schöpfung hin.[2]) Haben denn Michelangelo, Beethoven und Friedrich der Große ihren Naturzweck verfehlt, weil sie keine Kinder zeugten? Ich meine, sie bedeuten der Menschheit mehr, als 100 ihrer Zeitgenossen, die 1000 Kinder hinterließen. Nicht umsonst hat man von geistiger Befruchtung und Zeugung gesprochen. Genie kommt von *γενάω*-zeugen und die Spenderin der Wissenschaften nennt man alma mater, nährende Mutter. Die Erzeugnisse des Geistes, die Ge-

[1]) In dem Aufsatz „über die Vererbung künstlerischer Talente“ sagt Möbius (Stachyologie S. 123): „Das Talent ist dem wichtigsten Naturzweck, der Fortpflanzung, nicht förderlich. Gerade unter den großen Talenten finden wir viele kinderlose Leute.“

[2]) Eisler. Wilh. Wundts Philosophie und Psychologie in ihren Grundlagen dargestellt. Leipzig. Barth 1902. S. 183.

danken, sind Taten, treibende Kräfte, Entwickeler der Menschheit, Vorkämpfer besserer Zeiten. Wer neue Wahrheiten entdeckt und verbreitet, neue Gestalten bildet und formt, ist ein zeugender und säugender Förderer. Tolstoi ruft einmal aus: „Möchten doch die Menschen begreifen, daß die Menschheit nicht durch tierische Erfordernisse, sondern durch geistige Kräfte fortbewegt wird.“ Das Leben absolut schön zu schaffen, reich, reif und rein, das ist der Arbeit Ziel, des Daseins Zweck. Bis aus Ideen dieses Ideal entsteht, wird noch manche Generation dahingehen, manche Denkerstirn sich furchen und manche Arbeitskraft erlahmen. Nur der Tatenlose ist nutzlos, zwecklos nur, wer nicht am gemeinsamen Werke der Erziehung, Weiterbildung, Vervollkommnung mitarbeitet. Der Wert eines Menschen hängt von den Werten ab, die er erzeugt. Hand in Hand mit den beiden anderen Geschlechtern hat der Uranismus trotz allem und allem Werte und Werke geschaffen für den Einzelnen und die Gesamtheit. Das war des Uraniers, wie jedes Menschen Zweck und Pflicht.

Und nun schlagen wir die Brücke vom Erkennen zum Leben. Groß sagt einmal:[1]) „Heute sperren wir die Homosexuellen ein und geschieht es ohne Berechtigung, so wurden eben so und so viele Menschen ungerecht ihrer Freiheit beraubt und etwas Ärgeres können wir überhaupt nicht tun.“ Und ich füge hinzu, — indem ich vor meinem Geiste noch einmal die vielen hunderte von Uraniern vorüberziehen lasse, vom Prinzen zum Tagelöhner, die ich in sieben Jahren sah, diese hülflosen Ärzte und Priester, diese angsterfüllten Staatsanwälte und Richter, diese bedeutenden Gelehrten und Künstler, die braven Offiziere, die pflichttreuen Beamten, die tüchtigen Kaufleute, Landwirte, Studenten,

---

[1]) Archiv für Kriminalanthrop. 10. Band 1 u. 2 H. S. 195.

Arbeiter alle, alle stigmatisiert, verstümmelt, getroffen in ihrem Heiligsten, —: Solange Staat und Gesellschaft in diesen von der Fortpflanzung, nicht aber von der Liebe Ausgeschlossenen Verbrecher sehen, hat das Mittelalter sein Ende noch nicht erreicht. Ich für mein Teil werde nicht aufhören, für das Recht dieser Unterdrückten zu kämpfen, nicht aus Ruhmbegier, sondern weil ich es nicht ertragen könnte, untätig Mitwisser eines so gewaltigen Unrechts zu sein.

Anhang:

Lebensgeschichte des urnischen Arbeiters Franz S., von ihm selbst erzählt.

Als Kind armer Eltern — mein Vater war Schreiner — kann ich im Allgemeinen auf meine Jugendzeit eigentlich nicht als auf eine goldene Zeit zurückblicken, zumal da meine Mutter frühe starb und wir 2 Brüder, die wir von 5 Geschwistern zurückgeblieben waren, bald eine Stiefmutter bekamen. Unsere Stiefmutter, die noch heute lebt und unseren Vater in der Folge noch mit 2 Söhnen beschenkte, war eine äußerst rechtschaffene Frau und uns eine liebevolle Pflegerin, die uns gewiß in jeder Beziehuug die rechte Mutter zu ersetzen bemüht war. Allein die dürftigen Verhältnisse unserer Familie brachten es mit sich, daß wir schon als Jungen zum Lebensunterhalt mit beitragen mußten. Der rücksichtslose Kampf ums Dasein warf schon frühe seine grauen Schatten in den Sonnenschein unserer Jugend. Die Stunden, wo ich frei mich meinen Altersgenossen zugesellen durfte, waren mir bedeutend knapper zugemessen als allen anderen Kindern. Um so eifriger und in steter Angst, daß der Ruf meiner gestrengen Mutter mich, ach nur zu frühe, wieder abrufen würde, gab ich mich den Kinderspielen mit meinen — Kameradinnen hin. Freilich, Kameradinnen, denn Mädchen waren damals meine liebsten und fast ausschließlichen Spielgefährten. Ich fand bei ihnen stets willige Annahme und war ihnen offenbar ein angenehmer Spielgenosse. Abhold jenen lärmenden, wilden Knabenspielen zog ich es vor, in Gemeinschaft mit gleichaltrigen

Mädchen der Nachbarschaft mich an Puppenwagen, Puppenstuben, Kochherd u. s. w. zu ergötzen. Dort war ich in meinem Element. Keine meiner Gespielinnen konnte die kleinen Möbel und Sächelchen des Puppenheims so schön zurechtstellen, die kleinen Betten und Deckchen so glatt falten, keine konnte so schöne Chokoladen- und Milchsuppen zurechtpantschen, so delikate Mohrrüben mit Zucker einmachen, als ich. Deshalb mußte ich auch meistens bei den Spielen die Mutter markieren, obwohl mitunter von einer neidischen Kleinen Einspruch dagegen erhoben wurde, wobei man lakonisch auf meine Hosen als unzweifelhafte Qualifikation zur „Vaterschaft" hinwies. Zuweilen mischte sich auch die Mutter Derjenigen, in deren Behausung wir spielten, dazwischen, um uns auf diese Umkehrung der Begriffe aufmerksam zu machen. Die Majorität der kleinen Schar entschied meistens, nach einigen Wenn und Aber, doch für meine „Mutterschaft." Und zwar vornehmlich im Hinblick auf die Chokoladensuppe und die eingemachten Rüben. Und um auch etwaigen Nörgeleien wegen der „Hose" zu begegnen, wurde oft ein altes Umschlagtuch nebst dem Häubchen der Mutter herbeigeschafft. Angetan damit war ich glücklich, meine Rolle bis zu Ende des Spiels durchführen zu können. —

Welch rosiger Hauch holder Unschuld lag über diesen naiven Jugendspielen ausgebreitet! Und doch — wenn der Forscher den Schleier jugendlicher Naivität durchdrang, bot sich ihm nicht schon in dem Verhalten des Kindes manch deutliches Merkmal psychologischer Abnormität? — Weiter aber: Je älter ich wurde, um so deutlicher entwickelten sich meine Neigungen zu allen möglichen weiblichen Beschäftigungen. Meine Stiefmutter bemerkte sehr bald, mit welchem Geschick ich stets die kleinen Hilfeleistungen ausführte, welche sich auf den Haushalt bezogen.

Bald wurde ich von ihr mit Vorliebe zu solchen Arbeiten herangezogen. Und ich erinnere mich lebhaft jener freudigen Genugtuung, die ich empfand, als anläßlich der Geburt meines jüngsten Bruders, ich hatte eben mein zehntes Lebensjahr überschritten — schon ein großer Teil der häuslichen Verrichtungen mir übertragen wurde. Körperlich entwickelte ich mich recht langsam, dafür wurde mir aber öfter eine gewisse, nach innen gekehrte geistige Regsamkeit nachgesagt. Mit dem elften Jahr hörten die Spielereien mit den Mädchen nach und nach auf. Die Personen der kleinen Mädchen hatten ja bei den vorbenannten Spielen wenig oder keine Anziehungskraft ausgeübt. Es war nur immer die Art des Spieles, die mich festhielt. Eine auffallende, offen und naiv ausgedrückte Vorliebe für schöne Formen und Linien wurde schon frühe bei mir

von meiner erwachsenen Umgebung bemerkt und als ein besonderes Kuriosum an mir belächelt. Gelegentlich eines Wohnungswechsels meiner Eltern wurde mein Geschick allgemein bewundert, mit dem ich in der neuen Wohnung Bilder, Spiegel und sonstige Sächelchen an den Wänden geschmackvoll zu arrangieren wußte. Vom elften Jahre an gab ich mich nun mehr und mehr mit Knaben meines Alters ab, doch war die Art des Verkehrs wiederum sehr bald Gegenstand vieler Bemerkungen, namentlich der Mütter, die ja überhaupt mehr Gelegenheit nehmen, das Tun und Treiben als das ganze Wesen ihrer Kinder zu beobachten. Man fand meine Art, mit den Freunden sich abzugeben, komisch, so „eigentümlich,“ „so anders,“ garnicht jungenhaft. Wenn ich mit Knaben spielte, so kamen die sonst üblichen Katzbalgereien, Gezänke und Feindseligkeiten, die ja sonst unter Jungen gang und gäbe sind, garnicht vor. Ich wußte immer alles gleich wieder zu arrangieren und zu versöhnen, so daß jeder zu seinem Rechte kam. Nahm auch wohl oft den Rest auf meine Kappe, damit sie nur alle „wieder gut“ wurden, paukte mich mit den Einzelnen nie, gab immer, oft mit tränenden Augen nach und war froh, wenn sie mich nur leiden mochten, wenn ich ihnen nur immer gut sein durfte. Deutlich erinnere ich mich noch, wie mich oft meine Mutter schalt wegen meines duckmäuserischen, mädchenhaften Benehmens und mir einschärfte, daß ich mich, wenn ich im Rechte sei, zu wehren hätte und mir nicht „alles gefallen lassen dürfte“! Gewöhnlich ohne Erfolg. Soldaten-, Krieg- und Räuberspiele, die bei allen Jungen doch die begehrtesten Spiele sind, mir waren sie ein wahrer Horror. Ich erinnere mich, nur ein einziges Mal das Spiel „Indianer und Pflanzer“ mitgemacht zu haben, aber bloß unter der Bedingung, daß mir dabei die Anfertigung der phantastischen Lendengürtel und Kopfputze übertragen wurde, bei welcher Beschäftigung ich dann eine geradezu abenteuerliche Phantasie entwickelte. An den Spielen selbst hatte ich nur insofern ein Interesse, als ich dabei mit kritischem Blick die äußeren Erscheinungen der verschiedenen Knaben in Vergleich bringen konnte. Gewöhnlich lief ich neben und hinter den einherstürmenden Knaben und weidete meine Augen an dem schlanken Oberkörper, den üppigen Lenden, den glühenden Wangen und den funkelnden Augen desjenigen, der meinen Schönheitsbegriffen besonders entsprach. Schöne, lebhafte, sprechende Augen liebte ich schwärmerisch, und wenn ihr Besitzer gar womöglich noch leichtgelocktes Haar hatte, dann wars immer um meine Ruhe geschehen. So einer durfte unbeschränkt über mich verfügen. Ich suchte auf alle mögliche Art seine Gunst zu erwerben, war glücklich, wenn ich in seiner

Nähe weilen oder gar seine Hände fassen durfte. Ein solcher Knabe, Willy M . . . . ., zwei Monate jünger als ich, doch bedeutend kräftiger entwickelt, war es denn auch, für den mich bald eine heftige und tiefe Zuneigung ergriff. Er war es, für den ich meine ersten „Liebesschmerzen“ erduldete. Jenes oben genannte Spiel, „Indianer und Pflanzer,“ hatte uns näher zusammengeführt. Ich hatte bei dem Spiel die mehr passive Rolle unter den indianischen Kriegern übernommen. Ich mußte die gemachten Gefangenen bewachen. Willy geriet ebenfalls, nach heldenmütiger Gegenwehr gegen die Übermacht der Wilden, in ihre Gefangenschaft und wurde mir im Triumph zugeführt, damit ich ihn bewache, bis die eventuellen Sieger in den „Wigwam“ zurückkehrten, um ihn dem qualvollen Tode am Marterpfahl zu überantworten. Schweigend nahm ich ihn in Empfang und schweigend betrachteten wir uns eine Weile gegenseitig. Er nahm seine Rolle sehr ernsthaft und betrachtete mich mit ungeheurer Verachtung. Ich nahm meine Rolle weniger gewissenhaft, sondern musterte seine äußere Erscheinung mit heimlicher Bewunderung.

So wie wir uns später oft einiger an sich unbedeutender Episoden unserer Jugend lebhaft bis ins hohe Alter hinein erinnern, mit derselben Lebendigkeit, als sei es gestern geschehen, erinnere ich mich noch heute jener unsagbar wonnigen, süßen Freude, die ich damals empfand, als dieser Knabe, gefesselt, in seiner stolzen Hilflosigkeit vor mir stand. Im Stillen dankte ich es meinem gescheiten Einfall, daß ich mich hatte zum Wächter der Gefangenen benutzen lassen. War ich doch nun in die glückliche Situation gekommen, meinen geliebten Freund vollständig in meiner Gewalt zu sehen. Mein erster Gedanke, nachdem wir allein gelassen, war, ihn in seiner Hilflosigkeit in meine Arme zu schließen, um ihn nach Herzenslust abzuküssen und an mich zu drücken. Was wollte er machen; er war gebunden, konnte sich nicht wehren und mußte sich meine Liebkosungen gefallen lassen. Allein die Furcht vor seiner wirklichen Verachtung hielt mich davon ab. Wonnetrunken saß ich eine Weile neben ihm und bewunderte verstohlen den schlanken Körper, den schönen Kopf meines Gefangenen. Willy war in der Tat eine außerordentlich schöne Jugenderscheinung. Tannenschlank gewachsen, waren Kopf und Gliedmaßen geradezu klassisch zu nennen im Ebenmaß ihrer Formen. Den schönen Kopf schmückte eine Fülle seidenweichen, blonden Haars, das in leichten natürlichen Kräuseln die blendend weiße Stirn umrahmte und ein paar große, wunderbar sprechende Augen, stahlgrau und von langen dunklen Wimperhaaren beschattet, strahlten aus diesem schönen

Gesicht mir entgegen. An ihnen konnte ich mich nie satt sehen. Möglich, daß sich die Erscheinung Willys in meiner jungen Seele in übertriebenen Reflexen widerspiegelte. Ich weiß mich aber noch genau zu entsinnen, wie ich damals nicht begreifen konnte und wie ich eigentlich jedem Menschen böse war, der ihn sah und nicht dabei ausrief: „Wie unendlich schön ist dieser Knabe!“ Ich muß betonen, daß ich niemals dabei in meiner ganzen Knabenzeit sexuelle Regungen empfand, das geschah erst in und nach der Entwicklung meiner Pubertät.

Das Ende jenes Spiels aber war ausschlaggebend geworden für unsere nachherige Freundschaft. Willy hatte bei jener Gelegenheit mein Mitgefühl nicht umsonst benutzt, indem er behauptete, die Fesseln seien „zu fest“ und täten wehe, und ich war nur zu bereit, diese etwas zu viel zu lockern, und war auch nachher gerade nicht allzusehr erschrocken, als plötzlich mein Gefangener in grossen Sätzen entwischte. Das Spiel, hiess es, „gilt nicht,“ ich wurde tüchtig wegen meiner Unzuverläßigkeit ausgescholten. Und als ich dabei noch obendrein meinen Freund Ausreisser in Schutz nehmen wollte, geschah, was oft zu Ende solcher Spiele zu geschehen pflegt, irgend jemand bekam seine Hiebe und hier in diesem Falle war ich es, der seine schöne Tracht Prügel von seinen Kriegskumpanen einheimsen musste. Das waren meine ersten „Liebesschmerzen.“ Und Willy machte nicht einmal Miene, mich zu trösten oder nur zu bedauern. Und doch ist eben dieses Jugendspiel der Grundstein zu unsrer langjährigen innigen Freundschaft geworden. Es mochte Willy doch wohl leidgetan haben, dass ich seinetwegen so jämmerlich gepufft worden. Er liess sich von da an öfter vor dem Hause, wo meine Eltern wohnten, sehen. Ach und ich, mir fuhr jedesmal ein Wonneschauer durch die Brust, wenn ich ihn nur erblickte. Heisse Blutwellen schossen mir ins Gesicht und mehr stürzend rannte ich auf ihn los, um seine Hand zum „guten Tag“ zu fassen, die ich dann oft überlange festhielt, in seinen Anblick versunken und ohne zu hören, wenn er mich nach diesem und jenem frug. Von nun an begann die schönste Zeit meiner Jugend. Ich war überglücklich, dass Willy anfing, sich mit mir zu beschäftigen. Nun bot ich alles auf, ihn an mich zu fesseln. Wir besuchten uns gegenseitig und wenn ich einmal von der Mutter einen freien Nachmittag erhielt, dann wusste ich's trefflich einzurichten, ihn von den wilden Spielen mit den andern Jungen abzuhalten und ihn zu überreden, mit mir zusammen in der Umgegend umherzustreifen. Er tat mir auch öfter den Gefallen und ging mit, trotzdem die Neigung dazu bei ihm nicht sonderlich gross zu sein schien. Dann lagen wir oft an einem kleinen

Abhang oder im Gebüsch versteckt und lauschten dem Gesange der Lerchen über unseren Häuptern und folgten ihren Bewegungen, wenn die kleinen Sänger jubelnd in den blauen Äther aufstiegen. Zuweilen war Willy, den Kopf in meinem Schoss ruhend, sachte eingeschlafen, während ich meiner Lieblingsbeschäftigung oblag, grosse Mengen von Blumen zu allerlei Kränzen, Sträussen und Guirlanden zu verarbeiten. Dann hielt ich ab und zu inne und lauschte auf seine tiefen Atemzüge, betrachtete zärtlich sein schönes Haupt von allen Seiten und versenkte heimlich und schüchtern meine Lippen in das üppige Haar des Lieblings. Fortan gab ich mich dieser berauschenden Zuneigung mit einer Inbrunst hin, die bald mein ganzes junges Dasein ausfüllte.

Wo ich ging und stand, begleiteten mich die Gedanken an ihn. Ich mischte mich jetzt nur noch sehr selten unter die anderen Knaben, wenn „er“ nicht unter ihnen war, sondern streifte allein umher oder ging zu ihm, und wenn ich ihn nicht zu Hause traf, setzte ich mich in irgend eine Ecke, um auf ihn zu warten. Schalten schon früher meine Eltern öfter über mein „närrisches“ Wesen, so war ich nun völlig ein Träumer geworden. Stundenlang sass ich oft in der Kammer in einer Ecke und sann und sann und suchte nach einem Mittel, wie ich meinem schönen Freund noch mehr wie bisher meine Liebe beweisen könnte. Allerlei abenteuerliche Pläne wogten in meiner Seele auf und nieder. Ich stellte mir vor, wie das Haus, in dem Willy wohnte, plötzlich in Brand geriete und Willy darin in grosser Lebensgefahr sich befinden würde. Ich würde dann, das gelobte ich mir, sofort mich in die Flammen stürzen, würde ihn natürlich „ganz gewiss“ in meinen Armen aus dem Feuermeer erretten u. s. w. So brachte ich oft die Zeit hin in solchen für mich wundersüssen Träumen.

Immerwährend hungrig nach irgend einer Gunstbezeugung von seiner Seite, war im Gegensatz dazu Willy eigentlich recht sparsam damit. Willy war im Ganzen ein herzensguter Junge. Jedoch geschlechtlich offenbar normal veranlagt, konnte er mir gewiß keine anderen Gefühle entgegenbringen, als er für mich eben hatte. Nämlich jenes Gemisch von Anhänglichkeit und Dankbarkeit, das er mir ja auch bereitwillig zugestand, wohl mit dem dunklen Bewusstsein, dass er an mir einen Freund besass, von dem er alles verlangen konnte. Was aber in meinem kaum 13jährigen Herzen schon damals brannte und wühlte, war eben etwas anderes als kameradschaftliche Zuneigung. Es waren die ersten steigenden Funken jenes gewaltigen unterirdischen Feuers, jener leidenschaftlichen Glut, die man Liebe nennt. Blieb dem Dreizehnjährigen, in

keuscher Unschuld, auch die erotische Natur dieser Empfindungen noch unbewusst, so stieg mir doch bereits die dunkle Ahnung empor, dass diese Liebe ebensolche, gleich heisse und stürmische Leidenschaftlichkeit von dem anderen fordern müsse. Ich war nicht damit zufrieden, dass er mich viel aufmerksamer und rücksichtsvoller, sanfter behandelte wie die anderen, mich auch wohl mal spassend sein „Puppchen" nannte, meine Hände packte und mit mir im Kreise herumjagte, mich plötzlich losliess und dann schnell hinzusprang und mich auffing, wenn ich, schwindlig geworden, zu stürzen drohte; war auch nicht zufrieden, wenn ich seinen Kopf dann und wann an meinen Busen drücken durfte, ihm Haar und Wangen zu streicheln. Nein, freiwillig sollte er selbst dergleichen auch mit mir tun, sollte meinen schüchternen Kuss erwidern. Täglich in den Stunden, wo wir nicht beisammen waren, waren doch meine Gedanken bei ihm. Dann stellte ich mir in meiner Phantasie vor, wie er mich innig umarmte, an sich drückte und küsste. Bei solchen Träumen stieg mir immer der Schlag meines Herzens gleichsam bis zum Hals herauf und ich wäre in solchen Augenblicken nicht im stande gewesen, wenn mich Jemand überrascht hätte, auch nur ein Wort hervorzubringen. Fest hing ich mich dann im Geiste an ihn, um ihn nie, nie mehr loszulassen, er sollte mich tragen, weit, weit fort, irgendwohin, wo wir immer, immer beisammen sein dürften. Wie geistesabwesend sass ich dann oft in einem Winkel und rührte mich nicht. Oft traf mich meine Mutter so und riss mich scheltend, unsanft aus meinen süssen Träumen. So viel ich nun auch von solchen Umarmungen träumte, Willy tat nie etwas dergleichen, und ich musste mich weiter mit den kärglichen Gunstbezeugungen dieses wild umherstürmenden Knaben begnügen. Und doch — bald sollte ein Teil meiner heimlichen Träume in Erfüllung gehen. Wie ich schon eingangs meiner Zeilen bemerkte, waren meine Eltern arme Leute, die schwer um die rechtschaffene Erhaltung unserer zahlreichen Familie kämpfen mussten. Mit Eintritt in mein 13. Lebensjahr machte sich, hervorgerufen durch lange Krankheit meines Vaters, auch für mich die Notwendigkeit geltend, nun dauernd zum Unterhalt der Familie mit beizutragen. Ich war im Ganzen etwas zart, aber sonst kerngesund und leidlich wohlgebaut. So erhielt ich denn eine Stelle in einem grossen Speditionsgeschäft, als sogenannter — Rollmops, so wurden jene halbwüchsigen Jungen genannt, welche den Rollkutscher auf dem schwerbeladenen Speditionswagen zu begleiten hatten, vom Güterbahnhof durch die Stadt, wo die Kisten und Ballen bei den verschiedensten Firmen abgesetzt wurden. Hier begann nun eine sehr trübe Periode meiner Jugend, und doch fiel

in sie der erste Sonnenstrahl eines reinen zarten Liebesglückes. Der Leser mag mir gestatten, hier die kleinen, an sich ja recht unbedeutenden Vorkommnisse dieses meines jungen Daseins etwas ausführlicher zu erzählen. Denn es bieten sich in ihnen, meiner allerdings laienhaften Auffassung nach, wohl für den Forscher alle jene charakteristischen Merkmale dar, die schon den Knaben in seiner ganzen psychologischen Entwicklung als ausgesprochenen Homosexuellen erscheinen lassen. — Meine ganze körperliche und seelische Verfassung stand eigentlich im Widerspruch zu meinem neuen Tätigkeitsfelde. Die ganze Umgebung, in die ich nun plötzlich hineinkam, behagte mir schon von Anfang an nicht. Und doch war ich nun verpflichtet, täglich von $^1/_2$2 bis meistens Abends nach 10 Uhr in dieser neuen, für mich so ungünstigen Atmosphäre zuzubringen, unter der ich ungemein litt. Meinen geliebten Willy sah ich jetzt nur noch selten, denn ich hatte ja nun in der Woche überhaupt keine freie Zeit mehr. Mein ganzes Wesen sträubte sich gegen die Art meiner nunmehrigen Beschäftigung. Der Umgang mit den Pferden, das An- und Ausspannen, Füttern und Tränken derselben, sowie das Streumachen, alles dieses gehörte zu den Obliegenheiten eines ordentlichen „Rollmopses“ und war mir ein Gräuel. Dazu kam, daß ich unter dem ungemein rohen Tun und Treiben der Kutscher zu leiden hatte. Das beständige wüste Gefluche, die brutalen gemeinen Späße flößten mir Abscheu ein. Scheu und furchtsam tat ich, was mir geheißen wurde und hatte in Folge dessen auch noch die frechen Sticheleien meiner neuen „Kollegen“, deren es eine Menge auf dem Speditionshofe gab, einzustecken.

Mit Wehmut dachte ich an die schöne Zeit, wo ich mit Willy zusammen so glücklich war. Ach wie sehnte ich mich so furchtbar nach diesem meinen liebsten, meinem einzigen Freund. Und fast unbewusst lenkte ich meine Schritte nach jener Strasse, in der er wohnte, drückte mich in irgend eine Ecke, von wo aus ich seine Fenster sehen konnte, und blickte unverwandt hinauf. Meistens war es schon immer nach 10 Uhr und meine geheime Hoffnung, Willy vielleicht noch treffen und sprechen zu können, war immer vergeblich. Fast verzehrte mich die Sehnsucht nach ihm und unsagbare Traurigkeit erfüllte meine Seele. Ich dachte mir dann meinen Liebling hinter jenem Fenster, vielleicht schon friedlich in seinem Bette schlummernd, er dachte am Ende gar nicht mehr an mich, seinen Freund, ja, hatte vielleicht den ganzen Tag, die ganze Zeit, wo wir uns nicht gesehen, nicht mehr an mich gedacht, hatte mich wohl gar schon ganz vergessen. O dann fühlte ich mich so

furchtbar einsam und verlassen auf der Welt und fing an bitterlich in mich hinein zu weinen. Ich war tief unglücklich und langsam schlich ich nach Hause. — Solche Abende wiederholten sich oft. — Und doch sollte mir hier gerade die glücklichste Stunde meines jungen Dasein's schlagen. Was ich mit meinen glühendsten Phantasien bis dahin mir heimlich ausgedacht, nie aber verwirklicht zu glauben gewagt, das wurde mir an einem Abende zuteil. Ich hatte mich, wie oft, nachdem die Feierabendstunde für uns geschlagen, verstohlen vom Speditionshof davon gemacht, um nicht mit den anderen Burschen auf der Strasse zusammen zu geraten. Träumend trabte ich durch die Strassen und stand auch bald wieder vor dem Hause meines Freundes. Ich hatte ihn fast 3 Wochen lang nicht gesehen und bildete mir ein, Willy müsste nun doch unbedingt auch nach mir ausschauen. Meine unendliche Zuneigung konnte sich nicht damit abfinden, dass er so ganz und gar nicht an mich denken sollte. Lange wartete ich vergeblich, dass er vielleicht zufällig irgendwo noch sichtbar würde. Schliesslich ging ich, da ich nun das Tor zufällig diesmal noch offen fand, durch den Hausflur und lungerte wartend und missmutig auf dem mir wohlbekannten Hof umher. Im Hause wohnte ein Lohnkutscher, der in den Seitengebäuden, Remisen und Ställen mit seinen Kaleschen, Droschken, Pferden und allerlei Gerätschaften den ganzen Hof beherrschte. Ich kannte jeden Winkel, denn ich hatte mich mit Willy zusammen manches liebe Mal hier umher getummelt. Ich setzte mich auf einen umgestülpten Wassereimer, am Eingang einer offenstehenden Wagenremise und starrte nun eine Weile nach dem Küchenfenster der Wohnung meines Freundes hinauf. Eine Weile hatte ich so gesessen, schwermütig seufzend, den Kopf in die Hände gestützt, als ich plötzlich aus dem Innern des Schuppens, wo einige Bündel Stroh, Futtersäcke u. s. w. lagen, meinen Namen flüstern hörte. Ich bekam einen gewaltigen Schrecken, sprang auf und lauschte. Hinter dem Bündel Stroh regte sich etwas, kam vorsichtig näher und mit freudigem Erstaunen erkannte ich nun — Willy, meinen sehnlichst erwarteten Freund. Er liess mir aber keine Zeit zum langen Fragen, zog mich am Arm in den dunklen Winkel zurück und erzählte mir flüsternd und mit vor Angst zitterndem Athem, wie er in dieses Versteck gekommen sei und wie er sich, aus Furcht vor dem strafenden Arm seines sehr strengen Vaters, nicht hinauf getraue. Es war eine lange Geschichte. Willy hatte offenbar wieder einmal bei einem tollen Knabenstreich die Hauptrolle gespielt. In Gesellschaft mit anderen Knaben hatte er einer in der Nähe wohnenden Grünkramhändlerin einen Schabernack zugedacht. Das Geschäftslokal dieser Frau befand

sich unterhalb der Strassenfront, die Treppe ging von der Strasse aus nach unten, und die bösen Buben hatten nun einen grossen Blechtopf mit Wasser herbeigeschleppt und hatten diese Pandorabüchse jene Treppe hinunter „fallen lassen". Das Wasser war natürlich in den Laden geflossen und hatte die alte, etwas korpulente Frau sehr in Bewegung gesetzt. Nach vollbrachter Tat fliehend, waren jedoch einige der Übeltäter erkannt worden. Und gegen Abend nahte die rächende Nemesis in Gestalt der sehr rabiaten Grünkramfrau. Sie kam in die Wohnung der Eltern, strengste Strafe heischend für den „ungeratenen Bengel", widrigenfalls sie sich bei der Polizei beschweren wolle, da das schon „öfter vorgekommen". Willy beteuerte mir allerdings, dass er diesmal „wirklich und wahrhaftig" gänzlich schuldlos sei, indem die anderen den ganzen Koup ausgeheckt und vollbracht hätten, er aber nur „zugeguckt" hätte. Mit pochendem Herzen hatte ich seinem Bericht gelauscht. Mitleid erfüllte meine Seele und ich überlegte bereits, wie ich meinem Freunde helfen könnte. Ich riet ihm zunächst, hinauf zu seinen Eltern zu gehen, denn, da er „nichts dafür" könnte, so setzte ich ihm auseinander, war doch keine Strafe zu erwarten. Allein mit der gänzlichen Unschuld mochte es wohl seinen Haken haben, und ich konnte ihn nicht dazu bewegen, hinauf zu gehen. Schliesslich erklärte er schluchzend, er wolle „in's Wasser" gehen, denn sein Vater sei „zu strenge". Entsetzt packte ich seinen Arm, als müsste ich ihn festhalten. So sassen wir eine Weile stumm nebeneinander. Seine Angstlaute schnitten mir in's Herz und ich zermarterte mein armseliges Hirn nach irgend etwas, womit ich ihn retten könnte. Denn helfen musste ich ihm, so viel war sicher. Mit einem Male kam mir auch ein trefflicher Gedanke, ja so musste es gehen, so konnte ich ihn vielleicht von der drohenden Strafe befreien. Ich überlegte garnicht erst, ob auch alles, was er mir erzählt hatte, wahr sei und ob er wirklich nur „zugeguckt" hätte. Schnell sprang ich auf, flüsterte ihm hastig ein paar Worte über meinen Rettungsplan zu und ehe er ein Wort erwidern konnte, rannte ich über den Hof, die Treppe zur Wohnung seiner Eltern hinauf und schellte. Beim schrillen Klang der Schelle aber erschrak ich doch heftig über meine Kühnheit und mir war auf einmal sehr bange. Aber hier blieb mir keine Zeit mehr zum Überlegen, denn im nächsten Moment stand ich schon vor dem gestrengen Herrn Vater meines Freundes. Stockend begann ich nun zuerst und zähneklappernd vor Angst und Aufregung eine umständliche Erzählung, wie ich Willy vorhin getroffen hätte, wie er auf der Brücke am Kanal gestanden, sich nicht nach Hause getraue, in's Wasser wolle aus Angst vor der

Strafe und wie er so geweint habe, weil er diesmal „garnichts gemacht“, sondern bei der ganzen Sache „nur zugeguckt“ und dass ich es „ganz genau“ gesehen, wie ein andrer Junge den Topf mit dem Wasser in den Keller gestürzt, Willy aber nur in der Nähe gewesen sei und eben nur zugeguckt habe. Das alles hatte ich „ganz genau gesehen“ u. s. w. Ich log das Blaue vom Himmel und muss wohl in der Hitze in meine Rede „dramatisches Leben“ gebracht haben, denn Geschwister und Mutter meines Freundes standen um mich herum und lauschten athemlos. Warum sollte es auch nicht so gewesen sein? Es war schon ziemlich spät, man war bereits unruhig geworden, da sich Willy noch nicht hatte blicken lassen. Also klang meine Erzählung nicht unwahrscheinlich und die Mutter fing bereits zu jammern an um „den armen Jungen“; man drang in mich, ich sollte ihn holen oder wenigstens sagen, wo er stecke, es solle ihm nichts geschehen u. s. w. Mir aber, angesichts des unerwarteten schnellen Erfolges, schwoll gewaltig der Kamm, ich fing an, mit meinen höheren Zwecken zu wachsen und erklärte achselzuckend, das Versteck Willy's nicht verraten zu können, bevor man nicht Straflosigkeit vollkommen einwandsfrei zusichere. Plötzlich fiel mir der Vater, der mich während des ganzen Auftritts aufmerksam beobachtet hatte, gelassen mit der Frage in's Wort, ob nicht wohl ich der wirkliche Täter sei, denn da ich alles so genau wüsste, müsse ich doch zum mindesten dabei gewesen sein. Verdutzt senkte ich die Augen zu Boden, nun hatte mein schönes Lügengewebe ein ziemliches Loch bekommen, schnell aber besann ich mich, schmolz flugs Dichtung und Wahrheit zusammen und erklärte prompt, dass ich, auf dem Rollwagen sitzend, zufällig alles mit angesehen hätte. Die Sache schien plausibel, Willy's Mutter namentlich glaubte alles und suchte ihren Gemahl von der Möglichkeit der Wahrheit meiner Angaben zu überzeugen. Dieser war nun freilich nicht so schnell von der Unschuld seines Sprossen überzeugt, namentlich wollte ihm der Passus von dem „blossen Zugucken“ nicht recht einleuchten. Die ganze Geschichte schien ihn aber endlich zu amüsieren, da ich nicht aufhörte fortwährend die Engelreinheit seines Sohnes zu beteuern. Schliesslich meinte er, man könnte es ihm ja diesmal schenken, obgleich es eigentlich um jeden Hieb schade sei, der vorbei ginge u. s. w. Mein Herz hüpfte vor Freuden und als der grosse bärtige Mann wohlwollend lächelnd meinte, ich sei ja ein verteufelt eifriger Fürsprecher und wir hielten wohl „dicke Freundschaft“, da ward ich über und über rot und konnte kein Wort mehr sagen. Ich erhielt nun beim Fortgehen nochmals den dringenden Auftrag von der Mutter, den Sohn sofort

hinauf zu schicken. Nochmals nahm ich ihr die Zusicherung ab, dass ihm nichts passieren dürfe, flog die Treppe hinunter, über den Hof und teilte meinem Freunde triumphierend die Freudenbotschaft mit. Willy traute jedoch dem Frieden noch nicht so recht und zögerte. Nun versprach ich, bereits mit tränenden Augen, mitzugehen und nochmals alles zu bekräftigen in seiner Gegenwart, da ich sah, dass er meinen Worten nicht glauben wollte. Ich musste nun nochmals mit hinein und das Damoklesschwert über dem teuren Haupte meines Freundes wurde glücklich beseitigt. Als mich Willy nachher hinausbegleitete, um mir das Tor aufzuschliessen, — da es mittlerweile spät geworden war —, blieb er auf dem Hausflur plötzlich vor mir stehen, fasste meine Hand, sah mich eine Weile an und meinte dann in seiner treuherzigen Weise: „Du bist aber furchtbar gut, weisst Du, und was Du für Courage hast! Wärst Du nun nicht gekommen, hätte ich immer noch die schreckliche Angst.“ Ich konnte nichts erwidern, sondern drückte nur leise seine Hand. Er aber, wohl in unmittelbarer Aufwallung seines dankbaren Herzens, schlang nun seine Arme fest um meinen Hals und küsste mich dreimal herzhaft auf die Wange, indem er mich seinen liebsten Freund nannte. — Ich war wie betäubt. Die schnelle, unerwartete, zärtliche Berührung Willys raubte mir fast die Sinne. Mein Kopf glühte plötzlich wie Feuer, und das Herz drohte mir zu zerspringen, so stürmisch begann es zu pochen. Ein unbeschreibliches Gefühl durchrieselte meine Adern und im Übermass seligen Entzückens erbebte mein ganzer Körper. Nun konnte ich mich nicht mehr halten. Zitternd hing ich am Halse meines Freundes und bedeckte sein Antlitz mit tausend leidenschaftlichen Liebkosungen. Der erste Strahl heisser Sinnlichkeit durchschoss meinen Körper. War das nicht die Erfüllung meiner seligsten Träume, die ich so oft im stillen Winkel, immer und immer von neuem, geträumt? Nun sagte er es mir selbst, dass ich sein liebster Freund sei — minutenlang war ich nicht imstande, einen Laut von mir zu geben.

Dann aber, unter neuem langen Kuss, gab ich mein süsses, so lange bewahrtes Geheimnis preis. Leise kam es von meinen Lippen. Ich bin dir ja so schrecklich gut! „Ich dir auch“, beteuerte Willy überzeugungsvoll. Und nun lösten sich die Zungen, innig umschlungen gaben wir uns gegenseitig das Versprechen unverbrüchlicher Treue. Nichts sollte uns mehr trennen, nie, nie wollten wir uns böse werden, wie es „die andern“ so oft gegenseitig täten. Willy schwor hoch und teuer, er wolle jedem die „Knochen kaput schlagen“, der mich beschimpfen oder mir gar „was tun“ wollte.

Meinen glühenden Kopf an seine Brust gelehnt, erzählte ich dann von meinem Missgeschick auf dem Speditionshof, von den Burschen, die mir immer nachstellten und von all den kleinen Sorgen und Kümmernissen dort. Er versprach mir, mich zu schützen, wo er nur könnte. So schwatzten wir noch lange von Diesem und Jenem und konnten nicht voneinander kommen. — Weshalb ich dies alles so breit und ausführlich schilderte? — Weil ich diese für mich so bedeutsamen Momente meines ersten Liebeslebens nie und nimmer vergessen kann und mag. Weil die unendliche Gewalt der Liebe mir in jenen Tagen zum ersten Male wirklich bewusst wurde. Und liegt nicht ein unbeschreiblich poetischer Hauch über diesem Stückchen Jugendidyll ausgebreitet, der in seiner schuldlosen Naivität das Herz jedes Menschenfreundes bezaubern muss? Was wussten wir von der Welt, was von der rauhen Wirklichkeit mit ihren Regeln und Gesetzen? Was für Begriffe macht sich ein $13^1/_2$ jähriges Gemüt von dem starren Sitten- und Moralkodex der Kulturgesellschaft? Ach, keine! Aus dem reinen Lebensimpuls, aus dem sprudelnden Quell lebendiger Jugendkraft und Fülle schöpfte ich dieses unendlich schöne Empfinden, diesen unwiderstehlichen Drang nach innigster Vereinigung des Körpers und der Seele. Immer und immer wieder presste ich den Körper Willys fest an mich, streichelte seine blühenden Wangen, liebkoste die strahlenden Augen dieses Knaben, den ich über alles liebte. Ich ahnte noch nicht, dass in diesem ewigen stürmischen Verlangen bereits die schwellenden Keime einer „naturwidrigen Perversität“ emporsprossten. Dass diese meine Zuneigung zu dem Wesen meines eigenen Geschlechts bereits alle Merkmale einer verbrecherischen Leidenschaft aufwies, die der Paragraph so und so mit Gefängnis, Zuchthaus und Ehrlosigkeit bedroht, was wusste der Knabe von alledem? Mit kindlicher Sorglosigkeit gab ich mich dieser Liebe hin, ging ganz in ihrem Gegenstand auf und konnte überhaupt garnicht anders, weil es eben meinem natürlichen Wesen entsprach. Ein hohes Glück fand ich in dem stolzen Bewusstsein, von Willy, dem schönsten, dem unbändigsten unter den ganzen Kameraden, geliebt zu werden. Er hatte es mir ja selbst gestanden, weil ich „so gut und so tapfer“ war. Ach, mit meiner Tapferkeit war es sonst nicht weit her. Aber eben, für „Ihn“, meinen Geliebten, wäre ich noch aller möglichen Thorheiten fähig gewesen. Rastlos nährte und pflegte ich meine Liebe. Über die nun folgende trübe und doch so glückliche Zeit meiner Jugend will ich schweigend hinweggehen. Sie flog schnell genug hin und aus den Knaben wurden Jünglinge. Willy und ich, wir waren und blieben die

zwei Unzertrennlichen. Beide mussten wir ein Handwerk lernen und nachdem wir die Lehrzeit absolviert, blieben unsre Verhältnisse und unser beiderseitiger Wohnort vorerst noch so, dass wir immer zusammen sein konnten. Willy hatte sich schnell zu einem wohlgewachsenen, blendendschönen jungen Mann herausgewachsen. Ich war mit meinen 17½ Jahren immer noch eine recht knabenhafte, unreife Erscheinung, wenigstens musste es nach dem Urteil meiner Umgebung wohl so sein. Zart und schwächlich gebaut, mit blassem Gesicht, sprach ich noch hell und sang einen tadellosen Sopran. Wir waren uns noch immer in treuer Freundschaft zugetan. Ich mit immer wachsender leidenschaftlicher Glut, Willy mit immer gleichmässiger ruhiger Treue und Anhänglichkeit.

Mir genügte natürlich diese ruhige, platonische Liebe durchaus nicht. Ich verlangte gleiche, heisse Leidenschaftlichkeit. Aber bald sollte ich inne werden, dass er mir das, was ich von ihm verlangte, eben nicht gewähren konnte. Gutmütig lächelnd, duldete er wohl meistens meine heftigen Liebkosungen, wehrte auch mitunter sanft ab mit der Bemerkung, er sei ja doch wohl kein Mädchen. Dann ward ich böse, nannte ihn einen kalten Frosch, eine Fischnatur und schmollte. Er nahm meine Ausfälle gelassen hin und tat im übrigen nichts, meine Ansicht zu entkräften. Wenn ich ihn dann aber einmal 8 Tage nicht gesehen, hielt ich es nicht mehr aus, ging wieder zu ihm und alles war gut. Ich liebte ihn zu sehr und seine Abwesenheit aus meiner Lebenssphäre war für mich ein unfassbarer Begriff.

In dieser Zeit begann ich natürlich auch, poetische Erzeugnisse von mir zu geben. Unendlich lange Verse entrangen sich meiner Feder. Sie alle waren an „ihn“ gerichtet. Er hat die ersten nie zu Gesicht bekommen. Später wurde ich hartnäckiger und dichtete ein riesiges Epos, das ebenfalls auf „ihn“ Bezug hatte. Dieses liess ich Willy „zufällig finden“. Er las es im Schweisse seines Angesichts und staunte mich an ob meines „Genies“, wollte aber, zu meinem heimlichen Verdruss, durchaus nicht merken, dass dieses alles nur ihn selbst zum Gegenstande hatte. Unsere sonntäglichen Vergnügungen waren auch durchaus von denen der meisten unsrer Kameraden, die ja alle, wie wir, dem Handwerkerstande angehörten, verschieden. Während diese sich in Rudeln Sonntags in den Strassen herumtrieben oder in Kneipen „Schafskopp“ oder Billard spielten, verachteten wir beide natürlich solche „barbarischen“ Genüsse. Wir gingen gewöhnlich ins Theater oder in Konzerte und nahmen nachher das Dargebotene häufig gar superklug unter die kritische Lupe.

Allein bald sollte unser schönes Verhältnis einen jähen Riss bekommen. Wir gingen nun bereits dem 19. Jahre entgegen und mir fing es an, aufzufallen, dass Willy nicht mehr seine freie Zeit ganz und gar mit mir teilte. Es kam erst einige Male, dann sehr oft vor, dass er, wenn ich Sonntags zu ihm kam, um ihn abzuholen, schon fort war oder sich bei mir entschuldigte. Er liess mich ruhig öfter allein ausgehen und kam auch immer seltener zu mir. Die Liebe ist wachsam und bald erkannte ich, dass er mir auswich, die Gesellschaft einer anderen Person mir vorzog. Sachte schlich sich ein unbehagliches Gefühl bei mir ein, das immer stärker und stärker wurde. Es tat meinem Herzen immer weher und weher und frass mit züngelnden Flammen an meiner Seele. Ich war eifersüchtig, rasend eifersüchtig geworden. Er kam immer seltener, und wenn er kam, war er nicht mehr bei mir, sondern schien immer etwas anderes vorzuhaben. Und wenn ich ihn dann in alter Liebe zärtlich begrüssen wollte, wehrte er ab mit den Worten: „Ach lass doch, wir sind doch keine Kinder mehr!“ Eisig kalt schoss es mir dann durchs Herz, ich fühlte, ich war im Begriff, ihn zu verlieren. Still und in mich gekehrt sass ich dann neben ihm und hörte nur halb auf seine Erzählungen. Bald kam er dann aber auch auf die Weiber zu sprechen und dann wurde er immer sehr aufgeräumt und begann begeistert ihr Lob zu singen. Wütend biss ich mir die Lippen blutig und machte boshafte Anspielungen. Freimütig gab er dann zu, sich da und dort mit andern Freunden in „Damengesellschaft köstlich amüsiert“ zu haben und beschrieb mir umständlich die „feinen Mädels“. Und wenn ich höhnisch bemerkte, dass er mich mit so was garnicht interessieren könne und mich verschonen möge, dann lachte er mich aus, nannte mich ein „Bähllämmchen“, das in Damengesellschaft nicht „Zip“ sagen könne und meinte, ich würde wohl einmal bei Muttern hinterm Ofen versauern. Dann wurde ich furchtbar aufgebracht und schalt ihn einen Schürzenjäger und Pantoffelhelden. Er antwortete prompt, ich sei wohl neidisch und bot mir an, mit ihm zu gehen, er wollte michs auch lehren, wie man die Mädels „rumkriegen“ könnte. Giftig spuckte ich dann aus und vermass mich bei allen Heiligen, „so was“ könne mir nicht einfallen. Zankend schieden wir dann jedesmal von einander, ohne den üblichen Händedruck. Einsam blieb ich zurück. Das also war es. Die Weiber hatten ihn mir entrissen. Ihnen folgten meine schwärzesten Flüche, meine ärgsten Verwünschungen, die ich schliesslich in Tränen ohnmächtiger Wut erstickte. Mit der ungemeinen Lebhaftigkeit meines ganzen Naturells nahm ich diesen ersten wirklich grossen Liebesschmerz auf. Traurig ging ich umher.

Wie grauer Nebel senkte sichs herab auf die Träume meiner Liebe, auf alle jugendfrohen Pläne und Hoffnungen. Ach, und wir hatten so schöne Pläne mit einander geschmiedet! Wollten bald in die Fremde gehen, wollten auf der Wanderschaft Welt und Menschen kennen lernen! Natürlich gemeinschaftlich! Hatten wirs uns nicht damals gelobt, dass wir uns nie, nie trennen wollten? O, ich hatte es noch nicht vergessen! Und da wir uns die gemeinschaftliche Reise schon in allen Details ausgemalt, trug ich nun seit längerer Zeit eine geheime Hoffnung mit mir herum, eine Hoffnung auf Erfüllung des höchsten Wunsches meiner Liebe, den ich bisher nie gewagt vor Willy auch nur anzudeuten, ja ich hatte in meinen stillen Gedanken kaum den Mut, mir selbst diesen Wunsch einzugestehen. Und doch verfolgte mich dieser Gedanke seit Langem, wenn ich still und einsam meinen Gedanken nachhing, in langen, schlaflosen Nächten, im Beisammensein mit Willy, überall hin verfolgte mich dieser Wunsch, ich wurde ihn nicht los, wollte ihn auch garnicht los werden. Alles hatte ich mir bereits ausgemalt: Per pedes die Welt durcheilen, Städte und Dörfer, ja vielleicht fremde Länder sehen und immer beieinander sein können! Mussten wir nicht auf unsern Reisen in Herbergen übernachten? So würden wir dann gewiss auch Nachts im Schlummer bei einander weilen können auf gemeinschaftlicher Lagerstätte, an seiner Brust ruhend, könnte ich selig dem neuen Tag entgegenschlummern. — Wie fest und innig wollte ich mich an ihn schmiegen, wollte den Geliebten an mein brennendes Herz pressen! In unmittelbarer zärtlicher Berührung mit dem blütenweissen Körper meines Freundes würde ich der höchsten Seligkeit einer mächtigen Liebe teilhaftig werden, das süsseste Glück meines Daseins geniessen können, das ich bis jetzt vergebens erhofft hatte! — War dieses Begehren etwa aus den Abgründen verbrecherischer Phantasien eines übersättigten Lüstlings geboren? — Ach nein, ich war als 18 jähriger Jüngling in der Blüte meiner Jugendkraft, weder geschlechtlich übersättigt, noch war meine Begierde auf irgend eine bewusste oder bestimmte geschlechtliche Handlung gerichtet. War ich doch damals noch ein in geschlechtlichen Dingen vollständig unerfahrener, unwissender Bursche. Gewiss hatte ich wohl, wie das bei allen jungen Leuten der Fall, viel abenteuerliches Zeug von Geschlechtsakten zwischen Mann und Weib gehört, und heute noch lächelt man über alle die unmöglichen und ungeheuerlichen Vorstellungen, die wir uns als junge Burschen auch von den Geburtsvorgängen machten.

Ich hatte eine Art mystische Scheu vor allen diesen Dingen und heillose Furcht vor den Folgen geschlechtlicher „Verirrungen“.

Inzwischen war jedoch der Knabe zu einem vollkommenen Geschlechtswesen herangereift, in dem sich bereits der mächtige Drang nach Ergänzung regte. Was Wunder, wenn sich dieser Drang mit Gewalt auf jene Wesen richtete, die von Jugend auf mein ganzes Sein beherrscht hatten. Die gewaltige Liebe des Geschlechts konzentrierte sich ganz von selbst und ohne sich klar bewußt zu sein auf das eigene Geschlecht.

Damit war aber, weil der unerbittliche Sittenkodex dieser Zeit darin die Momente einer verbrecherischen Handlung erblickt, der Fluch der Gesellschaft auf das Haupt des Liebenden gefallen, dem nur noch recht und billig geschah, wenn er aus der Gemeinschaft aller anständigen Menschen verbannt wurde. Jener Fluch sollte auch mir später im reichsten Maße zu Teil werden. Zu jener Zeit aber, da sich in mir die ersten Blüten des Geschlechtsbewusstseins eben erschlossen hatten, ahnte ich von alldem noch nichts. Niemand hatte mir noch bis dahin jemals etwas davon gesagt. Wie konnte ich selbst etwa dies edle Feuer in meiner Brust verdammen, da es doch ein Element von meinem ureigenen Selbst war und zwar ein gar gewaltiges? — O nein, ich konnte nichts Unmoralisches darin finden, dachte gar nicht daran, daß wohl irgend Jemand kommen könnte und sagen: „Deine Gefühle sind verbrecherisch"! Ich hätte ihn schön abfahren lassen. Denn heilig war mir meine Liebe zu Willy, sie, die mich schon als Knabe für alles Edle begeistert hatte. Heilig war mir auch die Person meines Freundes. Ich hatte ja zu dieser Zeit nicht die geringste Ahnung von irgend einem bestimmten Geschlechtsakt, irgend einer Form sexueller Befriedigung zwischen Männern. Konnte mir gar keinen Begriff davon machen und dachte auch niemals an etwas dergleichen, da ich bis dahin von solchen Dingen noch nichts gehört. Und doch ist die Tatsache nicht zu leugnen, sie war vorhanden, es zog mich mit unwiderstehlicher Gewalt nach der körperlichen Berührung mit meinem Freund. Was war es denn nun, das mich immer und immer wieder mit magischer Gewalt hinzog, mich ewig drängte und trieb, seine Nähe zu suchen? Ach, ich machte mir keine langen Gedanken erst über die etwaige Unnatur meiner Empfindungen. Unbewußt gab ich mich ihrem Zauber hin. Ja es war ein Reiz ohne Ende, der von der Person dieses wunderschönen Jünglings ausstrahlte. Alles liebte ich an diesem Körper, dies schöne blonde Haupt mit der blendend weißen Stirn, die herrlichen Augen, die mir so oft treuherzig entgegen gestrahlt, die frischen Wangen, die roten Lippen so schön geschwungen, auf die ich schon als Knabe so oft im schüchternen Kuß die meinen gedrückt, die kräftigen Hände und die hohe breite

Brust, an der ich so oft geruht, und alles was diese teure Brust umschloß, dieses stolze und doch so gute Herz, das sinnige Gemüt, alles, alles liebte ich an diesem teuren Wesen und ging völlig in ihm auf. Aber auch das Verlangen nach innerer Gemeinschaft brannte in meiner Seele. Die Gleichheit des geistigen Daseins, das Ineinandertauchen beider Herzen war es, was ich erstrebte. — Ich kehre zum Faden meiner Erzählung zurück. Willy konnte mir nicht das gewähren, was ich glaubte von ihm verlangen zu dürfen. Ganze Hingabe, so wie meine Liebe zu ihm mein ganzes Wesen beherrschte, so sollte es auch bei ihm sein. Die Natur meiner Empfindungen duldete nicht, daß ich seine Zuneigung mit andern teilen sollte. Unser gegenseitiges Verhältnis wurde deshalb in der Folge merklich kühler. Willy suchte immer mehr der Richtung seiner Entwicklung nachgehend, Verkehr mit dem weiblichen Geschlechte. Ja er wurde sehr bald ein von den Damen viel umworbener Don Juan, der eben dank der äußeren Vorzüge, die ihm Mutter Natur verliehen, diese Rolle mit sehr viel Geschick überall durchzuführen verstand. Trauernd stand ich abseits und verfolgte trotzdem mit Beharrlichkeit sein Tun und Treiben. Ich war nur noch das fünfte Rad, das „liebe alte Haus", das er noch für würdig genug hielt, ihm alle seine neuen Interessen und zarten Geheimnisse anzuvertrauen. All' die kleinen pikanten Sächelchen, die ein rechter Don Juan vor den Augen der Welt verbirgt, ich wußte sie, mir vertraute er sie an, ohne daß ich danach frug. Und wenn er mir dann all' diese kleinen Intimitäten unbefangen mitteilte, zerriß unsagbarer Schmerz mein Innerstes und blutenden Herzens gestand ich es mir in der Stille meiner Einsamkeit, daß ich ihn verloren hatte, ihn, den ich vergötterte, der mein Alles war auf dieser Welt, dem ich alles, was mir heilig, geweiht hatte! Ich kannte meinen Willy bald nicht mehr wieder. Aus dem sinnigen, treu[illegible] Jungen war bald ein pomadisierter Weiberfex geworden, [illegible] aus dem Füllhorn seiner Wohlgestalt Kapital schlug. Aber ich konnte und konnte noch immer nicht von ihm lassen, obgleich sich alle meine Empfindungen gegen sein nunmehriges Wesen aufbäumten. Ein weiteres Jahr war dahin und aus unserer phantasieumwobenen Wanderschaft war natürlich nichts geworden. Willy hatte dazu die Lust verloren, ihm schien es so am Besten zu gefallen und mir war durch den Tod meines Vaters eine neue Pflicht erwachsen. Ich mußte in Gemeinschaft mit meinem ältesten Bruder für die Mutter und zwei noch unerwachsene Brüder sorgen. Obwohl das Verhältnis zwischen Willy und mir immer mehr verflachte, kamen wir doch noch sehr häufig zusammen. Ich konnte eben dieses Wesen, das ich

mehr wie mich selbst geliebt, nicht so ohne weiteres aus meinem Herzen reißen. Leider sollte auch dieser Zustand nicht lange dauern, und Willy selbst war es auch hier wieder, der, wohl unbewußt, meinem Herzen den letzten brutalen Stoß gab. Eines Tages kam Willy zu mir, nahm mich auf die Seite und vertraute mir ein neues Geheimnis an. Diesmal war es ernster Natur. Er hatte sich im sorg- und schrankenlosen Geschlechtsverkehr infiziert, hatte die Sache vertrödelt und frug mich nun, da die Geschichte schlimm zu werden drohte, um meine Meinung. Er behauptete, daß er sich bei einer Prostituierten den Schanker geholt und war nun in großer Angst, wie er „das Ding“ los werden möchte. Zum Arzt zu gehen, wozu ich ihm riet, hatte er keine rechte Lust. Es sei ihm „zu schenant“ und koste auch gleich zu viel, meinte er. Es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich eine Geschlechtskrankheit mit all' ihren widerlichen Begleiterscheinungen kennen lernte. Begreiflicher Abscheu erfüllte mich und da er die unbedingte Notwendigkeit einer ärztlichen Behandlung nicht gleich einsehen wollte, so konnte ich ihm natürlich sonst weiter keinen Rat geben und begriff überhaupt nicht, wie er sich in diesem Fall an mich wenden konnte, da er doch in solchen Dingen zum mindesten mehr Erfahrungen hatte als ich. Ich hielt es viel mehr für angebracht, ihm allerlei Vorhaltungen zu machen. Er verteidigte sich so gut er konnte und da er trotzdem bei mir kein Verständnis fand, nannte er mich einen närrischen Kauz und gab mir schließlich den wohlgemeinten Rat, mich nicht so von allem zurückzuhalten, sondern mitzutun. „Das Leben ist so schön“, rief er aus, „und man soll es genießen, so lange man jung ist, dazu hat man ein Recht“. Dann bedauerte er mich mit meinen „ewigen Ansichten“, wurde sehr heiter und bot sich an, mich in lustige Gesellschaft einzuführen, da sollte ich das Leben erst ken[illegible]n, fühlen, was überhaupt leben heisst. Und hätte ich erst das „[illegible]lische Manna“ der Liebe geschmeckt, dann würde ich schon ein Anderer werden, darauf schwur er einen heiligen Eid. Er nannte mich schliesslich seinen lieben alten Freund, mit dem er gern „alles teilen“ wolle, schwatzte noch eine ganze Weile auf mich ein und rückte zuletzt in freundschaftlichem Eifer mit folgendem Vorschlag heraus. Er wollte mir ja gern, um es mir leicht zu machen, sein neuestes „Verhältnis“, eine dralle Küchenjungfer, die in der Nähe bedienstet war, „überlassen“. Das Mädel sei „ganz doll“, immer zu haben und nehme es auch nicht so genau. Er habe schon einige Mal daran „genascht“ und da es mit ihm doch nun gegenwärtig nicht ginge, so wollte er mich mit ihr bekannt machen. Sprachlos starrte ich meinen ehemals Vielgeliebten an.

War das mein Willy noch, der einzige geliebte Mensch, dem ich mit Freuden mein Leben zu Füssen legen wollte? So weit war es also mit ihm gekommen, so jung, so schön und eine solche Auffassung, solche Achtung vor den heiligsten Empfindungen der Menschen, das Gefühl, in dem selbst das Tier geadelt wird? Ein Gefühl endloser Leere überkam mich. Eine solche unsäglich gemeine Denk- und Handlungsweise musste ich bei dem erleben, der bis dahin in meinem Ideenkreis den vornehmsten Platz eingenommen.

Von nun an war ich bemüht, sein Bild gewaltsam aus meiner Seele zu reissen. Ich behandelte ihn kalt, ging nie mehr zu ihm und wenn er, was auch nur noch selten geschah, zu mir kam, stahl ich mich leise aus dem Hause und überliess ihn meinen Brüdern, an die er sich bald enger anschloss. In meinem zertretenen Herzen hat es noch lange getobt und geschrieen, ehe dies schönste Bild meiner Jugendträume daraus entwich. Später, nachdem wir auch örtlich von einander getrennt, hörte ich nur noch durch meine Brüder von ihm. Er hat schliesslich die Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns heimgeführt und ist heute selbst als Inhaber eines renommierten Geschäftshauses in Leipzig ein wohlhabender Mann, der sich kaum noch seines einstigen Jugendfreundes erinnert. Wohl weiss ich, dass er von meinen ferneren Schicksalen durch meine Familie unterrichtet wurde, ich habe jedoch von ihm kein Lebenszeichen mehr erhalten. Er ist eben schnell in den Hafen der gesellschaftlichen Behaglichkeit eingelaufen. Ihn haben die konventionellen Lügen dieser Kulturgesellschaft weiter nicht behelligt. —

Über die nun folgende Periode meines Lebens will ich mich bemühen weniger ausführlich zu sein. Ich begann alsbald ein höchst unsolides Leben zu führen. Im Taumel aller möglichen tollen Vergnügungen suchte ich Zerstreuung, Vergessen. Eine wilde Flucht vor der gähnenden Leere, die in meinem Inneren zurückgeblieben war, begann nun. Und von dem ungeheuren Wust der widerstreitendsten Empfindungen, die mich dann wieder plötzlich durchtobten, hin- und hergeschleudert, tappte ich suchend, wie ein Blinder. Die tollste und ausgelassenste Gesellschaft ward mir bald die liebste. Eine schon ziemlich früh erwachte Vorliebe für dramatische Kunst und ein bescheidenes Talent in derselben, führte mich bald in Gesellschaften ein. In Dilettantenvereinen übte ich mit großer Hingabe meine kleinen Fähigkeiten und so bekam ich auch leicht Verkehr mit vielen jungen Leuten beiderlei Geschlechts. Ich wurde ziemlich schnell gewandt in allen Eigenschaften, die dazu gehören, in der Gesellschaft etwas zu scheinen, was man nicht ist. Ich wollte ja durchaus das „himmlische Manna“ der Liebe schmecken,

wovon mir Willy so begeistert erzählt hatte. Ich gab mir denn auch die grösste Mühe, bei den Damen den Schwerenöter zu spielen. Denn, so dachte ich, was alle Anderen mit so viel Geschick und Erfog betrieben, warum sollte ich es auch nicht können, schliesslich lag es am Ende bloss an meinem Mangel an Talent, die Gunst der Damen zu erwerben. So warf ich mich denn gewaltig in die Brust, um mich endlich zur Mannbarkeit aufzuraffen und den Hänseleien der Anderen zu entgehen, die mich nur „den zarten Franz“ nannten. Und um auch auf den zahlreichen Kränzchen und Bällen der Vereine in Gesellschaft der Damen bestehen zu können, ging ich auch noch in die Tanzstunde und verliebte mich — in den jungen Kellner des betreffenden Restaurants. Er war ein bildhübscher Bursche mit pechschwarzem gekräuselten Haar und ein Paar kohlschwarzen Augen, die wie Diamanten funkelten. Ich hatte nur noch Blicke für ihn und wenn ich die Tanzerei noch mitmachte, so geschah es nur, um in seiner Nähe bleiben zu können. Ich suchte Annäherung und mit überraschend schnellem Erfolg.

Neue Seligkeit zog in mein Herz ein. In kurzer Zeit waren wir vertraut mit einander. Hier war ich wieder in meinem Element, hier durfte ich lieben, das fühlte ich sofort. Welch ein Unterschied! Während ich in Gesellschaft junger Damen mich mit meiner Rolle des Schwerenöters mühsam abquälte, trat hier wieder sofort das echte Feuer natürlicher Leidenschaft hervor. Hier gab echte Liebe das von selbst, wonach ich dort mühsam den Plan absuchte, um einen gequälten Abklatsch des „himmlischen Mannas“ zu erhalten, was ich garnicht himmlisch fand, um mich künstlich und scheinbar daran zu ergötzen, zu dem Zweck, vor den Augen der Welt als das zu gelten, was ich nicht war. Als ich die ersten schüchternen Liebkosungen wagte, fühlte ich, dass sie ihm nicht unempfindlich waren. Er erwiderte sie und jubelnd ahnte ich in meinem Liebling eine verwandte Seele. Ich widmete ihm all die Hingabe, deren nur die echte Liebe fähig ist. All die kleinen Aufmerksamkeiten, in der die Liebe so selbstlos, so erfinderisch ist, tauschten wir nun gegenseitig aus. Doch das Auge des Gesetzes wacht und der beleidigte Sittenkodex der „Normalen“ im Land schrie nach Sühne. Unvorsichtig und tollkühn ist die Liebe. Eines Abends spät ereilte uns das Verhängnis, das für mein Leben so folgenschwer werden sollte. Wir wurden beide vom Wirte in einem hinteren Zimmer bei frischer Tat ertappt. Die Situation war über jeden Zweifel erhaben und wir konnten uns auch nicht mehr retten, da wir ganz unvermutet überrascht wurden. Ein unbeschreiblicher Skandal folgte. Man brüllte nach dem Arm des

Gesetzes. Ich wurde festgehalten und musste noch mit ansehen, wie der Wirt meinen Liebling brutal misshandelte. Wahnsinniger Schmerz durchtobte mein Innerstes und zitternd bat ich um Schonung für den Armen. Willig folgte ich dann dem Diener der heiligen Gerechtigkeit. Ich befand mich in einer Art Traumzustand, sah und hörte kaum, was um mich herum geschah. Wie in nebelhafter Ferne erschien mir alles. Und immer weiter und weiter rückten Welt und Menschen von mir ab, so dass ich sie nicht mehr erkennen konnte. Zwei Monate sass ich in Untersuchung, ich begriff nicht, weshalb, da ich alles eingestanden hatte. Was ich in dieser Zeit einsamer Zellenhaft ausgestanden, genügte, um mich vollständig niederzuschmettern. Mit all ihrer Schärfe hielt die beleidigte Moral ihr Strafgericht über mich. Nichts blieb mir an Demütigungen erspart. Schon auf dem Polizeipräsidium schallte mir die Stimme des diensttuenden Beamten entgegen: „Ein Päderast! Ein Päderast! In Einzelhaft mit dem!“ Ich hatte keine Ahnung von der Bedeutung dieses Wortes. Aber die Art, wie mir dies offenbar inhaltsschwere Wort entgegengeschleudert wurde, liess mich ahnen, welch ein verabscheuungswürdiger Verbrecher ich sein musste. In ohnmächtiger Verzweiflung wand ich mich auf dem Boden meiner einsamen Zelle. War ich denn wirklich eine so schändliche Kreatur? Wen hatte ich denn beleidigt, wem etwas genommen, wem hatte ich ein Leid zugefügt? In meiner hilflosen Verwirrung vermochte ich keinen klaren Gedanken zu fassen. Verbrecher, Verbrecher, Päderast! höhnte es mir nur immer in die Ohren. „Bedenke doch, was du nun geworden bist!“ so hiess es in dem Briefe, den mein ältester Bruder unter dem Eindruck der Nachricht meiner Verhaftung an mich geschrieben und in dem er sich im Namen der ganzen Familie von mir lossagte. In meiner grenzenlosen Verzweiflung über alles dieses reckte ich schliesslich die Arme gen Himmel und erflehte von Gott irgend eine Gewissheit, wie weit die Grösse meines Verbrechens reichte. Aber der Himmel rührte sich nicht und ich fand nicht einmal Trost in der tränenvollen Busse und Reue, der ich mich in kraftloser Zerknirschung nun hingab. Ich wusste ja nicht, was ich eigentlich büssen sollte, bei wem ich um Verzeihung für zugefügte Schmach betteln sollte. Die Stunde meiner Aburteilung schlug und hier sah ich meinen Liebling wieder. Bei seinem Anblick brach ich in Tränen aus. War er es am Ende, dem ich Beleidigung und Schande zugefügt?

Aber, o Wunder, als wir beide vor der Ballustrade nebeneinander standen, um unseren Richtern Rede und Antwort zu stehen, fühlte ich plötzlich seine Hand in der meinen, die er einen

Moment zärtlich und verstohlen drückte. Da zog es einen Augenblick wie stiller Friede durch meine Seele und ruhig und gefasst antwortete ich auf die Fragen des Präsidenten. Freilich, nur einen Augenblick bewahrte ich meine Fassung, dann war es wieder vorbei, als der Herr Staatsanwalt für mich, als den Verführer, nach § 175 des St.-G.-B. eine empfindliche Strafe verlangte. Ich bat und flehte und erklärte unter Schluchzen, dass ich meinem Freund niemals etwas habe „zu Leide tun" wollen. Und die Herren Richter lächelten über meine naiven, fortwährenden Beteuerungen. Ich wurde schliesslich unter Annahme von mildernden Umständen zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt. Adolf kam, weil er nur der duldende Teil und der von mir „Verführte" war, mit 7 Tagen davon. Ausserdem wurde auch wohl auf seine Jugend Rücksicht genommen, er war noch nicht ganz 16 Jahre alt. Ich hatte mich um das Alter meines Freundes nie bekümmert, hielt ihn aber für bedeutend älter. Er machte in jeder Beziehung den Eindruck eines mindestens 18 jährigen, war ebenso gross wie ich und körperlich viel mehr entwickelt. Die Täuschung über sein Alter mochte um so leichter sein, als er auch die Entwicklung zur Pubertät bereits hinter sich hatte. Ich konnte deshalb auch mit gutem Gewissen dem Herrn Präsidenten auf seine Frage antworten, dass ich mich im Alter meines Freundes getäuscht hätte. Das hatte mir denn aber weiter nichts genützt, am Urteil änderte das ja nichts. Ich wurde wieder abgeführt und hatte gerade noch so viel Zeit, einen letzten Scheidegruss von ihm aufzufangen, einen stillen Blick liebevoller Teilnahme für mich. Diesen stummen Blick habe ich als einzigen Trost mit in mein Gefängnis genommen. Ihn, das wusste ich nun, hatte ich nicht beleidigt, er grollte mir nicht. Ich habe ihn nie wiedergesehen, diesen herzigen, schwarzäugigen Jungen, meine späteren Nachforschungen nach ihm blieben resultatlos. Ich bin überzeugt, er hat nur gut von mir gedacht. — Der Mensch fügt sich in alles, auch in das anfänglich Unfassbare. Ich ertrug meine 6 monatliche Einzelhaft verhältnismässig gut und wurde zuletzt von dem Aufseher des „Flügels A," der ein halbes Jahr mein Domizil war, mit einigen wohlwollenden Worten entlassen und mit dem guten Rat, mich fürderhin „in Obacht zu nehmen," damit ich nicht zu bald wieder käme. Gerührt drückte ich dem alten Manne die Hand und trat in die goldne Freiheit mit dem festen Vorsatz, nun ein „Anderer," „Besserer" zu werden. Hatte ich nicht in der langen Zeit der Sühne bewiesen, wie man sich beherrschen kann? Hatte ich nicht die 6 Monate vollständig keusch zugebracht? — Ich kannnte die Onanie sehr wohl, doch nicht ein einziges Mal war ich ihr in der

ganzen Zeit zum Opfer gefallen. Ja, ich wollte und musste wieder ein guter Mensch werden. Hätte ich nur damals schon klar genug die unabweisbare Bestimmung meiner Geschlechtsnatur begriffen. Ich hätte wohl in jenen oft durchwachten Nächten im Gefängnisse die Kraft gefunden, ein Ende zu machen mit einem Dasein so dunkel und reuevoll bis auf den heutigen Tag.

In wie weit ich später ein besserer, anderer Mensch geworden, mag der Leser aus dem weiteren Fortgang meines Lebens entnehmen.

Meine Familie nahm mich in Gnaden wieder auf, man verzieh mir, wie man sagte, um meinetwillen. Ja, mein ältester Bruder hielt es von da ab für eine Art väterlicher Pflicht, mich wieder auf den rechten Pfad der Sitte und Tugend sorgsam zurückzuführen. Er fing an, mich auf Schritt und Tritt zu bewachen. Er hatte das Glück, eine vermögende Frau zu bekommen und nun ging seine brüderliche Fürsorge so weit, im Einverständnis mit den Verwandten seiner Frau mir einen kleinen Geschäftsbetrieb einzurichten, der in mein Fach schlug. Ich nahm alles dankbar an, geschah doch alles zu meinem Besten. Die Sache klappte auch im Anfang ganz gut. Ich fühlte mich bald wieder und gefiel mir in meiner Eigenschaft als selbständiger Geschäftsmann, war fleissig und suchte mein Geschäft hochzubringen. Doch ich hatte meine Rechnung ohne mich selbst gemacht. Abgesehen davon, dass es ja an und für sich schon ein Missgriff war, einem jungen Menschen von kaum 21 Jahren Führung und Verantwortung über ein Geschäft anzuvertrauen, mit deren fachgemässer Leitung eine gereiftere Manneskraft vollauf zu tun gehabt hätte, so war ich doch, meiner ganzen natürlichen Veranlagung nach, viel zu sehr Gefühlsmensch, als dass ich auf die Dauer einen brauchbaren Geschäftsmann abgegeben hätte. Wohl hatte ich so etwas wie eine dunkle Ahnung davon, dass auf mich noch kein Verlass war. Wohl meinte ich im Stillen dies und das, aber sollte ich meinem Bruder meine eigene Unfähigkeit und Schwäche eingestehen, sollte ich ihm offen sagen, dass mir diese seine Wohltat im Grunde eigentlich Plage sei? Welche Antwort hätte ich bekommen? Sie konnte nicht zweifelhaft sein. Und hatte ich überhaupt eine Meinung zu haben? Als ein in Gnaden wieder aufgenommener Missetäter musste ich dankbar und froh sein, dass mir mein liebevoller Bruder Gelegenheit verschafft hatte, mich wieder „ins Geleise“ hinein zu bringen. Er meinte es zweifellos gut mit mir, also hatte ich, das fühlte ich wohl, die Pflicht, mich zu fügen. Ich musste stillhalten und mich bescheiden, denn sie alle waren „besser“ als ich. Mein Bruder liess es sich angelegen sein, über mein Schicksal zu wachen.

Er achtete beständig und sorgfältig darauf, dass ich meine geschäftlichen Pflichten nicht versäumte und ich gab mir die grösste Mühe, ihm keinen Anlass zur Unzufriedenheit zu geben. Aber weiter hinaus ging auch sein Einfluss nicht, weiter reichte die Kraft seiner Autorität nicht. Er war wohl in der Lage, mich aufmerksam zu bewachen, aber einsperren konnte er mich füglich nicht und mir, dem 21 jährigen, das fühlende Herz aus dem Busen zu reissen, das vermochte er freilich auch nicht. Und so kam es denn, wie es wohl kommen musste.

Ich hatte natürlich nicht die Kraft, lange mit mir allein herumzulaufen, mein Herz verlangte nach einem Wesen, das ich lieben könnte. Bald fand ich es in der Person des jungen Angestellten eines benachbarten Geschäftes. Es dauerte auch gar nicht lange, so hatten wir Freundschaft geschlossen. Die fürsorglichen Schwiegereltern meines Bruders, in Gemeinschaft mit meiner guten Mutter, hatten zwar bereits für eine „passende“ Partie gesorgt und ich hatte mir's auch zur Pflicht gemacht, dieser jungen Dame recht fleissig den Hof zu machen. Das Mädchen war sonst nicht übel, hatte etwas Vermögen, mit diesem sollte sie „ins Geschäft hineinheiraten“, so hatten es meine Verwandten beschlossen. So schnell, wie ich hier eine Braut angewiesen bekam, wäre ich niemals imstande gewesen, mir selbst eine zu erobern das fühlte ich, darum war ich auch eifrig dabei, ich hatte es mir ja selbst gelobt, den „dunklen Fleck“ aus meiner Vergangenheit möglichst zu tilgen. Ich war sehr aufmerksam gegen meine Braut, sagte ihr viel Artigkeiten und machte ihr Geschenke. Das hinderte mich aber durchaus nicht, mich mit meinem neuen Freund viel mehr abzugeben als mit meiner Braut. Er war ein ausgezeichneter junger Mann mit guten Manieren und einem natürlichen Wesen. Im trauten Beisammensein mit ihm entschädigte ich mich für alle Beklemmungen und Unbehaglichkeiten, die ich stets in Gesellschaft meiner „Angebeteten“ empfand. Ich will kurz sein. Die Sache gedieh so weit, dass uns eines Tages ein argwöhnisch gewordener Nachbar, in meinem eigenen Geschäftslokal, durch den Türspalt beobachtet hatte. Der Mann schlug Lärm und benachrichtigte sofort meine Familie. In kopfloser Bestürzung floh ich, so wie ich ging und stand, zum nächsten Bahnhof und fuhr zu Verwandten meines Vaters nach M. Diese telegraphierten an meinen Bruder und verlangten Aufklärung, da ich jede Auskunft verweigerte. Bald erschien mein Bruder, setzte meine Verwandten von allem in Kenntnis, sagte sich abermals und diesmal für immer von mir los, indem er mich einen Ehrlosen und Undankbaren nannte, der nicht wert sei der Achtung anständiger Menschen. Meine Verwandten taten ein Übriges, man überliess mir

aus Menschlichkeitsrücksichten eine kleine Summe Geldes und so musste ich augenblicklich das Haus verlassen.

Planlos irrte ich eine Zeit lang in der fremden Stadt umher. Die Angst vor Verfolgung trieb mich wieder zum Bahnhof und so floh ich mit dem nächsten Zug über die holländische Grenze, kam bis Amsterdam und irrte, der Sprache des Landes nicht mächtig, hilflos umher. Von jeder Verbindung mit der Welt losgerissen stand ich nun da und fing an zu überlegen. Die Liebe zum Leben trieb mich weiter. Ich fing nun an, zu Fuss durch endlose Schnee bedeckte Felder und Wiesen, über zugefrorene Kanäle, von Ort zu Ort zu wandern, mir durch stummes Betteln weiter helfend. In Gr . . . . . , einer mittelgrossen, holländischen Stadt geriet ich, halb verhungert, von Allem entblösst, todesmüde in einen Gasthof, wo viele Deutsche verkehrten, hier vernahm ich die süssen Laute meiner Muttersprache wieder. Es schien ein Labsal von zweifelhafter Qualität zu sein, denn es stellte sich heraus, dass die Inhaberin und die weibliche Bedienung meist spät nachts allerlei Gäste empfingen, mit denen bis zum hellen Morgen wüste Orgien gefeiert wurden, wobei die Wirtin mit ihren Helferinnen anscheinend gute Geschäfte machte. Ich hatte Gnade vor den Augen der fetten Inhaberin dieser Höhle gefunden. Sie schien Mitleid mit meiner Lage zu haben und da sie auch etwas deutsch sprach und ich ihr einen ganzen Roman von der Ursache meiner Anwesenheit vorgelogen hatte, so konnte ich vor der Hand dableiben als Hausbursche, Gläserspüler u. s. w. Mir war alles egal, nur weiter leben, mochte kommen was wollte. Das Leben, wie es sich nun hier in der Folge vor meinen Augen abspielte, lieferte mir einen ungefähren Begriff, in welch' unsäglich niedriger Weise sich oft das normale Geschlechtsleben der Menschen abspielt. Beispielloser Ekel erfasste mich hier vor der Art, mit der hier die Menschen sich der „normalen“ Liebe hingaben. Ich war der einzige männliche Bedienstete im Hause, und hatte bald heraus, dass meine würdige Herrin mehr von mir verlangte als blosse Dienste für das Haus und die Gäste. Ein fürchterlicher Schrecken packte mich bei dieser Erkenntnis. Mir schauderte vor dem Gedanken, längere Zeit hier unter diesen Menschen weilen zu müssen. Aber ich hatte gar keine Ursache, mich zu beklagen, war ich doch selbst ein aus der Gesellschaft aller anständigen Menschen Ausgeschlossener. Wohin sollte ich auch in dieser fremden Welt, in der ich vollständig einsam stand. Ohne irgend welche Mittel konnte ich doch überhaupt nicht weiter kommen. Und als Landstreicher würde ich sehr bald in die Hände der Polizei geraten. Dann aber war es doch sicher um mich geschehen, denn

wenn jener menschenfreundliche Nachbar die Sache angezeigt, so war sicher ein Steckbrief hinter mir; welche Aussichten eröffneten sich da für mein Leben! — Und zum Sterben war ich zu feige. Sterben, wenn man noch so jung ist. War nicht die Welt trotz alledem schön? Ich fügte mich deshalb, so gut es ging in meine Lage, wich den zudringlichen Freundlichkeiten meiner Herrin geschickt aus und war nur still und zähe darauf bedacht, etwas Mittel in die Hand zu bekommen um möglichst bald fort zu kommen aus dieser Höhle, in deren Pesthauch ich zu ersticken fürchtete. Nach 14 wöchentlichem Aufenthalt war ich denn auch wieder unterwegs. Ich hatte mir in dieser traurigen Zeit unter allerlei Entbehrungen von meinem geringen Lohn, eine kleine Summe erübrigt mit der ich hoffte irgend eine Küstenstadt zu erreichen. Dort wollte ich mich als Kohlenzieher oder sonst als dienstbarer Geist, auf irgend einem Schiff ohne weitere Barmittel nach Amerika hinüberarbeiten. Ich hatte diesen Plan in meinen einsamen, oft schlaflosen Nächten sorgsam durchdacht. Ich hatte in Erfahrung gebracht, dass in Küstenstädten sogenannte „Heuerbaasse“ ihr Wesen treiben, die ein schwunghaftes Geschäft daraus machten, Auswanderungslustigen mit Rat und Tat an die Hand zu gehen in der Erlangung günstiger Überfahrtgelegenheit. Auch solche Leute, die in ähnlicher Lage, wie ich, sich befanden, „verheuerten“ diese Leute auf irgend ein Schiff, damit sie so ohne grosse Baarmittel das „gelobte Land,“ nach der Versicherung dieser Heuerbaasse, sicher erreichten. Dort in dem freien Lande, in der neuen Welt, wollte ich dann abermals ein neues Leben, ein „besseres“ beginnen. Von Neuem hatte ich mir selber hoch und teuer zugeschworen, nunmehr meiner unseligen Leidenschaft zu entsagen. Zähneknirschend verfluchte ich meine erbärmliche Schwäche, die mich hatte zum Sklaven einer Neigung werden lassen, die alle Welt als verbrecherisch bezeichnete. Ich glaubte ihnen, wenn sie sagten, es sei ein Verbrechen, sich mit „so was“ zeitlebens unglücklich zu machen. Hatte ich nicht den Frühling meines Lebens damit zerstört? — Sprach doch Jedermann mit Verachtung und Hohn von diesem abscheulichen Laster für das manche die Prügelstrafe empfahlen. Wie ungeheuer schlecht und erbärmlich kam ich mir vor. Nun aber sollte, nun musste das alles anders werden, wenn ich erst „drüben“ sein würde. Dort, wo mich Niemand kannte, wollte ich versuchen auf andere Art vielleicht wieder glücklich zu werden wie tausend Andere. Mit gutem Gewissen darf ich sagen, ja ich habe es redlich versucht ein „Anderer“ zu werden. Ich bin es nicht geworden. Bin bis heute der Alte geblieben. Gefängnis, Flüche, Tränen, Gebete, Schwüre, Hunger

und Entbehrungen, ja selbst die letzte, tiefste Erniedrigung, die einem Menschen widerfahren kann, körperliche Misshandlungen, die mir auf jener schrecklichen Ozeanfahrt nicht erspart geblieben sind, sie alle hatten nicht vermocht, die Liebe zu meinem eigenen Geschlecht zu ertöten. Und ob alle diese unsäglichen Leiden, Geist und Seele in beispiellosem Maasse quälten und folterten, der gewaltsam hin- und hergehetzte Körper, schier bis auf den Rest ausgemergelt wurde, siegreich ist die Natur über dies alles hinweggeschritten und verlangt nach wie vor, gebieterisch die Erfüllung ihrer Rechte.

Ich will den Leser nun nicht mehr allzulange mit den Einzelheiten meiner weiteren Erlebnisse ermüden. Die körperlichen und seelischen Qualen, die ich auf all' den Irrfahrten zu erdulden gehabt, alle ausführlich zu schildern, fühle ich mich ausser Stande. Sie haben bei mir den Grundstein gelegt für eine stete nervöse Empfindlichkeit, unter der Körper und Seele fortgesetzt zu leiden haben. Namentlich war es der fürchterliche, wenn auch nur kurze Aufenthalt auf jenem Schiffe, auf welchem mich ein schuftiger Heuerbaas als Kohlenzieher verdingt hatte, der nach meiner Überzeugung ein bis heute regelmässig wiederkehrendes Leiden (Rheumatismus) in meinem Körper zurückgelassen hat. Mein Vorhaben, nach Amerika auf diesem Schiffe zu kommen, war gescheitert. Ich war zu dumm und unerfahren für solche Finessen und musste die Reise unfreiwillig als Kohlenzieher wieder zurück machen. Kaum an deutschen Gestaden angelangt, entfloh ich, halb wahnsinnig von den unmenschlichen Strapazen und beispiellos roher Behandlung bei Nacht und Nebel, von dieser schwimmenden Hölle. Von einer zweiten solchen Reise nach Amerika war ich gründlich geheilt. Ich hätte dem denn doch den Tod vorgezogen. Ruhelos zog ich nun wieder durchs Land, von Ort zu Ort, was nun mit mir geschehen würde, war mir gleichgültig. Ich blieb jedoch während meiner ganzen Wanderzeit von der Polizei unbehelligt, ein Steckbrief gegen mich existierte wohl demnach nicht. Nachdem ich auf meinen Irrfahrten in unzähligen Städten und Ortschaften mich durch allerlei Beschäftigungen redlich arbeitend durchgeschlagen und meinen äusseren Menschen wieder in Ordnung hatte, konnte ich endlich wieder in meinem jetzigen Aufenthaltsort festen Fuss fassen. Jahre waren darüber hingegangen und meine Familie hatte bis dahin kein Lebenszeichen von mir erhalten. Wieder in meinem erlernten Geschäft tätig, erlangte ich nach und nach eine gewisse Sicherheit. Ich lebte still und zurückgezogen für mich hin, ging fast nie aus und beschäftigte mich in meinen vielen einsamen Stunden damit,

alles zu lesen, was mir nur in die Hände fiel. Ich führte so mit meinen Büchern im stillen Stübchen ein beschauliches Dasein.

Aber nicht lange dauerte dieser Zustand. Wohl hatte ich mir vorgenommen, fürderhin die Gesellschaft der Menschen möglichst zu meiden, namentlich war ich ängstlich bemüht, nicht mit jungen Leuten meines Geschlechts zusammen zu kommen. Darin lag ja nun freilich die einfachste Bestätigung meines noch völlig unveränderten Geschlechtszustandes. Aber statt durch fleißiges, rücksichtsloses Nachdenken zur endlichen Klarheit über meine geschlechtliche Verfassung, zu kommen und in deren Konsequenz wenigstens einigermassen mein Leben einzurichten, vermied ich es vielmehr nun ängstlich, an alle diese Dinge auch nur einen Augenblick zu denken. Ich glaubte durch die eiserne Standhaftigkeit, mit der ich das Denken und die Gelegenheit von mir fern hielt, das beste Schutzmittel gewonnen zu haben, durch das ich von fernerem Unglück bewahrt blieb. So verbiss ich mich in einem fortwährenden Abwehrkampf gegen meine Leidenschaft. Ich hatte mich noch nicht soweit zur geistigen Freiheit durchgerungen, dass ich mich hätte von der üblichen Meinung der grossen Masse emanzipieren können. Ich fühlte mich abhängig von ihr und hielt in Wahrheit meine Neigung für verbrecherisch, so dass ich glaubte, sie mit diesen Mitteln erfolgreich bekämpfen zu können. Die äusseren Umstände schienen mir günstig in meinem Vorhaben. Ich kam durch einen Kollegen, der mich einst zur Kirmess in sein Heimatsdorf lud, mit dessen Familie in nähere Berührung. Das kleine Dörfchen lag in reizender, romantischer Umgebung an der Weser hingestreut, war von der Stadt, wo ich wohnte, nicht allzuweit entfernt und mit der Bahn allsonntäglich bequem zu erreichen. Als schwärmerischen Naturfreund zog es mich mächtig hin zu diesem kleinen idyllischen Nestchen. Ich fing an, regelmässig dies Dörfchen aufzusuchen und lernte nun hier in der Familie meines Kollegen, dessen Schwester kennen. Sie führte, da die Mutter unlängst gestorben war, dem Vater den Haushalt. Die Familie war gross. 3 erwachsene Geschwister arbeiteten in der Umgegend und 3 unerwachsene hatte sie im Hause zu überwachen. So lernte ich dies echte Naturkind kennen, wie es treu und umsichtig waltete in dem kleinen Anwesen; es war ihrem Vater und den zahlreichen Geschwistern eine sorgsame Hausfrau und liebevolle Pflegerin. Eine ungemein frische, sympathische Erscheinung, gefiel sie mir mit der Zeit immer mehr. Ich genoss bald das Vertrauen der Familie und ging darin ein und aus. Es gefiel mir so unendlich wohl in diesem kleinen Ort, inmitten der herrlichen

Natur. Ich streifte in dem nahen Walde umher, lag stundenlang an dem Ufer der Weser, oder machte mir im Garten und Feld zu schaffen. Und wenn Sonntags nachmittags Vater und Brüder das Gasthaus im Dorfe aufsuchten, dann leistete ich der Schwester meines Kollegen Gesellschaft, wenn sie einsam zu Haus die jüngeren Geschwister hütete. So lernte ich auch Wesen und Charakter dieses trefflichen Mädchens kennen, an denen ich schliesslich nur angenehmes finden konnte. Ich war nie im Leben ein fanatischer Weiberfeind und wusste Schönheit, Tugend und natürliche Anmut beim Weibe wohl zu schätzen. Hier aber fand ich alles in seltenem Masse vereinigt. In der Person dieses Mädchens schien mir plötzlich ein Fingerzeig gegeben, meinem ferneren Leben sittlichen Halt wiederzugeben. Ich hatte zur Zeit keinen männlichen Verkehr und war, seit ich diesen Ort entdeckt, ganz stadtfremd geworden, arbeitete nur noch in der Stadt und lebte auf dem Lande. Hier in der Stille der Natur unter den Kindern der Natur hatte ich den langersehnten Frieden wiedergefunden. Ich wurde der Freund und Berater Mathildens, half ihr getreulich bei allen möglichen häuslichen Angelegenheiten. Bald war es im Dorfe ausgemachte Sache, dass ich Mathildens Mann werden würde, und ich tat nichts, um diese Meinung zu entkräften, im Gegenteil, sie schmeichelte meiner Eitelkeit und ich war fest überzeugt, Mathilde würde meine Hand nicht abweisen. Ich war stets artig und taktvoll in meinem Benehmen ihr gegenüber und hielt mich körperlich in respektvoller Entfernung von ihr, was mir leider nicht schwer fiel. Ich genoss deshalb ihr unbegrenztes Vertrauen, wir waren wie Geschwister und ich war in die Angelegenheiten der Familie bald besser eingeweiht, als selbst ihre Geschwister. Ach, hätte sie mir nie dieses Vertrauen geschenkt, hätte sie mich abgewiesen, ihr und mir wäre wohler gewesen. Ich aber bildete mir ein, dieses Mädchen zu lieben, redete mir selbst beständig zu mit allen möglichen Phrasen vom häuslichen Herd und Geldeswert — belog mich selbst, indem ich vor meinen eigenen schüchternen Bedenken behauptete, dass diese Heirat der einzige Weg sei, um im Leben noch einmal glücklich zu werden. Was habe ich mir nicht alles vorgelogen, um endlich den vermeintlichen Frieden zu finden, nach dem ich mich so sehr sehnte. Ich liess nun ein erstes Lebenszeichen an meine Familie daheim gelangen, indem ich einen langen de- und wehmütigen Brief an mein Mütterchen richtete. Sie war nur meine Stiefmutter, aber ich hatte ihr stets eine innige Liebe und Anhänglichkeit bewahrt. Ich gab in dem Brief einen ungefähren Überblick meiner Schicksale von jenem Tage an, da ich sie verlassen musste, bat

alle um Verzeihung, und wenn es ihnen möglich sei, mich wieder als Mitglied der Familie anerkennen zu wollen; teilte auch, nicht ohne einiges Selbstbewusstsein mit, dass ich mir jetzt eine achtbare Existenz begründet, und im Begriff stände, — mich zu verloben, und bat schliesslich um ihren Rat und um ihren mütterlichen Segen. Nach kurzer Zeit erhielt ich Antwort von meinem Bruder. Alles war hocherfreut von meinem Lebenszeichen und namentlich von meinem Entschluss. Man gratulierte mir, wünschte mir Glück, alles sollte vergessen und vergeben sein, denn ich hätte ja nun bewiesen, dass ich ein andrer geworden. Mein Bruder gab mir den Rat, ja nicht mehr länger mit der Heirat zu warten, kündigte mir an, mich baldmöglichst aufzusuchen, um sich von meinem Glück zu überzeugen. „Du glaubst nicht, wie ich mich freue,“ so hiess es am Schluss seines Briefes, „dass wir Dich als einen Menschen wiedergefunden, der nun wieder als vollberechtigtes und nützliches Glied in die Gesellschaft aufgenommen werden kann. Dadurch, dass du dich der Liebe zu einem Weibe hingegeben, hast du deinen Beruf als Mann und Geschlechtswesen der Gesellschaft gegenüber erfüllt, und hast ein Recht, wieder unter Menschen zu erscheinen.“ (!!!) Wenn ich ehrlich sein will, so kann ich nicht sagen, dass dieser Brief meines Bruders in meinem Herzen einen völlig harmonischen Wiederhall gefunden hätte. Es lag in ihm etwas, was ich nicht recht definieren konnte. Nur soviel wusste ich, damals, als ich Willy und nachher Adolf liebte, war ich doch auch gewissermassen ein Mensch gewesen. Aber immerhin, der Brief freute mich sehr und beseitigte meine letzten Bedenken. Ich verlobte mich. Und als ich bald darauf im näheren Umgang mit meiner Braut ein leidenschaftliches, heissbegehrendes Weib vorfand, dessen jungfräuliche Liebesglut mir den normalen Koitus leicht machte, da freute ich mich ganz unbändig und war nicht wenig stolz auf meine Manneskraft. Um endlich zum Schluss dieser Bekenntnisse zu gelangen: Mathilde ist mein Weib geworden, und so lange wir nun nebeneinander durchs Leben wandeln, bin ich ihr nicht einen Augenblick treu geblieben. Das bischen Reiz war bald entschwunden. Er war bewusst und planmässig herbeigezogen und künstlich genährt, war eine Art Onanie, war nicht die Liebe, das grosse, heilige Feuer, das aus den dunklen Tiefen der Menschenseele emporlodert, mächtig und unmittelbar, mit leuchtenden Flammen das geliebte Wesen gleichsam verklärt und mit heissem Odem erwärmt. Ein elender Abklatsch, ein Popanz war es, der sich heuchlerisch Liebe nennt und im Grund nur Eigenliebe ist, die für ihren feigen Schwindel eine legitime

Unterlage benötigt. O ja, ich leugne es nicht, ich war feige, unendlich feige, dass ich der lügnerischen Ehrenretterei das Glück meines Lebens zum Opfer brachte und schlecht dazu, dass ich ein rechtschaffenes, braves Menschenkind damit an mein Dasein kettete und auch ihm die Blüten seines Lebenslenzes stahl.

Allzu langsam ist mir der Schleier von den Augen gesunken und als ich endlich nun mein eigenes Selbst im Lichte der Erkenntnis sah, da war es leider zu spät. Neue Fesseln habe ich mir durch diesen unseligen Schritt auferlegt, ein Zurück gibt es nun nicht mehr und vorwärts? — wo wollt ich denn da hin? Da müsste ich ja erst ein „Anderer" werden. Wer ratet mir? Soll ich meinem armen Weibe, das mir rechtschaffen und treu bis jetzt gedient, „reinen" Wein einschenken? Die sorgsame Hausfrau und die zärtliche Mutter meiner Kinder hinaus stossen in die Welt, indem ich das Band gewaltsam durchschneide, das uns vor den Augen der Welt bindet. Solche gigantische Kraftleistung mag man von mir nicht eher verlangen bis man mir sagen kann, was damit für uns Beide, für unsere Kinder gewonnen. Unsere Kinder, jawohl, zwei herzige kleine Wesen sind diesem Scheinbunde entprossen. Jeder Homosexuelle, der los und ledig ist, mag sich wundern, wie ein Homosexueller dazu kommen kann. Aber Jeder, der in ähnlicher Lage sich befunden, wird nichts Verwunderliches darin finden. Ich liebe meine Kinder, die beide aus den ersten 2 Jahren meiner Ehe stammen und umgebe sie mit aller Sorgfalt, die in meinen Kräften steht; sorge für mein Weib nach bestem Können. Und doch muss ich sie ständig betrügen. Überall gelte ich als der beste Gatte und Vater meiner Familie. Und beständig breche ich die Ehe. Habe ich das Glück, einen jungen, starken, edlen Freund zu treffen, dann kennt meine Freude keine Grenzen. All' mein Leid, all' die düstren Tage, die ich auf dem qualvollen Weg meines Lebens, an der Seite eines hochgeachteten, aber ungeliebten Weibes durchwandern muss, sie sind vergessen. Vergessen ist meine Gefangenschaft, in der ich mein Dasein vertrauern muss im Kreise meiner „Familie", vergessen alle Gesetze der moralischen Gesellschaft. Ich schreite unaufhaltsam weiter auf der Bahn des — „Verbrechens". Denn ich kann ja nicht anders das Glück wirklicher Liebe finden als im „Verbrechen". Wo ich hinblicke nichts als Sünde, und wollte ich diesem unsäglichen Zustand ein ewiges Ziel setzen, dann erst wird mir der Fluch, Verbrecher, noch übers Grab geschleudert werden. Was also kann ich tun? Ich werde weiter zu leben versuchen, um weiter zu sündigen.

Die Liebe ist so gross, so erhaben, so edel, sie vermag alles und sie gibt auch mir immer wieder von neuem die Kraft des

Lebens wieder. Ja der Eindruck, den die licht- und kraftvolle Gestalt eines edlen Jüngling auf mich hervorzubringen vermag, lockt sogar noch hier und da ein paar einfache und schlichte Töne von meiner längst verrosteten Leier.

So erst vor Kurzem als ich auf einem Abendessen einen jungen Handwerker kennen lernte: Ein schöner Jüngling mit seltenen Geistesgaben, wie er mir ähnlich immer im Geiste vorschwebte. Er zeigte sogleich am Abend unserer Bekanntschaft tieferes Verständnis als allé Anderen für meine bescheidenen Darbietungen, durch die ich zur Unterhaltung der Gesellschaft beizutragen suchte. Wir kamen in ein kleines Gespräch und ich war überrascht und erstaunt über die Tiefe seiner Begriffe über Ästhetik und Kunst sowie über die Kraft seiner Lebensanschauung. Ich war sofort von diesem starken Charakter gefangen. Selbst Arbeiter, war ich freudig bewegt, auch unter meines Gleichen, einen so fein empfindenden und edel denkenden jungen Mann entdeckt zu haben. Ich suchte näheren Verkehr, besuchte ihn in seiner Wohnung, wo ich ihn stets lesend oder malend, auch musizierend — er spielte gut die Klarinette — antraf. Ich war entzückt und verliebte mich unsterblich in dieses herrliche Wesen. Eine neue Sonne schien über mein düsteres Dasein aufgegangen. Ich hatte nur noch Gedanken, Sinne, Interesse, Zeit, für ihn. Mein armes Weib, die von dieser neuen Liebe, mit der ich sie betrog, natürlich keine Ahnung hatte, konnte garnicht begreifen, was in mich gefahren war. Ich vernachlässigte alle meine sonstigen Obliegenheiten. Ich suchte ihm erst zu verheimlichen, dass ich verheiratet sei, bald jedoch fügten es die Umstände, dass ich ihm die Wahrheit sagen musste. Lächelnd meinte er, es täte ihm leid, dass er das nun wüsste. Denn nun könne er doch meine Zeit, mein Interesse für ihn nur in halben Portionen in Anspruch nehmen, die grössere Hälfte gehöre meiner Familie. Und als ich ihm eifrig erwiderte, das käme garnicht in Betracht, da schaute er mich lange an und warf die Worte still und leicht hin „Hättest dich nicht verheiraten sollen“ — ich war fassungslos, durchschaute er mich, hatte er in meiner Seele zu lesen verstanden? Hier, fühlte ich, war ich der Schwächere, aber gerade deswegen liebte ich ihn umsomehr. Lange haben wir an jenem Abend noch zusammen gesessen und langsam aber sicher bin ich in seine Seele eingedrungen. Und als ich bald darauf das erste Zeichen der Liebe, den Kuss von ihm begehrte, lehnte er zuerst ruhig und bestimmt ab, und ich hatte zu viel Achtung und Respeckt vor seiner Person, als dass ich hätte weiter in ihn dringen wollen. Später hat er mir dies Zeichen gern und freudig gewährt. Fester und immer fester

schlossen wir uns dann zusammen. In ungetrübter Harmonie gingen unsre Seelen in einander auf. Als Geschlechtswesen normal, hat er mir doch in hingebender Freundschaft das höchste Glück der Liebe gewährt. Er fühlte sich nicht dadurch mit Schmach und Schande bedeckt. Er war frei und unabhängig genug im Geiste, meine Empfindungen, meinen Zustand zu begreifen. Und konnte er auch meine leidenschaftliche Liebe nicht mit derselben Glut erwidern, so war er doch sichtlich bemüht, durch verdoppelte treue Anhänglichkeit, durch wahrhaft hochherzige Freundschaft und Teilnahme für meine traurige Lage, diesen Mangel wett zu machen. Leider währte mein Glück nicht lange. Durch mein Verhältnis mit ihm drohte mir ein ernster Konflikt mit meiner Familie. Ich verwendete natürlich meine freie Zeit nur für ihn. Seine Person beherrschte nur noch allein meinen Ideenkreis. Ich überliess Frau und Kinder sich selbst, sorgte nur materiell für sie, und war im übrigen stets bei meinem Ludwig anzutreffen. Er selbst hat mich im Kreise meiner Familie nur ein einziges Mal besucht. Er hatte, feinfühlend wie er war, die Situation bald begriffen und achtete darin gewiss nur die Meinen. So war ich denn stets bei ihm. Wir musizierten, lasen, studierten und philosophierten miteinander. Die Sache wurde zu auffällig und Ludwig bat mich, meine Besuche einzuschränken. Dazu war ich natürlich nur in ganz geringem Masse im Stande. Meine Frau musste mich öfter aus seiner Wohnung abholen lassen. Kurzum, es gab ernsthafte Auseinandersetzungen zwischen mir und meiner Frau. Dies alles merkte Ludwig, und eines Tages überraschte er mich mit der Mitteilung, dass er die Stadt verlassen wolle. Seine Eltern hatten geschrieben, er solle in die Heimat zurückkehren. Ich war wie vom Schlage gerührt, mich von diesem Menschen trennen, das war ja rein unmöglich. Mein erster Gedanke war — ich scheue mich nicht, ihn hier niederzuschreiben — ich wollte ihn begleiten und sprach diese Absicht sofort aus. Ruhig und bestimmt verbot er mirs und brachte mich durch sein liebevolles Zureden wieder zur Vernunft zurück. Nur seiner ruhigen, festen Besonnenheit habe ich es zu danken, dass es keine Katastrophe gab. Er versicherte mir zuletzt, dass er mir dann seine Freundschaft und Achtung versagen müsse, wenn ich ihm folgen wollte. Das half, und still ergab ich mich in diese Trennung. 14 Tage noch war es mir vergönnt, ihn zu sehen. Ich half ihm bei seinen Vorbereitungen zu der weiten Reise. Ludwig hatte in Jütland seine Heimat. Er war mit 17 Jahren in die Fremde gegangen, hatte Dänemark, Deutschland und die Schweiz schon bereist und hatte sich auf seinen Reisen, die er meistens zu Fuß ge-

macht, 2 fremde Sprachen angeeignet (Deutsch und Französisch), die er beide geläufig sprach; für einen mittellosen Handwerksgesellen eine zweifellos ausserordentliche Leistung. Dabei stand er erst im 22. Lebensjahre. Und von diesem herrlichen Jüngling sollte ich mich trennen. Ich konnte mich mit dem Gedanken garnicht vertraut machen. Aber was half es. Nach 5 monatlichem sonnenvollen Glücke ist nun wieder die düstere Öde meines Daseins über mich zusammengebrochen. Niemals im Leben ist es mir je vergönnt gewesen, einen edleren Menschen an mein Herz drücken zu dürfen, als diesen dänischen Jüngling. Nie ist mir eine Scheidestunde qualvoller erschienen, als die des Abschiedes von ihm. Immer und immer wieder musste ich diesen Kopf an mich pressen, immer wieder in diese dunklen, tiefen Augen blicken.

Wenn je einem Homosexuellen seine Gefühle zum Fluch seines ganzen Lebens geworden sind, so bin ich es. Und wenn je Anstrengungen gemacht wurden, um diese Empfindungen loszuwerden, ihnen eine andere „normale" Richtung zu geben, so habe ich es getan. Und doch musste ich bei meinem Verhältnis zu Ludwig erkennen, dass mein Geschlechtszustand heute homosexueller denn je ist. Der Zustand, in dem ich mich gerade ihm gegenüber befand, mag die Art und Weise dartun, mit der ich von ihm Abschied nahm. Wir hatten den ganzen Abend vor seiner Abreise auf seiner Stube zusammen verbracht, und ich hatte schliesslich weinend unter unzähligen Umarmungen mich von ihm losgerissen. Ruhelos lief ich durch die Strassen und konnte es nicht fertig bringen, nach Hause zu gehen. Ich kehrte schliesslich zurück, um meinen Freund noch einmal zu sehen. Er war bereits zur Ruhe gegangen. Dumpf vor mich hinbrütend, setzte ich mich auf den Flur vor seiner Tür hin und schlief, den Kopf an die Tür gelehnt, schliesslich ein. So wurde ich mitten in der Nacht von ihm aufgefunden. Liebevoll bereitete er mir eine Stätte neben sich. So habe ich dann die letzten Stunden dieser letzten Nacht an seiner Brust zugebracht. Noch in der letzten Minute unseres Beisammenseins klagte ich mich an über mein unvernünftiges Verhalten. Er tröstete mich und versicherte mich seiner treuen Freundschaft, auch in der Ferne. So ward auch dieser mir entrissen. Einsam und trauernd lebe ich nun wieder für mich hin und denke daran, welche Leiden mir wohl noch im Schoosse der Zukunft zugedacht sind.

Erlöst uns, nehmt uns die Fesseln ab: der Kultur wird es nicht zum Schaden, der Menschheit aber wird es zur Ehre gereichen.

Druck von G. Reichardt, Groitzsch i. S.

DATE DUE

112279			
GAYLORD			PRINTED IN U.S.A.